This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

47. b. 23.

Am Szepter und Kronen.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Europäische

Minen und Gegenminen.

Folge von „Am Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Romans in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Villa Braunschweig in Hietzing, jenes kleine, nach der Straße durch eine einfache hohe Mauer vornehm abgeschlossene Haus, welches von seinem früheren Besitzer, dem Baron Hügel, so reich mit Kunstschätzen und Seltenheiten ausgestattet und von dem Herzog von Braunschweig mit fürstlich reicher Eleganz erfüllt war, umschloß den kleinen Hof des Königs Georg V., der mit dem Kronprinzen Ernst August und der ältesten Prinzessin Friederike in diesem reizenden buen retiro des Herzogs, seines Vetters, seine Residenz aufgeschlagen hatte, während die Königin mit der Prinzessin Mary noch immer auf ihrem einsamen Bergschlosse Marienburg verweilte.

Im Morgensonnenschein schimmerte das frische Grün der hohen Bäume des Gartens, die großen Glasthüren des chinesischen Vorsaales standen weit offen und ließen den Duft der Frühlingsblumen und der ersten aufknospenden Frührosen eindringen, und selbst die lebensgroßen chinesischen Pagoden schienen lebendiger mit den bezopften

Köpfen zu wackeln unter dem frischen Geruch der Frühlingsluft, deren Wehen hie und da eines der zahllosen kleinen Silberglöckchen am Plafond in zarter Schwingung erzittern ließ.

Nichts ließ in diesem tief stillen, friedlichen, blühenden und sonnigen Aufenthalt vermuthen, daß hier ein Fürst wohnte, dessen Thron die gewaltigen Wetter der Zeit zertrümmert hatten und auf welchem die aufmerksamen Blicke der Kabinette und der Parteien in Europa ruhten. Lakaien in den scharlachrothen Livreen des Welfenhauses gingen in dem langen, zu den innern Räumen des Hauses führenden Gange auf und nieder, ein angespannter Wagen stand im Hof — Alles machte den Eindruck einer vornehm aristokratischen Villeggiatur, deren ruhig dahinfließendes Leben eben so heiter und licht wäre, wie der helle Frühlingshimmel und der goldene Sonnenschein, der auf den saftigen Rasen und den Farbenglanz der Blumenparterres herabfiel.

Auf den mit feinem gelben Sande bestreuten Wegen des unmittelbar an den Ausgang der inneren Räume stoßenden Gartens ging die Prinzessin Friederike in einfacher Morgentoilette langsam auf und nieder. Das edle Gesicht der Prinzessin mit den großen blauen Augen war ernster geworden in dieser ernsten Zeit, deren Hand so schneidend tief eingegriffen hatte in das erwachende

Leben ihrer Jugend, — aber wenn auch die frischen Lippen nicht lächelten in der sorglosen Heiterkeit ihres Alters, — ganz hatte die Jugend ihr Recht nicht verloren, — über dem sinnenden, wehmüthigen Ernst der stolzen Züge dieser Tochter des alten Geschlechts Heinrich's des Löwen lag ein leichter Duft des Frühlingsschimmers, der die ganze Natur erleuchtete, und ihr Auge erfüllte sich mit sanftem Glanz, wenn sie den Blick hingleiten ließ über all' diese erschlossenen Blumen, welche ihre zarten Kelche den Sonnenstrahlen öffneten und den Wohlgeruch ihres Athems in die warme Luft emporhauchten.

Neben der Prinzessin ging die Staatsdame Gräfin Wedel, welche wie ihr Sohn gekommen war, um am Hofe des Unglücks den Ehrendienst zu thun, — der milde, weiche Blick der alten Dame mit den sanften Zügen und der edlen, vornehmen Haltung ruhte oft mit inniger Theilnahme auf diesem jungen Mädchen, dem der Purpur, in welchem sie geboren, so schweres Leid gebracht hatte.

„Wie habe ich heute Morgen wieder meinen Bruder beneidet, liebe Gräfin," sagte die Prinzessin mit leichtem Seufzer, „als ich die Pferde im Hofe hörte, die für seinen Morgenritt vorgeführt wurden, — wie gern wäre ich mit zu Pferde gestiegen, um durch die frische, freie

Natur hinzufliegen, den Athem der Freiheit einzusaugen und den Blick zu baden in reinem Morgenlicht!"

„Sollten denn Eure Königliche Hoheit nicht reiten?" fragte die Gräfin, „ich glaubte, daß Seine Majestät davon gesprochen hätte."

„Ach nein," rief die Prinzessin abermals seufzend, „Mama will es nicht erlauben, schon in Hannover nicht, und jetzt habe ich schon zweimal nach der Marienburg geschrieben und darum gebeten, aber es ist mir abgeschlagen."

„Nun," sagte die Gräfin mit freundlichem Lächeln, „dann müssen Eure Königliche Hoheit resigniren, — es ist ja im Grunde kein so großes Opfer, — das Leben fordert größere und schwerere. Sehen Sie um sich, hier haben wir ja auch die Natur, so schön, so frisch — und zugleich so geordnet, — das ist ja unser Loos als Frauen, im beschränkten Kreise zu leben und zu wirken, — wohl uns, wenn dieser Kreis sich so freundlich mit Blumen schmückt, wie dieser Garten."

Die Prinzessin schwieg einige Augenblicke.

„Im beschränkten Kreise," sagte sie dann halb flüsternd, — „ja, ja, das ist das Loos der Frauen, — aber," rief sie lebhafter, — „ich muß Ihnen sagen, Gräfin, — daß mir das gar nicht gefällt!"

Sie blieb stehen.

„Glauben Sie nicht," fragte sie, das ausdrucksvolle Auge mit einer gewissen kindlichen Naivität auf die ruhigen Züge der alten Dame richtend, — „glauben Sie nicht, liebe Gräfin, daß es Menschen gibt, die ihre Bestimmung verfehlen?"

Die Gräfin lächelte.

„Gewiß, Prinzessin, gibt es solche Menschen," sagte sie, „man sieht —"

„Nun," rief die Prinzessin halb scherzend, halb unmuthig, „ich glaube, ich habe meine Bestimmung verfehlt, — ich glaube, ich war bestimmt, ein Mann zu werden."

Die Gräfin lachte.

„Welche Gedanken!" rief sie.

„O ich hatte diese Gedanken schon als Kind," sagte die Prinzessin, — „in Herrenhausen hatte ich nur den Wunsch, die Spiele und Beschäftigungen meines Bruders theilen zu können, — ich habe oft geweint, daß ich ein Mädchen sein sollte." —

„Aber, Prinzessin," sagte die Gräfin Wedel fast erschrocken, — „das waren kindliche, — verzeihen Sie, kindische Phantasieen, — geben Sie sich," fügte sie ernst hinzu, „solchen Neigungen nicht hin, Sie wissen, wie streng Seine Majestät der König die Grenzen dessen festgehalten wissen will, was die hergebrachte Form und Sitte gebietet."

Ein leichtes Roth färbte die zarte Wange der Prinzessin. Stolz erhob sie den Kopf, mit einem Ausdruck fürstlicher Hoheit, aus welchem das ganze Bewußtsein ihres tausendjährigen Geschlechts hervorblitzte, sagte sie:

„Sie verstehen mich nicht, Gräfin, — nicht die Grenzen der Form und Sitte sind es, die mich beengen. — Sie wissen," fuhr sie dann in herzlich freundlichem Tone fort, indem sie ihren Arm leicht in den der Staatsdame legte und ihren Spaziergang wieder aufnahm, — „Sie wissen, wie tief mir jedes, auch das leiseste Ueberschreiten jener Grenzen, jedes emanzipirte Wesen zuwider ist, — aber abgesehen von diesen Grenzen — warum schränkt man den Lebenskreis der Frauen so eng ein in ihrem Wirken, Streben, Schaffen? — warum soll es uns verschlossen bleiben das große Reich des Wissens, in welchem der Geist der Männer den herrlichen, leuchtenden Bahnen folgt? — warum sollen wir nicht die Hand legen dürfen an das mächtige Rad der Geschichte, — das doch auch uns nicht schont in seinem gewaltigen Rollen?" fügte sie seufzend hinzu. „Und nun gar," rief sie nach einer kurzen Pause, „wenn man Prinzessin ist. — Der enge Kreis, der das Leben der Frauen überhaupt einschließt, wird bei uns so sehr zusammengezogen, daß uns kein Athemzug Luft übrig bleibt, — wahrhaftig, die Flügel des Geistes müssen erlahmen, wenn

man sie niemals ausbreiten kann! — Sehen Sie," sagte sie lebhafter, — „ich habe den Drang, die Sehnsucht in mir, zu lernen, die Welt und das Leben zu verstehen, das Gebiet des Wissens zu durchdringen, — aber wo finde ich Beistand, wo finde ich eine freundliche Hand, die mich führt? — Die Arbeit des Geistes wird mir schwer, — aber je schwerer sie ist, um so mehr liebe ich sie, — aber wie soll ich es anfangen, mich zu befreien von dem Bann, mit dem mich meine Stellung umgibt? — Ich spreche mit irgend Jemand," rief sie mit zornigem Ausdruck, — „ich überwinde meine Verlegenheit, — denn ich bin sehr verlegen, wenn ich es auch vielleicht nicht scheine, — ich sage irgend etwas und fühle, weiß sehr genau, daß es unrichtig, unklar ist, — ich hoffe, daß man mich berichtigen, belehren, aufklären werde, — aber — was höre ich?"

Sie stellte sich vor die Gräfin und sagte in parodirender Bewegung sich tief verneigend:

„Sehr wahr, — Eure Königliche Hoheit haben vollkommen Recht, — es ist zu bewundern, wie Eure Königliche Hoheit die Dinge so scharf zu beurtheilen verstehen. — Das höre ich, Gräfin," rief sie die Lippen zusammenpressend, — „ich mag gesagt haben, was ich will, und an dieser ehernen Mauer der ewigen Ehrerbietung und Devotion fällt der Flug meines Geistes zu Boden!"

Die Gräfin lachte herzlich.

„Eure Königliche Hoheit behaupten die Welt nicht zu kennen," sagte sie, — „und doch haben Sie den Ton der Höfe so genau studirt, daß der größte Schauspieler ihn nicht besser kopiren könnte."

„Ja, diesen Ton kenne ich zur Genüge," rief die Prinzessin selbst lächelnd, — „aber ich bin seiner auch wahrhaftig herzlich überdrüssig. — Und jetzt," fuhr sie dann wieder ernst fort, indem sie ihre großen Augen mit tief traurigem Ausdruck zur Gräfin aufschlug, — „jetzt in dieser Zeit, in der unser Haus so schwer getroffen ist von der Hand des Schicksals, da schmerzt es doppelt, so in trauriger Unthätigkeit sich in stillem Schmerz und Kummer zu verzehren. — Gräfin," sagte sie mit gepreßter Stimme, während ihr Auge in feuchtem Schleier sich verhüllte, — „wenn ich meinen lieben Vater vor mir sehe, auf dessen theurem Haupt so schweres Leid ruht, — dann möchte ich weinen vor bitterem Zorn, daß ich so gar nichts thun kann für ihn und seine Sache, für sein Haus, dessen Blut doch auch in meinen Adern fließt, — für sein Recht, das doch auch das meine ist. — O wäre ich ein Prinz!" rief sie lebhaft, leicht mit dem Fuß auf den Boden tretend, — „könnte ich ringen, arbeiten, kämpfen! — mein Bruder nimmt das leichter," sagte sie seufzend und das Auge zu Boden schlagend.

Mit inniger Theilnahme blickte die Gräfin Wedel auf die Prinzessin, — auch ihr Auge wurde feucht.

Starke Schritte ertönten auf dem Wege, der aus den tieferen Theilen des Gartens herführte.

König Georg V. erschien auf den Arm des Flügeladjutanten Oberstlieutenant von Heimbruch gestützt.

Der König trug die hannöversche Uniform der Gardejäger, ohne Epaulettes und Orden, er rauchte eine Cigarre aus einer langen hölzernen Spitze.

„Prinzeß Friederike," sagte Herr von Heimbruch.

„Guten Morgen, mein Töchterchen!" rief der König mit seiner hellen Stimme.

Die Prinzessin eilte ihrem Vater entgegen und drückte die Lippen auf seine Hand, der König nahm ihren Kopf und küßte sie zärtlich auf die Stirn, indem er langsam ihr glänzendes aschblondes Haar streichelte.

„Ein herrlicher Morgen," rief der König tief aufathmend, „wie wohl thut mir diese reine, frische Luft! — ich bin schon lange gegangen, während mein Töchterchen noch schlief," fügte er lächelnd hinzu.

„Auch ich bin schon seit einiger Zeit hier im Garten gegangen, — mit der Gräfin Wedel," sagte sie mit einem Blick auf die Staatsdame, welche mit einigen Schritten bis dicht an den König herantrat.

„Ah, Frau Gräfin, guten Morgen!" rief Georg V.,

indem er die Hand der Gräfin ergriff und sie mit ritterlichem Anstand an seine Lippen erhob, — „wie befinden Sie sich heute? — ich bedaure immer von Neuem die Unbequemlichkeiten, die Sie hier ertragen müssen, — aber — Sie haben es gewollt, wir sind im Campagne-Zustand, da muß man sich in Manches finden!“

„Majestät,“ sagte die Gräfin, — „es fehlt mir nicht das Geringste, — und,“ fuhr sie mit innigem Tone fort, „ich bin glücklich, in diesem Augenblick die Pflichten meines Ehrenamtes erfüllen zu können, — Prinzeß Friederike,“ sagte sie abbrechend mit leichtem Lächeln, „war aber nicht ganz mit unserer Morgenpromenade in dem schönen blühenden Garten zufrieden, — sie möchte zu Pferde steigen und hinausreiten in die freie Ferne.“

„Die Königin erlaubt es nicht,“ sprach Georg V. ernst.

„Graf Alfred Wedel,“ sagte Herr von Heimbruch.

Der Hofmarschall Graf Wedel trat heran in einfachem Morgenanzug.

„Mein lieber Alfred,“ sagte der König, sich freundlich nach der Seite wendend, von welcher die Tritte des Kommenden erschallten, — „Ihre Mutter ist zufrieden mit ihrem Aufenthalt, — das freut mich herzlich, sorgen Sie ja fortwährend, daß es ihr an nichts fehlt; — ist der Kronprinz schon zurück?“

„Noch nicht, Majestät," sagte Graf Wedel, „Seine Königliche Hoheit dachte einen weiten Ritt zu machen."

„Haben Sie Nachrichten von der Gräfin?" fragte der König, — „wird sie bald kommen?"

„Ich hoffe es, Majestät," erwiederte der Graf, — „ich habe heute Morgen einen Brief erhalten, — sie denkt bald im Stande zu sein, die Reise zu unternehmen."

„Schreiben Sie ihr viel — viel Freundliches von mir," sagte der König, — „wie sieht es sonst in Hannover aus?" fragte er dann, indem ein tiefernster Ausdruck auf seinem Gesicht erschien.

„Trübe, — gedrückt, — Majestät," erwiederte der Graf, — „die Zeit lastet auf allen Verhältnissen — und man macht manche wunderbaren Erfahrungen, — ich habe auch einen Brief vom Professor L'Allemand, Majestät," fügte er hinzu, „der —"

„Was schreibt er?" fragte der König rasch und gespannt.

„Er hatte den preußischen Generalgouverneur um Erlaubniß gebeten, das wunderbar schöne Bild, das er gemalt, nach Paris zur Ausstellung senden zu dürfen, — es stellt Eure Majestät zu Pferde, die Front des Garderegiments herunterreitend, dar, — die Ausführung ist meisterhaft, alle Köpfe von frappanter Porträtähnlichkeit."

„Ich erinnere mich," sagte der König, „nun?"

„Dieß Bild befindet sich unter den mit Beschlag belegten Vermögensobjekten.“

Der König biß die Zähne auf einander.

„Und der General von Voigts-Rhetz hatte sogleich bereitwillig die Erlaubniß ertheilt, das Bild auszustellen, — als er durch einen Bericht darauf aufmerksam gemacht wurde, daß diese Ausstellung höchst bedenklich sei, da das Bild in Paris Sympathieen für Eurer Majestät Person und Allerhöchstihre Sache erwecken könne.“

„Und wer hat diesen Bericht gemacht?“ fragte der König.

„Herr von Seebach, der frühere Generalsekretär des Finanzministeriums, — so schreibt man mir,“ sagte Graf Wedel.

Der König schwieg lange, — er athmete tief und ein trauriges Lächeln spielte um seine Lippen.

„Preußischer als die Preußen!“ sagte er leise, — „ob man in Berlin wohl glaubt, mit solchen Elementen die Herzen des Landes zu gewinnen? — Und was hat der General von Voigts-Rhetz gethan?“ fragte er dann.

„Er hat nichtsdestoweniger die Ausstellung des Bildes erlaubt,“ erwiederte Graf Wedel.

„Er ist Soldat!“ sagte der König.

„Und ich wollte nun für L'Allemand die Erlaubniß

Eurer Majestät erbitten, das Bild nach Paris senden zu dürfen."

„Gewiß, gewiß soll er es hinsenden," rief der König, — „ich wünsche ihm von Herzen Erfolg und Anerkennung für sein Kunstwerk, — schreiben Sie ihm das und grüßen Sie ihn und seine Frau von mir, — ich will sogleich an Meding schreiben, damit er dem Bilde einen guten Platz verschafft."

Der alte Kammerdiener des Königs näherte sich und sprach einige Schritte vom Könige stehen bleibend:

„Graf Platen und Herr von Düring sind im Vorzimmer und fragen, ob Eure Majestät sie empfangen wolle."

„Düring!" rief der König, — „er kommt von Holland, — ich will die Herren sogleich sehen!"

„Darf ich dann Eure Majestät vielleicht um die Befehle für das Diner bitten?" sagte Graf Wedel, — „der Graf und die Gräfin Waldstein haben sich gemeldet."

„Der Graf und die Gräfin Waldstein!" sagte der König lebhaft, — „wie werde ich mich freuen, sie zu sehen! — lassen Sie sie sogleich einladen, — Reischach natürlich, — Graf Platen und Herr von Düring — das genügt. — Auf Wiedersehen, mein Töchterchen! — auf Wiedersehen, Frau Gräfin!"

Leicht mit der Hand grüßend schritt er am Arm des Herrn von Heimbruch schnell dem Hause zu.

In dem chinesischen Vorzimmer fand er den Grafen Platen und den Hauptmann von Düring in der Uniform der Flügeladjutanten seiner warten.

Graf Platen war schlank und geschmeidig in seiner Haltung wie früher, sein Schnurrbart und sein Haar trugen nicht mehr die glänzend schwarze Farbe, welche sie in Hannover gezeigt hatten, und der leicht in's Graue fallende Ton stand mit den etwas gealterten und nervös abgespannten Gesichtszügen im Einklang.

Der König grüßte die beiden sich tief verneigenden Herren und bat sie, ihm in sein Kabinet zu folgen, welches zur 'Seite' des Vorzimmers lag und in welchem auf schottischen Seidentapeten herrlich gearbeitete Hochlandswaffen zwischen meisterhaften Oelgemälden hingen, welche Sujets aus Walter Scott's Romanen darstellten.

Georg V. setzte sich in seinen Lehnstuhl vor den Tisch in der Mitte des Zimmers und sagte, indem er den Rock aufknöpfte und sich bequem zurücklehnte:

„Nun ich freue mich sehr, daß Sie wieder da sind, mein lieber Düring, wie also haben Sie die Emigration gefunden, — was ist dort zu thun?"

„Eurer Majestät Befehl gemäß," erwiederte der Hauptmann von Düring, mit der Hand leicht über den

blonden Schnurrbart fahrend, „habe ich mich über Paris nach Arnheim begeben und dort eine ziemlich bedeutende Anzahl von Mannschaften und verschiedene Offiziere gefunden, welche aus Hannover ausgewandert waren, um sich Eurer Majestät zur Verfügung zu stellen. Sie hatten vorausgesetzt, daß aus der luxemburger Angelegenheit kriegerische Verwickelungen in Europa entstehen würden, und sich deßhalb beeilt, neutrales Gebiet zu erreichen, da sie voraussetzten, daß Eure Majestät jetzt Ihre Armee wieder bilden würden."

„Es ist ja leider jetzt nichts zu machen," sagte der König achselzuckend, — „wer hat nur den Leuten den Befehl gegeben, jetzt gerade aufzubrechen? — ich weiß nichts davon und bedaure diese vorzeitige Auswanderung."

„Eure Majestät hatten einzelnen Herren Vollmachten ertheilt," erwiederte Herr von Düring, — „es scheint, daß sie nun den Moment für gekommen erachtet und die Emigration in's Werk gesetzt haben, — in solchen Augenblicken," fügte er mit fester Stimme hinzu, „muß man ja allerdings auch nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung handeln."

„Gewiß, gewiß," sagte der König, — „ich bin auch weit entfernt, den Herren irgend einen Vorwurf zu machen —"

„Sollte nicht von Paris aus ein Wink an sie

ergangen sein?“ sagte Graf Platen, sich in sich selbst zusammenschmiegend, — „waren ja zwei Offiziere gerade in Paris anwesend, als die Emigration begann.“

„Das ist ganz unmöglich,“ sagte Herr von Düring, „ich war damals ja selbst gerade in Paris und habe die Herren gesehen, — sie sind zurückgereist, um die Auswanderung anzuhalten, was ihnen auch theilweise gelungen ist, — freilich strömen noch immer genug Leute nach Holland.“

„Doch nun,“ sagte der König, — „handelt es sich darum, was geschehen soll, wie die Leute organisirt werden, — wo sie bleiben sollen.“

„Majestät,“ erwiederte Herr von Düring, — „es sind drei Kategorieen da, — erstens wirkliche Deserteurs, welche bereits in die preußischen Regimenter eingereiht waren, — sodann Militärpflichtige, welche schon die Einberufungsordre erhalten hatten, — endlich junge Leute, welche zwar im militärischen Alter stehen, aber noch nicht einberufen waren. Die beiden ersteren Kategorieen können nicht zurückkehren, ohne sich den schärfsten Strafen auszusetzen, die ganz jungen Mannschaften könnten allerdings zurückkehren, aber sie wollen es nicht, — sie bestehen darauf, sich dem preußischen Dienst nicht unterwerfen und sich Eurer Majestät erhalten zu wollen.“

„Nach meiner Meinung,“ sagte Graf Platen, „sollte

man die Unteroffiziere und die gedienten Leute erhalten, um daraus die Kadres zu bilden für den Fall, daß Eure Majestät wieder mit gewaffneter Hand den Kampf für Allerhöchstihre Rechte aufnehmen, — die übrigen aber, — ich sehe nicht ein, was sie nützen sollen, — und sie werden viel Geld kosten."

Der König sann nach.

„Die Kosten," sagte er, „so lange sie nicht faktisch unerschwinglich sind, können nicht in Betracht kommen, — wie viel Leute waren dort?" fragte er, sich zu Herrn von Düring wendend.

„Vier- bis fünfhundert," erwiederte dieser, — „doch war der Zugang, als ich abreiste, noch immer ein ziemlich starker, — so daß, wenn auch so schnell als möglich alle Maßregeln ergriffen werden, um der weiteren Auswanderung Einhalt zu thun, man immer auf sechs- bis siebenhundert Mann wird rechnen müssen."

„Gut," sagte der König, — „sie sollen unterhalten werden," — er sann einen Augenblick nach und fuhr dann fort: „Ich war anfangs ein wenig bestürzt über diese schnelle und zahlreiche Auswanderung, welche zunächst das arme hannöverische Land vielleicht noch härterem Druck aussetzen wird, — indeß je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr sehe ich ein, wie nützlich diese ganze Sache ist, — es ist eine Demonstration des Volkes

ein Zeugniß, welches die Hannoveraner ablegen, daß sie an mir festhalten wollen, — und in der heutigen Zeit, in welcher das suffrage universel ein Dogma der Politik geworden, fällt das in's Gewicht, — außerdem gibt dieses Korps immer die Basis für ein künftiges selbstständiges Handeln. — Doch," fuhr er fort, — „wo sollen die Leute bleiben? — werden sie sich in Holland halten können?"

„Das glaube ich nicht, Majestät," sagte Herr von Düring, — „die holländische Regierung wird, ihrer neutralen Stellung entsprechend, nicht dulden können, daß eine Ansammlung von Leuten, welche immerhin einen militärischen Charakter durch ihre Organisation hat, an der preußischen Grenze sich festsetze. Ich bin nach dem Haag gegangen und habe mit dem holländischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen Zuijlen, und auch mit dem Minister des Innern, Herrn Heemskerk, gesprochen, — beide Herren waren der Sache Eurer Majestät durchaus sympathisch und bedauerten tief das Schicksal Hannovers, sie versprachen auch eine äußerst wohlwollende und freundliche Behandlung der hannöverischen Emigranten, — allein Beide erklärten mir auch eben so bestimmt, daß sie ein Zusammenbleiben derselben an einem Ort unter einer bestimmten Organisation weder nach den Gesetzen des Landes, noch nach den Pflichten, welche die

neutrale Stellung des Königreichs bedinge, dulden könnten. Bis jetzt sei von der preußischen Regierung keine Forderung in dieser Beziehung gestellt, — allein man wünsche auch dringend, eine solche zu vermeiden und so bald als möglich jede Veranlassung dazu zu beseitigen. Daher werde sich die Regierung genöthigt sehen, in wenigen Tagen die Leute zu trennen und einzeln in verschiedene Orte des Königreichs zu interniren. Der Graf Zuijlen bemerkte mir dabei, daß er mir sehr dankbar sein werde, wenn ich die Regierung auch dieser ihr peinlichen Nothwendigkeit überhebe — durch eine schleunige Entfernung der Emigranten. — Denselben Rath gab mir der französische Gesandte Baudin, mit dem ich ebenfalls über die Sache sprach. Er interessirte sich lebhaft für die Leute und zeigte die wärmsten Sympathieen für die Sache Eurer Majestät, — indeß fehlte ihm selbstverständlich jede völkerrechtliche Basis, um irgendwie zu Gunsten der Emigranten etwas zu thun."

„Aber wohin mit den Leuten?" fragte der König.

„Majestät," sagte der Hauptmann von Düring, „die Schweiz bietet allen Flüchtlingen ein offenes Asyl, — dort, wo die Vertreter der extremsten rothen Demokratie aller Nationen sichern Aufenthalt und völlig freie Bewegung finden, wird ja auch Raum für Anhänger eines unglücklichen Königs sein, — wenn Eure Majestät nicht

vorziehen, sie nach England gehen zu lassen, das ja auch bis jetzt allen Flüchtlingen unbedingt freie Aufnahme gewährt. Ich darf Eurer Majestät bemerken, daß die Leute selbst vielleicht am liebsten nach England gehen, — die Tradition von des Königs deutscher Legion liegt ihnen im Sinn und sie sehen sich gewissermaßen als eine neue Auflage dieser Legion an, die bei der Okkupation Hannovers am Anfange dieses Jahrhunderts unter englischen Fahnen sich bildete."

„In England würde aber der Unterhalt der Leute viel mehr kosten," bemerkte Graf Platen.

„Dafür würde sich aber auch dort mehr Gelegenheit finden, ihnen Beschäftigung und eigenen Erwerb zu schaffen. Eure Majestät kennen die Sympathie, welche viele Kreise in England — die Damen der Aristokratie an der Spitze — der hannöverischen Sache beweisen, — schon ist den seit dem vorigen Jahre nach England geflüchteten Hannoveranern durch das Komite, welches sich in London gebildet hat, so viel Beschäftigung zugewiesen, daß sie fast gar keiner Unterstützung mehr bedürfen, und ich glaube —"

„Nein," unterbrach der König, — „nach England sollen sie nicht gehen, — die Sympathieen, welche sie dort finden, sind einfaches Mitleid, — und den Hebel für den Kampf um meine Rechte kann ich nicht in einem

Lande ansetzen, das für mich und das Stammland seiner glorreichen Könige nichts übrig hat als Mitleid und Bedauern. — Die Leute sollen sofort nach der Schweiz gehen, — wer führt das Kommando?"

„Der Hauptmann von Hartwig, Majestät," sagte Herr von Düring, „und ihm zur Seite steht Herr von Tschirschnitz."

„Dann ist die Sache in guten Händen," rief der König, — „Hartwig wird mit seinem biedern, braven Charakter großen moralischen Einfluß auf die Leute ausüben, — und Tschirschnitz ist ein sehr tüchtiger Offizier von großer Intelligenz und reichen Kenntnissen, — ich hatte ihn zum militärischen Erzieher des Prinzen Hermann gewählt und er hat ihn vortrefflich gebildet. — Schreiben Sie also unverzüglich, daß die Emigration sofort nach der Schweiz gehen solle."

„Ich glaube, daß Zürich der beste Ort wäre," sagte Herr von Düring.

„Also nach Zürich!" rief der König, — „dort angekommen, sollen sie sofort über ihre Installation und Organisation berichten, — vor Allem aber sollen sie jeden Schein einer militärischen Organisation äußerlich vermeiden."

„Sie müssen die einfache Emigration bleiben," sagte Graf Platen, „und Eure Majestät müssen zu ihnen nur

in dem Verhältniß stehen, daß Allerhöchstdieselben Ihre Unterthanen in der Noth des Exils unterstützen, — vielleicht wäre es gut, wenn man in Hannover selbst ein Unterstützungskomite bildete, um eine offenkundige, sozusagen offizielle Verbindung Eurer Majestät mit den Flüchtlingen dadurch zu vermeiden."

„Ich habe keinen Grund, zu verbergen, was ich thue," sagte der König, stolz den Kopf emporrichtend.

„Aber Eure Majestät haben auch gewiß nicht nöthig, ohne Noth die Kritik Europas herauszufordern — und den Gegnern Allerhöchstihre Vorbereitungen vor Augen zu stellen."

„Gut," sagte der König, — „suchen Sie also ein solches Unterstützungskomite zu bilden, — ich glaube, praktisch wird es eine geringe Bedeutung haben, denn der Geldbeutel ist bei meinen guten Hannoveranern ein sehr kitzlicher Punkt."

„In wenigen Tagen, Majestät," sagte Graf Platen, „werden sich darüber Anknüpfungen machen lassen, — zu Eurer Majestät Geburtsfest sind, wie mir gestern geschrieben wurde, sehr viele Besuche in Aussicht genommen, — wir werden hier die einflußreichsten Persönlichkeiten unter den hannöverischen Patrioten versammelt sehen und zwar aus allen Kreisen und Ständen."

„Es hat mich immer hoch erfreut," sagte der König

mit bewegter Stimme, „wenn an den Familienfesten meines Hauses das Volk so innigen Antheil nahm, — doch in Hannover hatte ich die Macht und man hatte vielleicht materielle Gründe, seine Anhänglichkeit zu beweisen, — jetzt aber“ — er fuhr leicht mit der Hand über die Augen — „jetzt rührt mich das doppelt, denn jetzt,“ sagte er schmerzlich seufzend, „kann ich keine Gunst gewähren, und Alle, die mir Beweise treuer Anhänglichkeit geben, setzen sich vielleicht peinlichen Verfolgungen aus, — jetzt lerne ich meine wahren Freunde kennen! — Sie haben also Meding in Paris gesehen,“ sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen zu Herrn von Düring gewendet, — „und mit ihm über die Lage gesprochen, — was war seine Ansicht über die nächste Zukunft?“

„Majestät,“ sagte Herr von Düring, „der Regierungsrath war überzeugt, daß für die nächste Zukunft, zunächst für die Dauer der Ausstellung, der Frieden ganz unzweifelhaft erhalten werden würde, — schon damals, als ich dort war, sagte er mir, daß aus der luxemburger Frage keine kriegerische Verwickelung entstehen würde, nachdem sie einmal auf das diplomatische Gebiet geführt sei, — und er war damit im Interesse Eurer Majestät sehr zufrieden, — denn diese Frage hätte — auf die Spitze getrieben — entweder zu einer

Allianz zwischen Frankreich und Preußen geführt, — wenn man in Berlin ausschließlich und spezifisch preußische Politik hätte machen wollen, — oder zu einem deutschen Krieg, — in beiden Fällen wäre jede Aussicht, das Recht Eurer Majestät in einer oder der andern Form jemals wieder zur Geltung zu bringen, für immer verloren gewesen."

Der König stützte den Kopf in die Hand und fragte halb leise:

„Und für die Zukunft?"

„Der Regierungsrath Meding ist ganz fest und unerschütterlich überzeugt," sagte Herr von Düring, „daß der Krieg nur eine Frage der Zeit ist, — er kann hinausgeschoben werden, — ein oder zwei Jahre selbst, — aber er wird mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses kommen, — allein —"

„Allein?" fragte der König, ohne den Kopf aufzurichten.

„Allein," fuhr Herr von Düring fort, „er sieht diesem Ereigniß mit großer Sorge entgegen, denn die sogenannten chauvinistischen Anschauungen sind von großer Macht in Frankreich und bei jeder kriegerischen Verwickelung wird das Geschrei nach Eroberungen, — nach der Eroberung des Rheins sich laut und betäubend erheben, dann aber würde jede Aktion für Eure Maje-

ſtät äußerſt ſchwierig — ja unmöglich werden, ſelbſt ein Frieden mit Preußen würde ſich dann nur ſehr ſchwer ſchließen laſſen."

„Und der Kaiſer?" fragte der König immer in derſelben Stellung.

„Der Kaiſer Napoleon," antwortete Herr von Düring, „hegt für ſeine Perſon nicht dieſe chauviniſtiſchen Anſichten und die Eroberungsgelüſte gegen Deutſchland, — aber wird er der nationalen Strömung widerſtehen können? — Der Regierungsrath Meding," fuhr er fort, „legt darum den höchſten Werth auf eine völlig ſelbſtſtändige Stellung Eurer Majeſtät nach allen Richtungen hin, — Frankreich ſowohl als Oeſterreich gegenüber, damit Eure Majeſtät zu jeder Zeit die volle Freiheit des Handelns haben; — nach ſeiner Anſicht, die er mich gebeten hat, Eurer Majeſtät ganz beſonders dringend perſönlich an's Herz zu legen, iſt es vor Allem jetzt die Aufgabe unſerer Politik, an maßgebender Stelle und in der öffentlichen Meinung Frankreichs den Chauvinismus und die Eroberungsgelüſte gegen Deutſchland zu bekämpfen, — ſodann aber legt er ganz beſondern Werth darauf, daß Eure Majeſtät ſo bald als möglich mit den hervorragenden Führern derjenigen Parteien in Deutſchland in innige Verbindung treten, welche das Prinzip der autonomen Freiheit und Selbſtbeſtimmung

vertreten, — daß Eure Majestät diese Parteien um sich versammeln, sie organisiren und leiten, — damit, wenn der Moment der Aktion eintritt, Allerhöchstdieselben von einem großen und achtungswürdigen Theil der deutschen Nation umgeben sind und Prinzipien auf Ihre Fahne schreiben, welche der deutschen Nation lieb und heilig sind, — auch in Paris liegt ihm daran, nicht ausschließlich als der Vertreter der bloßen Legitimität dazustehen, — für welche man dort, wie überhaupt im Allgemeinen in der Welt, sehr wenig Sinn mehr hat!"

„Der Regierungsrath Meding," sagte Graf Platen lächelnd, „gefällt sich ein wenig in den Anschauungen des Marquis Posa, — ich sehe darin sehr viel Theorie und möchte doch die praktische Unterstützung der Kabinette von Wien und Paris höher anschlagen."

„Ich glaube, daß diese Unterstützung dem bloßen legitimen Recht niemals zu Theil werden wird," sagte Herr von Düring lebhaft, — „wenn aber ein beachtenswerther Theil der deutschen Nation sich um Eure Majestät gruppirt, dann werden Allerhöchstdieselben eine Großmacht sein, deren Allianz in's Gewicht fällt — und welche auch Frieden zu schließen unter Umständen in der Lage sein wird."

Graf Platen schlug unmerklich lächelnd die Arme übereinander und blickte forschend auf den König.

Georg V. saß schweigend da, den Kopf in die Hand gestützt.

Endlich erhob er das Haupt und sprach mit fester Stimme:

„Ja — ich muß völlig selbstständig dastehen, Deutschland darf nie der Preis sein, welchen ich zur Erringung meines Rechtes einsetze, — wir werden darüber weiter sprechen, wenn Meding demnächst herkommt, — doch es muß zur völlig selbstständigen Aktion Alles vorbereitet werden, — nach allen Richtungen, auch in militärischer Beziehung. — Sie, mein lieber Düring," fuhr er fort, „stehen meiner Person zu nahe, als daß Sie, — da die Emigration keinen öffentlich militärischen Charakter haben soll, unmittelbar und inmitten derselben ihre Organisation leiten können, — ich habe deßhalb beschlossen, Sie nach Paris zu senden, — von dort haben Sie leichten und freien Verkehr mit der Schweiz und können Alles organisiren. Wegen der übrigen Vorbereitungen dazu werden Sie mir dann Ihre Vorschläge machen. Zugleich sollen Sie in Paris alle militärischen Verhältnisse genau beobachten, — das ist von höchster Wichtigkeit zur Beurtheilung der Situation, und wird Ihnen leicht werden, da Sie ja drei Jahre in der französischen Armee Dienste gethan und daher genaue Kenntniß aller Einrichtungen haben."

„Ich danke Eurer Majestät," sagte Herr von Düring mit bewegter Stimme, „unterthänigst für diesen Beweis des Vertrauens, der mir zugleich eine meiner Neigung so sehr entsprechende Thätigkeit gibt! Eure Majestät dürfen überzeugt sein, daß ich Alles aufbieten werde, um die so schöne und große Aufgabe zu erfüllen, — so schwer dieselbe immer sein mag."

„Ich werde Meding sogleich instruiren," sagte der König, „damit er Sie überall einführt, — und ich bitte Sie, so leid es mir thut, Sie nicht bei mir behalten zu können, so bald als möglich abzureisen."

„Majestät," sagte Graf Platen, indem er ein Papier aus seinem Portefeuille nahm, — „durch Zufall ist hier der Rapport des brandenburgischen Husarenregiments Nr. 3 an mich gekommen, — ich darf ihn wohl dem diensthuenden Flügeladjutanten übergeben?"

„Eure Majestät sind noch immer Chef des preußischen Regiments!" rief Herr von Düring erstaunt.

„Glaubten Sie denn, daß mir der König von Preußen den Abschied gegeben?" fragte der König lächelnd.

„Nein," sagte Herr von Düring, — „aber ich glaubte, daß vielleicht Eure Majestät Ihrerseits —"

„Preußen hat mein Recht verletzt," sprach der König ernst, — „und ich werde für mein Recht kämpfen bis

zum letzten Athemzug, das ist meine Pflicht gegen mein Haus und gegen Gott, der mir meine Krone gegeben, — das kann aber alte Beziehungen nicht zerreißen, welche aus ruhmreichen Traditionen stammen, — und was auch geschehen ist, — was noch geschehen möge, — der preußischen Armee anzugehören wird mir, wie jedem Fürsten der Welt, stets hoch ehrenvoll sein."

Er nahm den Rapport des preußischen Regiments an seinen königlichen Chef aus der Hand des Grafen Platen und steckte ihn in die Brusttasche seiner Uniform.

„Warum hat es dahin kommen müssen?" sagte Herr von Düring halb leise, indem sein feuchtes Auge voll Liebe und Bewunderung auf dem Könige ruhte.

„Treffen Sie alle Einrichtungen," sagte der König zum Grafen Platen gewendet, — „damit die braven Hannoveraner, welche zu meinem Geburtstage hieher kommen, gut aufgenommen werden."

„Zu Befehl, Majestät," erwiederte Graf Platen aufstehend.

„Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Albrecht," meldete der Kammerdiener und öffnete auf einen Wink des Königs die Flügel der Thüre.

Der König nahm den Arm des Hauptmanns von Düring und trat in das Vorzimmer, an dessen Eingangsthür bereits der Erzherzog erschien.

Der Sieger von Custozza schritt rasch in leicht gebückter Haltung dem König entgegen, sein blasses Gesicht mit dem kurzen grauen Haar und dem vollen Schnurrbart zeigte stark ausgeprägt den Typus des habsburgischen Hauses, und die weichen, fast schlaff ineinanderfließenden Züge hätten nicht den energischen, thatkräftigen und willensstarken Feldherrn errathen lassen, wenn nicht das lebhafte, scharfe und helle Auge aus diesem weichen Gesicht hervorgeblitzt hätte, — in dem Blick dieses Auges vereinigte sich der Stolz des Fürsten, die weite Umsicht des Generals, die feste, unerschütterliche Ruhe des Soldaten.

Der Erzherzog trug den grauen Rock der Feldmarschallsuniform, das Maria-Theresienkreuz und den Stern des hannöverischen St. Georgsordens. Ehrerbietig ergriff er die Hand des Königs, welche dieser ihm entgegenstreckte, legte dann den Arm des Königs in den seinen und schritt, den Grafen Platen mit freundlichem Kopfnicken grüßend, in das Kabinet Georg's V., dessen Thüren der Kammerdiener verschloß, während sein Adjutant bei den beiden Herren im Vorzimmer blieb.

„Ich komme," sagte der Erzherzog, nachdem er den König zu seinem Sessel geführt hatte, „um Eure Majestät für übermorgen um die Ehre Ihrer Gegenwart in meinem Hause zu bitten, — unser Familiendiner ist bei mir."

„Der Kaiser und Sie alle sind zu gütig," sagte der König, „daß Sie uns so liebenswürdig im Schooße Ihrer Familie aufnehmen."

„Nun," erwiederte der Erzherzog, indem er sich neben dem Könige niederließ, — „uns verbindet halt, — abgesehen von allem Andern, die Verwandtschaft des gemeinsamen Unglücks und wir sind wahrlich sehr stolz, unsern tapfern und ritterlichen Bundesgenossen unter uns zu sehen, — lieber freilich — weiß Gott — sähe ich Eure Majestät auf Ihrem Throne."

Er seufzte tief.

„Wie geht es der Herzogin von Württemberg?" fragte der König.

„Ich danke Eurer Majestät," erwiederte der Erzherzog, — „ganz nach Wunsch, — meine kleine Mathilde habe ich mitgebracht, — sie ist drüben bei der Prinzessin Friederike und wird nachher noch die Ehre haben, Eurer Majestät ihren Respekt zu bezeigen. — Es ist merkwürdig," fuhr er fort, „was die beiden Mädchen für eine Freundschaft mit einander geschlossen haben, — meine Tochter schwärmt für die Prinzeß, — übrigens hat sie vollkommen Recht," fügte er hinzu, — „denn ich muß Eurer Majestät bekennen, daß ich noch nie eine so liebenswürdige und dabei so bescheidene und zugleich charaktervolle Prinzessin kennen gelernt habe."

Der König lächelte, — ein glücklicher Ausdruck erschien auf seinem Gesicht.

„Ja es ist ein gutes, liebes und treues Kind," sagte er mit sanftem Tone, — „meine Antigone," fügte er leise hinzu, mit der Hand leicht über die Augen fahrend.

Der Erzherzog beugte sich vor und drückte in unwillkürlicher Bewegung stumm die Hand des Königs.

„Uebrigens," fuhr Georg V. mit heiterem Tone fort, „ist die Schwärmerei gegenseitig, — ich höre meine Tochter den ganzen Tag von ihrer Freundin Mathilde sprechen, — und nichts hat bei ihr Geltung, was nicht die Billigung der Erzherzogin gefunden hat."

Der Erzherzog seufzte. „Glückliche Kinder," sagte er, — „sie lachen und tändeln noch über den tiefen, furchtbaren Ernst des Lebens dahin, der die Prinzessin Friederike schon so schwer erfaßt hat, — und meiner Tochter auch nicht erspart bleiben wird."

„Der Erzherzogin wird eine Prüfung erspart bleiben, wie sie meine Kinder in ihrer frühen Jugend betroffen hat," rief der König.

„Es gibt auch andere Prüfungen, — die eben so schwer — oft schwerer sind," sagte der Erzherzog mit trübem Tone. — „Haben Eure Majestät von der politischen Kombination bereits gehört, durch welche jetzt die

künftige Größe Oesterreichs wieder neu geschaffen werden soll?"

„Die Allianz mit Italien?" fragte der König, — „ich habe davon sprechen gehört, und ich muß aufrichtig gestehen, daß, nachdem einmal das italienische Gebiet aufgegeben worden ist, es mir am besten erscheint, mit dem Nachbarstaat auf gutem Fuß zu stehen, — um wenigstens nach jener Seite für alle Fälle Sicherheit und Ruhe zu haben."

„Mag sein, mag sein," rief der Erzherzog, „die Politik ist ja ein Wesen, das keine Erinnerung und kein Gefühl hat, — aber es wird schwer, sich zu gleich abstrakter Höhe zu erheben, — und das müssen wir Fürsten doch, — so kann ich auch nicht ohne tiefen Schmerz daran denken, daß es gerade mein Blut sein soll, welches dieß neue Bündniß kitten soll mit dem Lande, das ich auf unsern alten Ehrenfeldern das Schwert Oesterreichs fühlen ließ, — mit dem Lande, das jetzt unsere schönen, reichen Provinzen, unser Festungsviereck besitzt."

Der König neigte in tiefem Ernst das Haupt.

„So ist es wahr," sagte er, „was ich neulich andeuten hörte, daß die Idee einer Verbindung besteht?"

„Es ist wahr," erwiederte der Erzherzog.

„Das Haus Savoyen ist aber eines der vor-

nehmsten Häuser und mit dem kaiserlichen Hause nahe verwandt," bemerkte der König, — „auch soll der Kronprinz ein liebenswürdiger Herr von vortrefflichem Charakter sein."

„Gewiß, gewiß," rief der Erzherzog, — „allein — Eure Majestät werden begreifen, daß sich — Custozza nicht so leicht vergessen läßt."

„Der Sieger kann es leicht vergessen, — wenn die Besiegten es vergessen," sagte der König.

Schweigend und ernst schüttelte der Erzherzog den Kopf.

„Gott gebe," fuhr Georg V. fort, „daß alle diese Schritte zum Heile Oesterreichs, — zur Wiedererstarkung seiner Macht und Größe führen."

Lebhaft rief der Erzherzog: „Ja, wenn ich dessen gewiß wäre! — welches Opfer könnte mir zu groß, zu schwer sein, um mein Haus und Oesterreich aus dem Unglück wieder emporzureißen und das herrliche Reich wieder auf die Höhe zu führen, die es einst einnahm in Europa, — aber," fuhr er erregt fort, — „führen die Wege, die man jetzt einschlägt, zu diesem Ziel? — ich vermag diese Ueberzeugung nicht zu gewinnen," sagte er mit finsterem Ausdruck, „man hat da halt eine Hast, eine Unruhe zu uns importirt, die mit dem Charakter und den Traditionen von Oesterreich nicht harmoniren."

Er schwieg und blickte seufzend zu Boden.

„Aber der Ausgleich mit Ungarn ist doch schon ein gewaltiger Fortschritt," sagte der König, — „die Stellung der Ungarn war ja immer — und leider noch im letzten Krieg ein Hinderniß der österreichischen Machtentfaltung."

„Ausgleich mit Ungarn?" rief der Erzherzog, — „ja freilich, alle Welt spricht davon, — auch die Krönung wird stattfinden in Pest; auf dem Königshügel werden sie Eljen rufen, — aber ist das ein Ausgleich? Wir geben den Ungarn Alles, was sie verlangen, — und was erhalten wir dafür? Ich sehe bis jetzt nichts Reelles, — nichts Greifbares. — Aus Italien sind wir verdrängt," fuhr er in bitterem Tone fort, — „aus Deutschland ausgeschlossen — und dieser jetzige Ausgleich mit Ungarn legt uns nur eine Fessel mehr auf, wenn wir je daran denken könnten, unsere verlornen Positionen wieder zu gewinnen. — Ich habe wahrlich hohe Sympathie für die edle magyarische Nation, — aber mit künstlich parlamentarischen Maschinerieen wird man ihr Herz nicht gewinnen, diesseitige und jenseitige Reichsräthe und Delegationen werden den österreichischen Fahnen nicht zum Siege verhelfen, — und," sagte er mit festem Tone, — „da liegt's, da liegt's allein, die Armee muß wieder schlagfertig gemacht werden, ohne eine siegreiche

Armee wird die alte Blüte und Macht nicht wiederkehren. — Und dann — die schiefe Stellung, in welche wir mehr und mehr zur Kirche kommen —"

Er brach ab.

„Eure Majestät verzeihen, — ich spreche da von Dingen, um die ich mich grundsätzlich nicht kümmern will, — ich bin Soldat, — und des Kaisers erster Soldat zu sein, ist meine Lebensaufgabe und mein Beruf, hier werde ich meine ganze Kraft und meine volle Arbeit einsetzen, — im Uebrigen — möge Gott Alles zum Besten für Oesterreich lenken und den Kaiser und seine Räthe erleuchten, daß sie den rechten Weg zum Heil der Zukunft finden. — Doch," sagte er nach einer augenblicklichen Pause, — „ich darf Eure Majestät nicht länger stören, — meine Tochter scheint bei ihrer Freundin den Lauf der Zeit zu vergessen."

Der König stand auf.

„Die Prinzessinnen werden im Garten sein, — wollen Eure Kaiserliche Hoheit mir erlauben, sie aufzusuchen und die Erzherzogin zu begrüßen?"

Er bewegte die Glocke. Der Kammerdiener öffnete die Thürflügel; der König legte seinen Arm in den des Erzherzogs und beide Fürsten schritten in den Garten der Villa hinaus.

Während der Erzherzog sich nach dem Kabinet des

Königs begeben hatte, war seine Tochter in Begleitung ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin von Eltz, nach den Zimmern der Prinzessin Friederike gegangen, und als sie dort erfahren, daß die Prinzessin im Garten sei, hatte sie die Anmeldung verbeten und war hinausgegangen, um ihre Freundin zu suchen.

Die jugendliche Erzherzogin trug eine helle Frühlingstoilette, eine Mantille von dunkelviolettem Sammt und eine zierliche Garnitur von Veilchenbouquets auf dem kleinen Hut, die ganze Erscheinung dieses Kindes aus dem alten Hause der Cäsaren war umhaucht von einem Duft frischer Jugendblüte, die wunderbar schönen Farben des feinen, lieblichen Gesichts mit den Augen, die zugleich so tief sinnend und so hell und rein in die Welt hinausblickten, traten durch die dunkeln Farben, welche sie umgaben, in lichter Helle hervor, — als die junge Fürstin in den blühenden Gärten hinaustrat, da erschien diese auf den Sonnenhöhen des Lebens erschlossene menschliche Blume schöner, frischer und leuchtender als die bunten Kelche, die aus frischem Grün dem Sonnenstrahl und den tändelnden Schmetterlingen sich öffneten.

Die Erzherzogin bemerkte in einiger Entfernung die Prinzessin und die Gräfin Wedel und schnell in anmuthig ungeduldiger Eile lief sie ihrer Oberstthofmeisterin

voraus, — die Prinzessin hörte den leichten Schritt auf dem Kies des Weges, — sie wendete sich um — und im nächsten Augenblick hatte die Erzherzogin sie in ihre Arme geschlossen.

„Mein Vater ist bei dem König," rief sie, den strahlenden Blick voll inniger Liebe auf die ernsten Züge der Tochter des Welfenhauses richtend, „und da bin ich mit herausgekommen, um Dich zu begrüßen. — Uebermorgen, hoffe ich, werdet ihr bei uns sein, — wie freue ich mich," fuhr sie lebhaft fort, „Dich wiederzusehen, — Du glaubst nicht, wie glücklich es mich macht, daß Du hier bist, — ich habe mich immer so nach einer Freundin gesehnt, — nach einer wirklichen, wahren Herzensfreundin, — und nun habe ich mehr gefunden, als ich je gehofft, — wäre nur die Veranlassung nicht so traurig," flüsterte sie, und indem sie den Arm um die Schultern der Prinzessin legte, streichelte sie sanft ihre Wange und blickte voll tiefen Gefühls zu der etwas größeren Freundin empor.

„Du gute, liebe Mathilde!" sagte die Prinzessin sanft, — „wie danke ich Dir für Deine Theilnahme in dieser Zeit! — Es ist ja unser Loos, schwerer die Last des Lebens zu tragen, als andere Menschen."

„Ach ja — ja," sagte die junge Erzherzogin plötz-

lich ernst und traurig zu Boden blickend, — „es ist unser Loos.“ — Sie seufzte tief auf.

Die Prinzessin machte sich sanft vom Arm der Erzherzogin los und reichte der herantretenden Gräfin Eltz die Hand, während die Erzherzogin mit freundlichen Worten die Gräfin Wedel begrüßte.

„Wollen wir in mein Zimmer gehen?“ fragte dann die Prinzessin Friederike.

„Nein,“ rief die Erzherzogin, — „ich bitte, bleiben wir hier, — ich habe Dich hier aufgesucht, weil es so schön draußen ist, — laß uns ein wenig umhergehen, — ich muß nachher noch dem König meinen Respekt bezeigen.“

Sie legte ihren Arm in den der Prinzessin und die beiden jungen Mädchen gingen mit der elastisch raschen Bewegung ihres Alters in die schattigen Gänge des Gartens, während die Gräfinnen in ruhigem Gespräch langsam nachfolgten.

„Du hast vorhin so schwer geseufzt,“ sagte die Prinzessin Friederike lächelnd, — „als ob auch Dich ein Kummer drückte, — hast Du etwas auf dem Herzen?“

Die Erzherzogin blickte schnell nach den Damen zurück, welche sich bereits in ziemlich weiter Entfernung befanden, und sprach mit fast flüsternder Stimme, indem

sie den Arm der Prinzessin fester drückte und den Kopf näher zu ihr hinüber neigte:

„Ach mein Gott, ja — ich habe recht viel und recht Schweres auf dem Herzen."

„Du machst mir fast bange," sagte die Prinzessin noch immer lächelnd in scherzendem Tone.

„O lächle nicht!" rief die Erzherzogin mit bittendem Ausdruck, — „es ist mir wirklich nicht zum Lächeln zu Muth, — sieh, als Du vorhin davon sprachst, daß unser Stand uns bestimmt, dem Schicksal schwerere Opfer zu bringen als Andere, — das fiel mir brennend auf das Herz, — denn, — denn —" fuhr sie zögernd fort.

„Nun?" fragte die Prinzessin in ernsterem Tone, indem sie ihren tiefen Blick erwartungsvoll auf das rosige Antlitz der Erzherzogin richtete, in welchem der heitere Sonnenschimmer der Jugend mit einer angstvoll unruhigen Erregung kämpfte, — „nun?"

„Auch ich soll jetzt schon das Opfer meines Standes werden," sagte die Erzherzogin leise, — „Du weißt ja," fuhr sie mit zitternden Lippen fort, „daß wir Prinzessinnen dazu bestimmt sind, bei den Verbindungen für das Leben nicht das Herz fragen zu dürfen, — sondern daß die Politik —"

„Mein Gott," rief Prinzeß Friederike, — „so ernst ist die Sache?"

„So ernst!" erwiederte die Erzherzogin mit bebender Stimme, — „ich habe Andeutungen gehört — von verschiedenen Seiten, selbst von meinem Vater schon, — welche mir keinen Zweifel lassen, — daß — man daran denkt, über meine Hand zu bestimmen."

Mit tiefernstem Blick drückte die Prinzessin die Hand ihrer Freundin.

„Und wer?" fragte sie leise.

„Der Kronprinz von Italien," hauchte die junge Erzherzogin, indem ihre Wangen sich mit Purpur färbten.

Die Prinzessin schwieg und drückte nochmals zärtlich die Hand der Erzherzogin.

„Man will, wie ich glaube, eine Allianz mit Italien machen," sprach diese rasch und lebhaft, — „und um das Band fester zu knüpfen, soll ich —"

„Kennst Du den Prinzen?" fragte Prinzeß Friederike.

„Nein!" rief die Erzherzogin, — „ich habe Bilder von ihm gesehen, — Du wirst begreifen," fügte sie mit flüchtigem Lächeln hinzu, „daß ich ein wenig neugierig bin, — er hat ein gutes, freundliches Gesicht, — aber — ich bin so daran gewöhnt, das Haus Savoyen als unsern Feind anzusehen, — mein Vater ist gegen sie in's Feld gezogen — und hat sie geschlagen," sagte sie

mit lebhafterer Stimme, indem der ganze Stolz einer Tochter von Habsburg aus ihren Augen blitzte, — „sie haben uns unsere Provinzen entrissen, unsere Vettern entthront — und wollen auch den heiligen Vater von Rom verjagen, — wie soll ich mich daran gewöhnen, dieß Haus, — vor dem ich gezittert, das ich zu hassen gelernt habe — als das meinige zu betrachten, — und dann," fuhr sie seufzend fort, — „ich bin eben erst in das Leben getreten, — Alles lächelt mir hier so freundlich in der lieben Heimat, — ich habe Dich gefunden, — eine Freundin, — dieß seltene Glück für eine Prinzessin, — und nun soll ich das Alles schon verlassen, — so schnell, — und hinausgehen in den kalten Glanz eines fremden Hofes!"

„Früher oder später," sagte die Prinzessin Friederike sinnend, — „einmal mußte es ja doch kommen, — und," fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, — „wenn Du das Bewußtsein hast, Deinem Hause und Deinem Lande zu nützen, das ist doch auch eine schöne und große Sache, — und für uns, die wir als Frauen auf die Welt gekommen sind, ist dieß ja der einzige Weg, der uns erlaubt, für die große Sache zu handeln, für welche die Prinzen mit dem Schwert in der Hand kämpfen."

Die Erzherzogin blickte mit dem Ausdruck liebevoller Bewunderung in das ernste, stolze Gesicht der Prinzessin.

„O Du bist viel größer und stärker als ich!“ rief sie, — „Du hast einen männlichen Geist, — Du bist zum Herrschen geboren.“

„Könnte ich meinem Hause, — meinem Vater und seiner Sache ein Opfer bringen,“ sprach die Prinzessin mit festem Tone und strahlendem Blick, — „nichts, — nichts in der Welt wäre mir zu schwer! — Leider kann ich nichts thun, als wünschen, — hoffen — und beten. — Sieh,“ sagte sie nach einem Augenblick, — „Deine Zukunft kann schön und groß werden, Du steigst auf einen glänzenden Thron und mächtiger Einfluß wird vielleicht einst in Deine Hand gelegt, Du kannst Vieles, was sonst zu schroffem, scharfem Riß führen würde, freundlich lösen, Du kannst es zur Aufgabe Deines Lebens machen, für Dein Haus zu wirken.“

„Und für meine Freunde!“ rief die Erzherzogin lebhaft, — „für euch. — O wenn ich einmal die Macht habe, irgend etwas zu thun, — glaube mir, — für euch will ich arbeiten mit aller Kraft.“

„Für uns!“ sagte die Prinzessin mit traurigem Tone und ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust empor. — „Doch außerdem,“ fuhr sie abbrechend und mit leichtem Lächeln fort, — „warum solltest Du denn nicht auch glücklich werden, — der Prinz —“

„O,“ rief die Erzherzogin abermals tief erröthend,

— „das ist es ja, was mir so schwer auf dem Herzen liegt, — sieh, — den Prinzen kenne ich nicht, — man hat mir viel Liebes und Gutes von ihm gesagt, und ich will das Alles gern glauben, — aber das Haus Savoyen und dieß Italien hat unserem Hause so viel Unheil gebracht, — und dann," sagte sie mit einem gewissen wichtigen Ernst, „merke ich wohl, hinter der ganzen Sache steckt Frankreich, — und von Frankreich ist uns auch noch nichts Gutes gekommen, — die arme Königin Marie Antoinette, — Marie Louise — alle österreichischen Erzherzoginnen sind die Opfer der Allianz mit Frankreich geworden, — und jetzt mein armer Vetter Maximilian, den sie dort in Mexiko verfolgen, — o das kann keinen Segen bringen, — und," fuhr sie mit tieftraurigem Tone fort, indem ihre Augen starr in das Leere blickten, — „es will mich zuweilen wie eine tödtliche Angst überkommen, — es ist, als ob eine kalte Hand sich auf mein Herz legte, — o mein Gott, mein Gott, — das nimmt kein gutes Ende!"

„Du bist eine kleine Thörin," sagte die Prinzessin, zärtlich die Hand ihrer Freundin drückend, mit leichtem Lächeln, — „Du mußt," fuhr sie in heiterem Tone fort, — „die Sache auch von einer andern Seite ansehen, — so oft klagst Du über die fortwährende Last der Etikette, die Dir niemals erlaubt, Dich so recht von Herzen frei

zu bewegen, — nun, wenn Du einmal Kronprinzessin und dann Königin bist, so kannst Du selbst Dein Leben bestimmen, — dann kannst Du auch Deine Cigarretten rauchen," setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu.

„O," rief die Erzherzogin, indem plötzlich der traurige, angstvolle Ausdruck von ihrem Gesicht verschwand, mit heiterem, triumphirendem Lachen, — „das thue ich auch jetzt, — wenn ich einmal allein bin, — es macht mir so viel Vergnügen, die blauen hübschen Wölkchen in die Luft zu blasen!"

Und schnell zog sie aus der Tasche ihrer Robe ein kleines, zierliches Etui hervor, öffnete es und zeigte der Prinzessin eine Reihe kleiner zierlicher Damencigarretten.

„Ein merkwürdiges Vergnügen," sagte die Prinzessin lächelnd, „für eine so zarte und ätherische kleine Erzherzogin."

„Ist es denn nicht ein sehr ätherischer Genuß, — es ist so gar nichts Materielles dabei, — die kleinen, zierlichen Ringe —" erwiederte die Erzherzogin.

„Seine Majestät!" rief die Gräfin Wedel schnell herankommend, — die Prinzessinnen blieben stehen, rasch verbarg die Erzherzogin das kleine Cigarrenetui, dann eilten Beide dem Könige entgegen, welcher am Arm des Erzherzogs Albrecht rasch durch die Allee heranschritt und schon in unmittelbarer Nähe war.

Die Erzherzogin wendete sich zum König, während die Prinzessin Friederike die herzliche Begrüßung des Erzherzogs erwiederte.

„Ich muß meine Tochter selbst holen," sagte dieser scherzend, — „denn wenn sie einmal unter dem Zauber der Unterhaltung mit ihrer Freundin steht, so vergißt sie Zeit und Stunde, — sogar ihre Pflicht gegen Eure Majestät."

„Das wird mir Seine Majestät gewiß verzeihen," sprach heiter die Erzherzogin, — „meiner lieben Friederike kann Niemand widerstehen. Der Kaiser und die Kaiserin sind auch stets unter dem Zauber, von welchem mein Papa spricht, — dann kann man von einer kleinen Erzherzogin nicht verlangen, daß sie sich demselben entziehe."

„Sie verziehen Alle mein Töchterchen," sagte der König mit glücklichem Lächeln, dann reichte er der Erzherzogin den Arm, der Erzherzog bot der Prinzessin den seinen und Alle schritten dem Hause zu.

Der König führte die Erzherzogin zum Wagen, verabschiedete sich mit herzlichem Händedruck vom Erzherzog und kehrte am Arm des Hauptmanns von Düring, der mit dem Adjutanten des Erzherzogs zum Wagen gefolgt war, in sein Kabinet zurück.

Die Prinzessin Friederike winkte noch dem fort-

rollenden Wagen nach, aus welchem die Erzherzogin ihr einen Kuß zuwarf, — dann ging sie langsam in das Innere des Hauses.

„Ich möchte mich einen Augenblick zurückziehen, — ich bin etwas müde," sagte sie zur Gräfin Wedel, — „auf Wiedersehen nachher, liebe Gräfin!"

Sinnend, das Haupt gedankenvoll geneigt, ging sie in ihr Zimmer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In der stillen Wohnung der Madame Raimond im kleinen Hause der Rue Mouffetard hatte sich in den wenigen Tagen, seit die Arbeiterin Madame Bernard dort eingezogen war, ein immer freundlicher sich gestaltendes Leben entwickelt.

Die junge Hausgenossin dieses kleinen, einfachen Kreises hatte vom ersten Abend ihrer Anwesenheit an eine Atmosphäre von Reiz und Sympathie um sich her zu verbreiten gewußt. Oftmals kam die alte Frau Raimond während des Tages in das Zimmer ihrer Mietherin und jedesmal machte sie ihr im Tone der aufrichtigsten Ueberzeugung ihre Komplimente über die saubere Reinlichkeit sowohl, welche in der so bescheidenen Umgebung herrschte, als auch über die Geschicklichkeit und den unverdrossenen Fleiß, mit welchem die junge Frau ihre Arbeit förderte. Sie saß da an dem Fenster ihres Stübchens, das sie schon am ersten Tage mit einer ganz leichten, aber frisch und anmuthig arrangirten Gardine von weißem

Mull dekorirt hatte, und obwohl sie, so lange die alte Frau bei ihr war, unaufhörlich freundlich und harmlos mit ihr plauderte, so ruhten doch ihre Augen immer auf der zarten, weißen Stickerei, an der sie arbeitete, und ihre feinen, schlanken Finger bewegten sich so eifrig und sicher in ununterbrochener Thätigkeit, daß Madame Raimond bei jedem Besuch, den sie ihrer Mietherin machte, den Fortschritt der Arbeit bemerken konnte, — und daß die fertigen Arbeiten schon zweimal in wenigen Tagen hatten fortgetragen werden können, um für einen für die ärmlichen Verhältnisse dieses Haushalts sehr erheblichen Betrag abgeliefert zu werden. Und dabei war die junge Frau so mäßig und anspruchlos — fast ohne Bedürfnisse als die zierliche und feine Wäsche, welche sie trug. Sie trank Morgens ihre Milch, — sie frühstückte Mittags ein Ei und etwas Brod, — nur Abends ließ sie es sich nicht nehmen, zu dem einfachen Diner, welches sie mit ihrer Wirthin und dem jungen Arbeiter theilte, immer den einen oder andern Leckerbissen herbeizubringen, — und was auch die sparsame Frau Raimond sagen mochte, sie bestand darauf, diesen Beitrag zu liefern, der, wie sie sagte, ihre eigene Neigung zur Gourmandise befriedigen solle, obgleich sie von den kleinen, zierlichen Pâtés, welche sie aus einem jener hübschen, einladend ausgestatteten Charkuterieläden mitbrachte, nur eben so viel

koſtete als nöthig war, um die Honneurs ihrer Gabe zu machen.

Und George Lefranc, der finſtere, brütend ernſte Menſch? Er war wie verwandelt, — es war, als ob ein lichter, ſonniger Schimmer über ſein ganzes Weſen ausgegoſſen ſei; — wohl blickte ſein dunkles, brennendes Auge noch tief und ſinnend vor ſich hin, — aber ein mildes und weiches Leuchten lag über dieſer ſtillen, dunklen Glut und ſeine ſonſt ſo feſt und ſtreng geſchloſſenen Lippen öffneten ſich oftmals zu einem hellen, faſt kindlichen Lächeln. Raſch hörte man um die Stunde des Arbeitsſchluſſes ſeinen leichten Schritt die Treppe hinaufeilen, — ſchnell vertauſchte er in ſeinem Zimmer den Arbeitsanzug mit friſcher Wäſche und einer reinen Blouſe, um in dem kleinen Raum zu erſcheinen, welchen Madame Raimond ihren Salon nannte und in welchem ſie Abends ihre Miether bei ſich verſammelte.

Der junge Arbeiter mit ſeinem ſorgfältig geordneten reichen Haar, das magere, blaſſe und ſtrenge Geſicht von einem glücklichen Lächeln überſtrahlt, entwickelte hier geſellige Eigenſchaften, die man nie vorher an ihm bemerkt hatte, — er bediente die Frauen mit einer gewiſſen natürlichen Anmuth bei ihrem einfachen Diner, er nahm Theil an dem leichten, heiteren Geplauder, welches die neue Mitbewohnerin ſo allerliebſt fortzuführen verſtand, —

nicht ohne zuweilen einen leisen Seufzer zu unterdrücken und einen wie unwillkürlich traurigen Augenaufschlag unter den schnell gesenkten Augenlidern zu verhüllen. Mit tiefer Theilnahme blickte dann jedesmal der junge Mann zu ihr herüber, — oft schien es, als ob eine Frage auf seinen Lippen schwebe, aber sie wurde nicht ausgesprochen, — denn rasch kehrte das Lächeln wieder auf das Gesicht seiner schönen Nachbarin zurück und mit verdoppelter liebenswürdiger Beflissenheit plauderte sie weiter, — gleich als wolle sie ihrer Umgebung den Schatten verbergen, welcher wohl aus den Tiefen einer schmerzlichen Vergangenheit hervorstieg.

Madame Raimond betrachtete mit glücklichen und zufriedenen Blicken diese beiden so harmlos mit einander plaudernden jungen Leute, sie schien sich über deren Zukunft ihre ganz besonderen Gedanken zu machen, welche sie jedoch auszusprechen keine Gelegenheit fand. Wohl richtete sie zuweilen an Herrn George die Frage, ob er noch immer der Ansicht sei, daß in den Kreisen der Armuth und Arbeit keine heitere und fröhliche Häuslichkeit möglich sei; der junge Mann antwortete auf solche Fragen nicht anders als durch einen tiefen Blick auf die neben ihm sitzende und auch hier immer mit einer leichten Handarbeit beschäftigte Nachbarin, — es lag in diesem Blick ein Schimmer warmer Dankbarkeit, verbunden mit

dem Ausdruck einer schüchternen Frage, — und wenn die junge Frau auch diesen Blick nicht sah, — ihre Augen waren ja stets auf ihre Arbeit gerichtet, — so schien sie ihn doch zu fühlen, — denn jedesmal flog es wie der Hauch eines leichten Erröthens über ihre zarten Wangen und dann wurde das Lächeln auf den Lippen des ernsten Arbeiters noch glücklicher, noch hoffnungsvoller.

So waren einige Tage vergangen und während dieser wenigen Tage hatte sich das stille Leben der drei Menschen so ineinander gefügt, — daß es schien, als ob sie immer mit einander gelebt hätten, — als ob sie immer mit einander fortzuleben bestimmt wären, — Madame Raimond sprach dieß wenigstens oft in sehr zufriedenem Tone aus, — der junge Mann schwieg, — aber der Ausdruck seines Gesichts zeigte, daß seine Ansicht durchaus mit der seiner freundlichen Hauswirthin übereinstimmte und die Blicke Beider ruhten dann mit sympathischer Freude auf der schönen und anmuthigen Frau, welche in ihrer harmlosen Einfachheit es gar nicht zu ahnen schien, daß der stille Reiz ihrer Persönlichkeit allein das Zauberband war, das diesen kleinen in sich zufriedenen Kreis zusammenschloß.

Dieser Kreis hatte sich einige Tage nach dem Einzug der jungen Weißstickerin noch um eine Person vermehrt; Madame Raimond hatte auch ihr letztes Zimmerchen an

einen alten, kränklichen und fast ganz tauben Herrn vermiethet, welcher sich durch seine Legitimationspapiere als Herrn Martineau ausgewiesen und der gutmüthig zuhörenden Frau in einer langen und sehr ausführlichen Auseinandersetzung die an sich ziemlich einfache Geschichte erzählt hatte, daß er sich vor zehn oder fünfzehn Jahren mit einem hübschen Vermögen aus dem kaufmännischen Geschäft zurückgezogen, das er früher betrieben; seine Frau und ein Sohn, den er gehabt, seien gestorben, durch unglückliche Kapitalanlage habe er sein Vermögen fast ganz verloren und er suche nun, allein in der Welt dastehend, eine Wohnung in einem rechtschaffenen Hause, das ihm einige Pflege in seiner Gebrechlichkeit biete und ihm erlaube, mit den geringen ihm übrig gebliebenen Mitteln ruhig das Ende seines Lebens zu erwarten.

Das war ganz der Miether, wie Madame Raimond ihn sich wünschen konnte, und so war denn der alte Herr Martineau in das noch frei stehende Zimmer eingezogen, hatte dasselbe mit einigen alterthümlichen, von früherer Wohlhabenheit zeugenden Mobilien ausgestattet, die Schränke mit dem Inhalt seiner ebenfalls alten, aber gut erhaltenen Koffer gefüllt und war freundlich in den kleinen Kreis der Hausgenossen aufgenommen worden, — in den der stille, alte Mann übrigens außer seiner persönlichen Anwesenheit keine nennenswerthe Veränderung brachte.

Denn nicht nur war der alte Mann mit den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, welche zuweilen noch kräftiger und fester erschienen, als seine Jahre es hätten vermuthen lassen, so taub, daß eine Theilnahme an der Konversation für ihn unmöglich wurde, — sondern auch waren seine Augen so leidend, daß er nur wenig mehr sehen konnte. Er trug stets eine Brille mit großen dunkelblauen Gläsern, welche seinen Blick vollständig verdeckten und auf seinem Gesicht keinen andern Ausdruck bemerken ließen als ein stilles, freundlich wohlwollendes Lächeln, das in stereotyper Gleichmäßigkeit auf seinen Lippen ruhte. Er hatte Madame Raimond sehr ausführlich die Geschichte der Entstehung dieses Augenleidens erzählt und ihr die Brille abnehmend seine gerötheten und entzündeten Augenlider gezeigt, — die gute Frau hatte ihm sofort, voll Mitleids für den so hart heimgesuchten alten Mann, das Rezept zu einer vortrefflichen Augensalbe gegeben, welche er auch mit bereitwilligster Gewissenhaftigkeit ihrer Vorschrift gemäß anwendete, ohne daß indeß eine Besserung eingetreten wäre, die ihm erlaubt hätte, einen Augenblick die blaue Brille abzunehmen.

So saß denn der alte Mann, die gebückte Gestalt in einen altmodischen, hoch hinauf zugeknöpften Ueberrock gehüllt, um den Hals eine weite, fast das Kinn einschließende weiße Halsbinde, auf dem Kopf eine kurze

Perrücke von verschossen brauner Farbe, unter welcher an den Schläfen einzelne dünne Locken des natürlichen weißen Haares hervorsahen, — so saß er da am Abend in dem kleinen Wohnzimmer der Madame Raimond, still lächelnd und durch die großen dunkelblauen Brillengläser bald den Einen, bald den Andern anblickend. Die junge Frau Bernard erzeigte ihm mit vieler Liebenswürdigkeit alle jene kleinen Dienste, welche das Alter von einer gut erzogenen Jugend zu beanspruchen das Recht hat, und er machte ihr dafür oft eines jener altfränkischen förmlichen Komplimente, das sie mit einem höflichen und verbindlichen Lächeln erwiederte. Schnell hatte man sich an seine Anwesenheit gewöhnt; Madame Raimond, an jedem Abend anfangs so heiter und gesprächig, ließ bald ein wenig, dann immer mehr das Haupt sinken und verfiel in einen leichten Schlummer, — der alte Herr saß ruhig und still da, — und so blieb dann die Unterhaltung den beiden jungen Leuten überlassen, denen übrigens der Stoff dazu selten ausging, — und selbst wenn sie zuweilen einige Zeit in sinnendem Nachdenken dasaßen, so schien ihnen dieß keine Langeweile zu verursachen. Mit skrupulöser Pünktlichkeit erhob aber um zehn Uhr Madame Raimond das sanft eingenickte Haupt, stand auf und schloß das Beisammensein mit der Bemerkung, daß es Zeit sei, zu Bett zu gehen. Denn man stand früh auf

in dieſer kleinen Welt der Arbeit, ſchon um fünf Uhr Morgens ſaß die junge, fleißige Weißſtickerin bei ihrer Arbeit zur großen Freude der ſorgſamen Wirthin, welche bei ihrer Einwohnerin, wenn ſie ihr das Milchfrühſtück brachte, ſtets ſchon einen bemerkenswerthen Fortſchritt der Arbeit fand, — George aber ging oft ſchon zu noch früherer Stunde zu ſeiner Arbeit hinaus.

Eines Morgens hatte ſich, als er in ſeinem Arbeitskoſtüme ſich anſchickte, die Treppe hinabzuſteigen, die Thüre ſeiner Nachbarin geöffnet und die junge Frau war auf dem Vorplatz erſchienen, ihre Flaſche in der Hand, um etwas Waſſer aus der Küche zu holen.

Faſt erſchrocken blieb der junge Mann ſtehen, — als in dem hellen Rahmen der geöffneten Thür vor ihm das reizende Bild dieſer zarten, friſchen Frau erſchien, in dunklem, einfachen Morgenrock, den ſchlanken Hals mit weißer, ſauber gefalteter Krauſe umgeben, das glänzende Haar halb bedeckt von einem zierlichen Häubchen, welches das ſchöne Oval des Geſichts einſchloß.

„Guten Morgen, mein lieber Nachbar!“ rief ſie ihm mit ihrer Stimme, die er ſo gern hörte, entgegen, — „ich freue mich, Sie zu begegnen und Ihnen Glück zu Ihrer Tagesarbeit wünſchen zu können, — ich denke immer, die Mühe des Tages trägt ſich leichter und freudiger, wenn man den Gruß und den guten Wunſch eines

Freundes mit sich hinausnimmt!“ Und sie reichte ihm mit einem hellen Lächeln voll herzlicher Freundlichkeit die zarte, weiße Hand.

Zögernd und befangen trat der junge Mann zu ihr und nahm diese Hand in die seine.

„Gewiß freut mich Ihr lieber Morgengruß, Madame,“ sagte er mit etwas befangenem Ausdruck, — „aber,“ fuhr er fort, indem sein Blick über seinen schwarzen, rußigen Arbeitsanzug hinabglitt, — „was denken Sie, mich in dieser Gestalt zu sehen, — Sie, die Sie immer so zart, so frisch sind, — meine Arbeit —“

„Welch' ein Gedanke!“ rief sie, fest seine Hand drückend, und indem sie ihr Auge einen Augenblick mit fast liebevollem Ausdruck über seine auch in dieser entstellenden Umhüllung schön und kräftig hervortretende Gestalt gleiten ließ, fügte sie in lebhaftem Tone hinzu:

„Wie finde ich ihn schön, diesen Anzug, — er ist die Tracht der Arbeit, — des ehrlichen, festen Kampfes mit dem Leben um den Preis seiner reinsten und edelsten Freude, der Zufriedenheit und Selbstachtung, — kann es für den Mann eine schönere Tracht, eine würdigere Erscheinung geben?“

Ein Blitz heißen Glückes, unendlicher Dankbarkeit sprühte aus seinem Auge, in rascher Bewegung hob er ihre Hand empor und drückte sie fest und innig an seine Lippen.

Es schien, als wolle er in feurigem Ausbruch glühende Worte sprechen, — aber er sagte nur mit einer Stimme voll tiefen Gefühls: „Dank, — Dank, — Sie wissen nicht, wie glücklich mich dieß gute, liebe Wort macht, — welchen Stolz und welches Selbstgefühl es in mein Herz gießt!“

Sie stand da, die Augen wie in überraschter Verwirrung zu Boden gesenkt, — aber sie zog ihre Hand nicht zurück, und mit einem leichten Druck ihrer zarten Finger sagte sie leise:

„Auf Wiedersehen also — diesen Abend!“

Noch einmal umfaßte sein Blick voll innigen Feuers die schlanke Gestalt, dann sagte er mit gepreßter Stimme: „Auf diesen Abend!“ und eilte schnell zur Thüre des Vorplatzes hinaus die Treppe hinab.

Sie sah ihm einen Augenblick nach mit dem Ausdruck stolzen Triumphes, dann senkte sie ein wenig den Kopf und es schien fast, als ob ein leichter Schimmer mitleidiger Theilnahme über ihre Züge glitt, — rasch aber wendete sie sich dann zurück und füllte ihr Wassergefäß. Als eine Stunde später Madame Raimond in das Zimmer der jungen Frau trat, fand sie bereits eine am Abend vorher begonnene Stickerei weit vorgeschritten und konnte nicht genug den unermüdlichen Eifer der so fleißigen Arbeiterin loben.

Von diesem Morgen an hatte der junge Arbeiter

an jedem Morgen, bevor er ausging, leicht und schüchtern an die Thüre dieser so zierlichen und fast eleganten Frau geklopft, die sich nicht scheute, ihn im Kostüme seiner Arbeit zu begrüßen, und hatte ihr durch die Thüre zugerufen: „Guten Morgen, liebe Nachbarin!“ Jedesmal aber war sie ebenfalls schon auf, — freundlich hatte ihre Thüre sich geöffnet, sie hatte George die Hand gereicht, seinen Morgengruß mit reizendem Lächeln erwiedert und mit herzlichem Tone hinzugefügt: „Viel Glück zu Ihrem Tagewerk, mein lieber Freund.“ Dann war er hingezogen zu seiner Arbeit, ganz erfüllt von diesem lichten und ihm schon zur lieben Gewohnheit gewordenen Bilde, und während er in den dunkeln Tiefen der Kamingänge der großen Hotels und der Werkstätten arbeitete in mühevoller und schwerer Thätigkeit, begleitete ihn die Erinnerung an den Morgengruß seiner Freundin, während er zugleich die Stunden zählte, die ihn dem freundlichen geselligen Abend näher brachten, an welchem sie neben ihm sitzen würde, durch ihre anmuthige Geschicklichkeit die ärmliche Umgebung mit tausend kleinen Reizen schmückend und durch ihr sanftes und herzliches Geplauder tausend Gedanken in seinem Geist erweckend, tausend liebliche Bilder aus dem Grunde seiner Seele hervorzaubernd.

So hatte sich das tägliche Leben in dem kleinen Kreise gestaltet. Madame Raimond bemerkte wohl die

immer traulichere Freundschaft, welche die beiden jungen Leute verband, — aber sie freute sich derselben von Herzen, — bildeten doch der kräftige, tüchtige und solide junge Mann und die fleißige und geschickte Frau ein Paar, wie es besser gar nicht zusammengebracht werden konnte, ein Paar, dem Glück und Wohlstand nicht fehlen konnte, — und im Geiste malte sich die alte Frau schon aus, wie sie den Beiden ihren kleinen Haushalt einrichten wollte, — denn bei ihr mußten sie bleiben, — das stand bei ihr fest, — sie konnte sich gar nicht denken, wie sie wieder ihre Abende ohne diese liebe Gesellschaft zubringen solle. Herr Martineau, der alte blinde Mann, aber sah von dem Allem nichts, — er saß still in seinem Zimmer, — machte um die Mittagszeit einen kleinen Spaziergang, von welchem er nach einer Stunde, mühsam die Treppe hinaufsteigend, zurückkehrte, — und saß am Abend still und freundlich lächelnd in seiner Ecke, — die gute Madame Raimond bedauerte den Alten herzlich, für den ja die beiden wichtigsten Fäden, welche die menschliche Seele mit dem Leben der Außenwelt verbinden, — das Gehör und das Gesicht, fast abgeschnitten waren.

Es waren kaum zehn bis zwölf Tage vergangen, seitdem Madame Bernard in das Haus der Rue Mouffetard eingezogen war, — als eines Abends die kleine Gesellschaft um den Tisch ihrer Wirthin versammelt saß.

George hatte, als er in das Zimmer der Madame Raimond trat, einen prachtvoll blühenden Rosenstock mitgebracht, den rothen Blumentopf sauber in weißes Papier gewickelt und mit einem rothen Seidenband umwunden.

„Sie erlauben mir, Madame Bernard," sagte er, zwar noch immer mit einer gewissen zurückhaltenden Schüchternheit in dem Tone seiner Stimme, doch mit einem vertraulich offenen Blick, — „daß ich ein wenig zur Ausschmückung Ihres Zimmers beitragen darf, — ich sah diese schöne Blume auf dem Markt an der Madeleine und glaubte, es würde Ihnen Freude machen, sie an Ihrem Fenster zu haben."

Mit dem Ausdruck kindlicher Freude wendete sich die junge Frau zu ihm, — und schnell ihm die Hand reichend rief sie: „O wie schön, — wie danke ich Ihnen, mein lieber Freund, — wissen Sie, — eine Blume hat eigentlich nur dann Werth, wenn sie uns von Freundeshand geschenkt wird, jede Blüte bringt uns dann in ihrem Duft den Gruß eines andern Menschenherzens, das an unsern Freuden und Leiden Theil nimmt!"

Lächelnd nahm sie eine kleine Scheere von einem Seitentisch, auf welchem die Arbeit der Madame Raimond lag, schnitt eine voll aufgeblühte Rose ab und steckte dieselbe an ihre Brust.

„Diese Blüte hatte nicht lange mehr zu leben," rief sie, — „ich kann mir wohl die Freude erlauben, mich ein wenig zu putzen, — die andern dort, welche sich eben erst erschließen, darf ich ihres Daseins noch nicht berauben."

George blickte mit entzücktem Auge zu ihr herüber, — Madame Raimond aber sagte in sorglichem Tone: „Sie dürfen aber Nachts die Blume nicht in Ihrem Zimmer behalten, liebes Kind, — man hat Beispiele, daß der Duft Personen getödtet hat."

„So werde ich sie Abends auf den Vorflur stellen," rief die junge Frau, immer mit freudigen Blicken die schönen Rosen betrachtend, „und Herr George wird gewiß die Güte haben, mich, wenn er zur Arbeit geht und mir guten Morgen wünscht, mich daran zu erinnern und mir mein Pflegekind wieder hereinzureichen, — so werde ich die Freude des Geschenks immer von Neuem haben," fügte sie mit einem reizenden Blick auf den jungen Mann hinzu. Dann stellte sie den Blumentopf in die Mitte des Tisches, so daß das Licht der kleinen Lampe in wunderbar schönem Farbenspiel die grünen Blätter und die rothen Blüten durchleuchtete.

„Welch' schöne Blume," sagte Herr Martineau mit seinem stereotypen Lächeln, und langsam aufstehend näherte er seine Nase vorsichtig jeder einzelnen Blüte, langsam

den Duft einziehend, als wolle er sich durch den Geruchssinn entschädigen für die Genüsse, die er bei dem mangelhaften Zustande seines Gehörs und Gesichts entbehren mußte.

Niemand antwortete ihm, — es war ja doch vergeblich, zu ihm zu sprechen, — aber mit freundlicher Theilnahme blickte die junge Frau zu ihm hinüber und nickte ihm lächelnd zu, als wolle sie ihre Befriedigung darüber ausdrücken, daß das Geschenk ihres Freundes auch dem armen alten Manne eine harmlose Freude bereitete.

Bald war das Diner beendet, — in leichtem, heiterem Geplauder war eine halbe Stunde verflossen, als Madame Raimond wie gewöhnlich langsam ihr Haupt auf die Brust niedersinken ließ, und nachdem sie noch durch einige kurze, abgerissene und immer seltenere Bemerkungen ihre Theilnahme an der Konversation darzuthun versucht hatte, sanft in ihren kleinen Schlummer versank, durch welchen sie sich zu ihrer Nachtruhe vorzubereiten pflegte.

Eine kleine Pause trat ein, während welcher die junge Frau wie träumerisch ihren Blick auf dem vom Lampenlicht durchzitterten Blumenstock ruhen ließ, — während George sie mit fast andächtigem Ausdruck anschaute.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken," sagte Madame Bernard endlich, „für dieß liebliche, freundliche Geschenk, — diese Blume bringt mir einen Gruß von der schönen, weiten, freien Natur da draußen, — die ich so sehr liebe, — und von der man hier so weit ist in dem großen, heißen und staubigen Paris, — so weit, — ach, so weit!"

Sie senkte die Augen und seufzte tief.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „wenn ich diese Blume an meinem Fenster sehen werde, so malt sich meine geschäftige Einbildungskraft einen schönen, grünen Rasen dazu, — und Boskets von dunkeln, schattigen Bäumen, und das freie Sonnenlicht, das draußen so ganz anders ist, als hier in den geschlossenen Häusermassen, — und die kleinen Schmetterlinge, — und die Luft, — o die schöne, freie Luft!"

Und abermals seufzte sie tief mit leicht zitternden Lippen.

„Madame Bernard —" sagte der junge Mann, der mit steigender Bewegung ihren Worten gelauscht hatte.

„Herr Lefranc?" unterbrach sie ihn, den Blick ein wenig erhebend mit dem lächelnden Ausdruck schelmischer Neckerei.

„Louise, meine Freundin!" fuhr er mit entzückten Blicken fort.

„Mein Freund George!“ erwiederte sie mit treuherzigem Ausdruck, „ich glaube, so war es abgemacht?“

„O wie gut Sie sind!“ rief er ihre Hand ergreifend, — „ich habe meine Freundin, die so gütig mein kleines Geschenk angenommen, noch um etwas zu bitten! — Ich hätte es nicht gewagt,“ fuhr er fort, indem er wie schüchtern die Augen niederschlug, — „aber da Sie eben so sehnsüchtig von dem Glück sprachen, das die frische Luft und die freie Natur da draußen in Wald und Feld gewährt, so — möchte ich um die Erlaubniß bitten, Sie morgen, am Sonntage, hinausführen zu dürfen nach dem Bois de Boulogne, oder weiter hin nach Saint Cloud oder Ville d'Avray.“

Sie blickte ihn wie forschend an und zögerte mit der Antwort.

„Wir kennen uns noch nicht lange Zeit,“ sagte er ein wenig betroffen von ihrem Schweigen, — „aber ich hoffe doch genug, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdig halten sollten?“

„O mein lieber Freund,“ rief sie, — „es ist nicht das, — ich zögerte,“ fuhr sie fort, einen Blick auf Madame Raimond werfend, deren Haubenbänder sich in Uebereinstimmung mit ihren gleichmäßigen Athemzügen bewegten, — „zunächst — weil ich nicht weiß, wie unsere gute Madame Raimond von einem solchen

Ausflug denkt — und weil ich ohne ihre Zustimmung —"

„Sie kennt mich," rief George, — „länger schon als Sie," sagte er leiser im Tone leichten Vorwurfs, — „und sie wird sich freuen, wenn wir uns gemeinschaftlich einen so schönen und reinen Genuß verschaffen, nachdem wir lange in strengem Arbeitskreise eingeschlossen waren."

„Und dann," sagte sie leise mit gesenktem Blick, während die zarten, feinen Fingerspitzen mit den Blättern der Rose vor ihrer Brust spielten, — „es ist nicht das allein —"

„Nicht das allein?" rief er, erschrocken zu ihr aufblickend, — „und was —"

„Hören Sie mich an, mein Freund," sagte sie immerfort in ihren Schooß blickend, — „ich will Ihnen nicht verbergen, was ich denke, nur weiß ich nicht, ob es mir gelingt, es so klar auszudrücken, wie ich es möchte, — ob ich mich richtig verständlich machen kann."

„Ich werde Alles verstehen, was Sie mir sagen," rief er, — „habe ich doch schon so Vieles gelernt, was mir früher unverständlich war," setzte er in fast unhörbarem Tone hinzu.

„Glauben Sie nicht," sagte sie sinnend, als suche sie die Worte, um ihren Gedanken richtig auszudrücken,

— „daß es zwischen zwei Personen eine gewisse, von der Natur in sie gelegte, sympathische Anziehungskraft geben könne, — welche in unbestimmter Sehnsucht schlummert; wenn Beide getrennt von einander durch das Leben gehen, welche aber in rascher und mächtiger Wirkung sie zu einander zieht, — wenn ihre Wege sich einander nähern?"

„Ich glaube es," sagte er mit glänzenden Blicken.

„Wenn nun," fuhr sie fort, — „zwei Menschen, deren Seelentöne in harmonischer Beziehung zu einander stehen, vom Schicksal einander näher geführt werden, — so muß — glaube ich — ein Augenblick kommen, in welchem man fühlt, daß die Schranken, welche die äußeren Verhältnisse zwischen ihnen aufrichten, durchbrechen müssen, — daß sie sich einander ganz nähern, ganz verstehen, ganz kennen müssen, — um entweder zu fortdauernder, voller und untrennbarer Harmonie ineinander zu klingen, — oder," sagte sie seufzend, — „in schrillem Mißklang für immer wieder auseinander gerissen zu werden."

„Wie wäre das Letztere möglich," sagte er, sie verwundert anblickend, „bei zwei Seelen, die sympathisch für einander geschaffen sind?"

Ein tiefer Athemzug hob ihre Brust. Ihre Finger zerdrückten in unruhig zitternder Bewegung ein Rosen-

blatt, das sich von der Blüte an ihrer Brust gelöst hatte.

„Wenn nun aber," sagte sie langsam in noch leiserem Tone, — „wenn nun aber trotz aller sympathischen Neigung, — bei vollständiger Kenntniß des ganzen Lebens, — der ganzen Vergangenheit, Punkte hervortreten könnten, — welche — welche — vor denen der Zug des einen Herzens zu dem andern zurückschrecken könnte, — welche eine Trennung der — Freundschaft bewirken könnten, — wenn solche Punkte bei voller Annäherung, bei freiem Aussprechen nicht umgangen und verborgen werden können, — ist es da nicht vielleicht natürlich, — daß man — zwar das Fallen der trennenden Schranken, das Ende der Dämmerung ersehnt, — und doch vor dem Licht zurückschreckt, — weil — weil man die Möglichkeit der Trennung fürchtet?" fügte sie in ganz leise flüsterndem Tone hinzu.

Er hatte ihr zuerst erstaunt, dann in athemloser Spannung, endlich in finsterem Ernst zugehört, — bei ihren letzten Worten überflog ein Ausdruck süßen Glückes sein Gesicht, — frei und groß sah er sie mit seinen tiefen Blicken an und mit warmem und weichem Tone antwortete er:

„Wenn der sympathische Zug der Herzen gegründet ist auf Vertrauen und auf die Achtung, ohne welche

keine wahre Freundschaft, keine wahre Liebe bestehen kann, — dann ist es unmöglich, daß die Erörterung irgend welcher unbekannten Punkte der Vergangenheit den sympathischen Zusammenklang der Seelen zerstöre, denn wo wirklich die wahre und reine Harmonie besteht, — da wird jedes Unglück tiefes und treues Mitgefühl, — ja," fuhr er aufathmend und den festen und treuen Blick in ihr langsam und schüchtern sich aufschlagendes Auge tauchend fort, — „ja — jede Schuld herzliches Vergeben und Vergessen finden."

Eine Pause entstand.

„Wollen Sie also morgen mit mir einen Ausflug in die freie Natur machen?" fragte er dann.

Sie sah ihn mit mildem Ernst an, reichte ihm die Hand und sagte mit fester Stimme: „Ja!"

„So wollen wir," rief er fröhlich, „in der Frühe aufbrechen, um noch den Morgenthau auf den Blüten funkeln zu sehen, — damit der ganze Tag uns gehöre!"

„Nicht zu früh," sagte sie mit freundlichem Lächeln, — „ich muß die Messe hören, — ich pflege das an keinem Sonntage zu versäumen."

„Die Messe?" fragte er erstaunt, — „um in einem dumpfen Steinbau, von betäubenden Weihrauchwolken erfüllt, den unverständlichen Gesang gedankenloser Priester anzuhören, — darum wollen Sie eine Stunde opfern,

welche Sie der großen Andacht in der heiligen Morgenstille der reinen Natur weihen können?"

Sie sah ihn ernst und nachdenkend an.

„Wohl erfüllt uns die weite, freie Natur mit hoher Freude und Dankbarkeit gegen die Schöpfungskraft," sagte sie, — „aber was uns so freudig in der frischen Luft und unter den grünen Bäumen aufathmen läßt, — das ist doch immer nur das jubelnde Aufjauchzen des frischen Sinnengenusses, — die wahre Andacht, mein lieber Freund, — besonders die Andacht einer Frau, — das ist die stille Einkehr in das eigene Herz, die Demuth, welche sich ergebungsvoll beugt nicht vor dem Weltenherrscher, der in leuchtenden Wundern seine Schöpfungsherrlichkeit offenbart, — sondern vor dem Gott, der in treuer Liebe das irrende und bangende Menschenherz tröstet und zu sich erhebt."

Er sah sie erstaunt an. „Und glauben Sie, — glauben Sie ernstlich an ein solches persönliches Wesen, das sich um die Leiden und Sorgen des einzelnen Menschenherzens kümmert?"

„Lassen Sie mich," sagte sie, „auf Ihre Frage mit einer andern Frage antworten, — „würden Sie eine Frau lieben können, — das heißt einer Ihr Fühlen, Ihr Denken, Ihr Streben und Ihre Ehre anvertrauen können, wenn diese Frau kein anderes Heiligthum kennte,

als das unbewußte, einfach natürliche Wohlgefühl, das die Schönheit der Natur, das freie Athmen in der freien Luft den Sinnen des Menschen einflößt, — das Wohlgefühl, das wir mit den Thieren, mit den Thieren der untersten Stufe selbst theilen, ja das jene vielleicht in noch höherem Maße genießen, als wir, da ihre Organe durch das rein natürliche Leben empfänglicher sind als die unsrigen für die Sinneneindrücke der Natur? — Würden Sie glauben," fuhr sie fort, — „daß eine Frau, welche nur diesen Kultus in ihrem Herzen trägt, im Stande wäre, den stillen, heiligen Frieden des häuslichen Herdes zu behüten, — die Entsagungen und Entbehrungen des Lebens nicht nur zu tragen, sondern auch mit reinen und unvergänglichen Blüten zu schmücken? — Müßten Sie nicht jeden Augenblick fürchten, daß eine Frau, deren ganzes Heiligthum nur die Natur wäre, wie sie heute vom natürlichen Triebe zu Ihnen geführt wurde, — morgen sich eben so — einem neuen Eindruck folgend — von Ihnen abwendete, wie die Blume des Feldes, welche ihren duftenden Kelch jedem heranflatternden Schmetterling öffnet — ? — Wenn ich," sagte sie, ihn tief anblickend, — „nur jene Naturreligion in meinem Herzen trüge, — würde ich hier neben Ihnen sitzen in der Entbehrung und Entsagung des beschränkten häuslichen Kreises, statt in der weiten Welt

den glänzenden, schimmernden Genuß zu suchen? Und wenn ich hier in diesem beschränkten Kreise glücklich bin," fügte sie mit inniger Betonung hinzu, „so ist es gewiß nicht die Religion der sinnlichen Natur, aus welcher ich dieses Glück schöpfe. Darum," sagte sie lächelnd, „lassen Sie mir meine Messe und meine Priester, — vielleicht ist das Schwäche, werden Sie sagen, — aber die Schwäche ist ja das Loos der Frauen, — unsere Stärke liegt im Herzen, — in seiner Hingebung, — seiner Treue."

Der junge Arbeiter stand auf und machte mit gesenktem Haupt einige Schritte hin und her.

Dann trat er zu seiner Freundin heran und sprach mit bewegter Stimme:

„Ihre Worte dringen tiefer in mein Herz als lange Predigten der Priester, — es klingt mir aus diesen Worten etwas hervor wie eine alte, längst vergessene Melodie aus den fernen Tagen meiner Kindheit, — unklar und dunkel zwar, aber schön und wohlthuend, — ich werde darüber nachsinnen — und Sie werden öfter mit mir darüber sprechen, — ich habe noch mit keiner Frau über solche Dinge gesprochen, — freilich," sagte er leiser und halb für sich, — „habe ich auch noch keine Frau gefunden, mit der ich so hätte sprechen mögen."

Madame Raimond erhob nach einem tiefen Athemzuge den Kopf.

„Es thut mir leid," sagte sie freundlich lächelnd, — „unsere Unterhaltung zu unterbrechen, — wir sind schon über die Zeit hinausgegangen, — es ist zwar Sonntag morgen, — aber wir dürfen die guten Gewohnheiten nicht unterbrechen, — also — die Soirée ist geschlossen, meine Freunde!"

Die junge Frau stand auf.

„Herr George hat mir vorgeschlagen, morgen den freien Tag zu einem Ausfluge nach Ville d'Avray zu benutzen, bei welchem er so freundlich sein will, mich zu begleiten," sagte sie.

Madame Raimond sah mit zufriedenen Blicken auf das junge Paar.

„Vortrefflich — vortrefflich, meine Liebe," erwiederte sie, — „Sie haben sich einige Athemzüge frischer Luft wohl verdient durch Ihre fleißige Arbeit. — Nun, Herr George," fragte sie, sich zu dem jungen Manne wendend, — „es ist Ihr Sonnabend, — gehen Sie heute nicht noch aus?"

Ein wenig befremdet richtete die junge Frau Bernard ihren Blick auf den Angeredeten.

„Es ist eine Vereinigung von Arbeitern," sagte dieser mit etwas gedämpfter Stimme und einem kurzen Seitenblick auf den alten Herrn Martineau, welcher sich dem Beispiel der Andern folgend ebenfalls von seinem

„Diese Blüte hatte nicht lange mehr zu leben," rief sie, — „ich kann mir wohl die Freude erlauben, mich ein wenig zu putzen, — die andern dort, welche sich eben erst erschließen, darf ich ihres Daseins noch nicht berauben."

George blickte mit entzücktem Auge zu ihr herüber, — Madame Raimond aber sagte in sorglichem Tone: „Sie dürfen aber Nachts die Blume nicht in Ihrem Zimmer behalten, liebes Kind, — man hat Beispiele, daß der Duft Personen getödtet hat."

„So werde ich sie Abends auf den Vorflur stellen," rief die junge Frau, immer mit freudigen Blicken die schönen Rosen betrachtend, „und Herr George wird gewiß die Güte haben, mich, wenn er zur Arbeit geht und mir guten Morgen wünscht, mich daran zu erinnern und mir mein Pflegekind wieder hereinzureichen, — so werde ich die Freude des Geschenks immer von Neuem haben," fügte sie mit einem reizenden Blick auf den jungen Mann hinzu. Dann stellte sie den Blumentopf in die Mitte des Tisches, so daß das Licht der kleinen Lampe in wunderbar schönem Farbenspiel die grünen Blätter und die rothen Blüten durchleuchtete.

„Welch' schöne Blume," sagte Herr Martineau mit seinem stereotypen Lächeln, und langsam aufstehend näherte er seine Nase vorsichtig jeder einzelnen Blüte, langsam

den Duft einziehend, als wolle er sich durch den Geruchssinn entschädigen für die Genüsse, die er bei dem mangelhaften Zustande seines Gehörs und Gesichts entbehren mußte.

Niemand antwortete ihm, — es war ja doch vergeblich, zu ihm zu sprechen, — aber mit freundlicher Theilnahme blickte die junge Frau zu ihm hinüber und nickte ihm lächelnd zu, als wolle sie ihre Befriedigung darüber ausdrücken, daß das Geschenk ihres Freundes auch dem armen alten Manne eine harmlose Freude bereitete.

Bald war das Diner beendet, — in leichtem, heiterem Geplauder war eine halbe Stunde verflossen, als Madame Raimond wie gewöhnlich langsam ihr Haupt auf die Brust niedersinken ließ, und nachdem sie noch durch einige kurze, abgerissene und immer seltenere Bemerkungen ihre Theilnahme an der Konversation darzuthun versucht hatte, sanft in ihren kleinen Schlummer versank, durch welchen sie sich zu ihrer Nachtruhe vorzubereiten pflegte.

Eine kleine Pause trat ein, während welcher die junge Frau wie träumerisch ihren Blick auf dem vom Lampenlicht durchzitterten Blumenstock ruhen ließ, — während George sie mit fast andächtigem Ausdruck anschaute.

„Ich kann Ihnen nicht genug danken," sagte Madame Bernard endlich, „für dieß liebliche, freundliche Geschenk, — diese Blume bringt mir einen Gruß von der schönen, weiten, freien Natur da draußen, — die ich so sehr liebe, — und von der man hier so weit ist in dem großen, heißen und staubigen Paris, — so weit, — ach, so weit!"

Sie senkte die Augen und seufzte tief.

„Sehen Sie," fuhr sie fort, „wenn ich diese Blume an meinem Fenster sehen werde, so malt sich meine geschäftige Einbildungskraft einen schönen, grünen Rasen dazu, — und Boskets von dunkeln, schattigen Bäumen, und das freie Sonnenlicht, das draußen so ganz anders ist, als hier in den geschlossenen Häusermassen, — und die kleinen Schmetterlinge, — und die Luft, — o die schöne, freie Luft!"

Und abermals seufzte sie tief mit leicht zitternden Lippen.

„Madame Bernard —" sagte der junge Mann, der mit steigender Bewegung ihren Worten gelauscht hatte.

„Herr Lefranc?" unterbrach sie ihn, den Blick ein wenig erhebend mit dem lächelnden Ausdruck schelmischer Neckerei.

„Louise, meine Freundin!" fuhr er mit entzückten Blicken fort.

„Mein Freund George!“ erwiederte sie mit treuherzigem Ausdruck, „ich glaube, so war es abgemacht?“

„O wie gut Sie sind!“ rief er ihre Hand ergreifend, — „ich habe meine Freundin, die so gütig mein kleines Geschenk angenommen, noch um etwas zu bitten! — Ich hätte es nicht gewagt,“ fuhr er fort, indem er wie schüchtern die Augen niederschlug, — „aber da Sie eben so sehnsüchtig von dem Glück sprachen, das die frische Luft und die freie Natur da draußen in Wald und Feld gewährt, so — möchte ich um die Erlaubniß bitten, Sie morgen, am Sonntage, hinausführen zu dürfen nach dem Bois de Boulogne, oder weiter hin nach Saint Cloud oder Ville d'Avray.“

Sie blickte ihn wie forschend an und zögerte mit der Antwort.

„Wir kennen uns noch nicht lange Zeit,“ sagte er ein wenig betroffen von ihrem Schweigen, — „aber ich hoffe doch genug, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdig halten sollten?“

„O mein lieber Freund,“ rief sie, — „es ist nicht das, — ich zögerte,“ fuhr sie fort, einen Blick auf Madame Raimond werfend, deren Haubenbänder sich in Uebereinstimmung mit ihren gleichmäßigen Athemzügen bewegten, — „zunächst — weil ich nicht weiß, wie unsere gute Madame Raimond von einem solchen

Ausflug denkt — und weil ich ohne ihre Zustimmung —"

„Sie kennt mich," rief George, — „länger schon als Sie," sagte er leiser im Tone leichten Vorwurfs, — „und sie wird sich freuen, wenn wir uns gemeinschaftlich einen so schönen und reinen Genuß verschaffen, nachdem wir lange in strengem Arbeitskreise eingeschlossen waren."

„Und dann," sagte sie leise mit gesenktem Blick, während die zarten, feinen Fingerspitzen mit den Blättern der Rose vor ihrer Brust spielten, — „es ist nicht das allein —"

„Nicht das allein?" rief er, erschrocken zu ihr aufblickend, — „und was —"

„Hören Sie mich an, mein Freund," sagte sie immerfort in ihren Schooß blickend, — „ich will Ihnen nicht verbergen, was ich denke, nur weiß ich nicht, ob es mir gelingt, es so klar auszudrücken, wie ich es möchte, — ob ich mich richtig verständlich machen kann."

„Ich werde Alles verstehen, was Sie mir sagen," rief er, — „habe ich doch schon so Vieles gelernt, was mir früher unverständlich war," setzte er in fast unhörbarem Tone hinzu.

„Glauben Sie nicht," sagte sie sinnend, als suche sie die Worte, um ihren Gedanken richtig auszudrücken,

— „daß es zwiſchen zwei Perſonen eine gewiſſe, von der Natur in ſie gelegte, ſympathiſche Anziehungskraft geben könne, — welche in unbeſtimmter Sehnſucht ſchlummert; wenn Beide getrennt von einander durch das Leben gehen, welche aber in raſcher und mächtiger Wirkung ſie zu einander zieht, — wenn ihre Wege ſich einander nähern?"

„Ich glaube es," ſagte er mit glänzenden Blicken.

„Wenn nun," fuhr ſie fort, — „zwei Menſchen, deren Seelentöne in harmoniſcher Beziehung zu einander ſtehen, vom Schickſal einander näher geführt werden, — ſo muß — glaube ich — ein Augenblick kommen, in welchem man fühlt, daß die Schranken, welche die äußeren Verhältniſſe zwiſchen ihnen aufrichten, durchbrechen müſſen, — daß ſie ſich einander ganz nähern, ganz verſtehen, ganz kennen müſſen, — um entweder zu fortdauernder, voller und untrennbarer Harmonie ineinander zu klingen, — oder," ſagte ſie ſeufzend, — „in ſchrillem Mißklang für immer wieder auseinander geriſſen zu werden."

„Wie wäre das Letztere möglich," ſagte er, ſie verwundert anblickend, „bei zwei Seelen, die ſympathiſch für einander geſchaffen ſind?"

Ein tiefer Athemzug hob ihre Bruſt. Ihre Finger zerdrückten in unruhig zitternder Bewegung ein Roſen-

blatt, das sich von der Blüte an ihrer Brust gelöst hatte.

„Wenn nun aber," sagte sie langsam in noch leiserem Tone, — „wenn nun aber trotz aller sympathischen Neigung, — bei vollständiger Kenntniß des ganzen Lebens, — der ganzen Vergangenheit, Punkte hervortreten könnten, — welche — welche — vor denen der Zug des einen Herzens zu dem andern zurückschrecken könnte, — welche eine Trennung der — Freundschaft bewirken könnten, — wenn solche Punkte bei voller Annäherung, bei freiem Aussprechen nicht umgangen und verborgen werden können, — ist es da nicht vielleicht natürlich, — daß man — zwar das Fallen der trennenden Schranken, das Ende der Dämmerung ersehnt, — und doch vor dem Licht zurückschreckt, — weil — weil man die Möglichkeit der Trennung fürchtet?" fügte sie in ganz leise flüsterndem Tone hinzu.

Er hatte ihr zuerst erstaunt, dann in athemloser Spannung, endlich in finsterem Ernst zugehört, — bei ihren letzten Worten überflog ein Ausdruck süßen Glückes sein Gesicht, — frei und groß sah er sie mit seinen tiefen Blicken an und mit warmem und weichem Tone antwortete er:

„Wenn der sympathische Zug der Herzen gegründet ist auf Vertrauen und auf die Achtung, ohne welche

keine wahre Freundschaft, keine wahre Liebe bestehen kann, — dann ist es unmöglich, daß die Erörterung irgend welcher unbekannten Punkte der Vergangenheit den sympathischen Zusammenklang der Seelen zerstöre, denn wo wirklich die wahre und reine Harmonie besteht, — da wird jedes Unglück tiefes und treues Mitgefühl, — ja," fuhr er aufathmend und den festen und treuen Blick in ihr langsam und schüchtern sich aufschlagendes Auge tauchend fort, — „ja — jede Schuld herzliches Vergeben und Vergessen finden."

Eine Pause entstand.

„Wollen Sie also morgen mit mir einen Ausflug in die freie Natur machen?" fragte er dann.

Sie sah ihn mit mildem Ernst an, reichte ihm die Hand und sagte mit fester Stimme: „Ja!"

„So wollen wir," rief er fröhlich, „in der Frühe aufbrechen, um noch den Morgenthau auf den Blüten funkeln zu sehen, — damit der ganze Tag uns gehöre!"

„Nicht zu früh," sagte sie mit freundlichem Lächeln, — „ich muß die Messe hören, — ich pflege das an keinem Sonntage zu versäumen."

„Die Messe?" fragte er erstaunt, — „um in einem dumpfen Steinbau, von betäubenden Weihrauchwolken erfüllt, den unverständlichen Gesang gedankenloser Priester anzuhören, — darum wollen Sie eine Stunde opfern,

welche Sie der großen Andacht in der heiligen Morgenstille der reinen Natur weihen können?"

Sie sah ihn ernst und nachdenkend an.

„Wohl erfüllt uns die weite, freie Natur mit hoher Freude und Dankbarkeit gegen die Schöpfungskraft," sagte sie, — „aber was uns so freudig in der frischen Luft und unter den grünen Bäumen aufathmen läßt, — das ist doch immer nur das jubelnde Aufjauchzen des frischen Sinnengenusses, — die wahre Andacht, mein lieber Freund, — besonders die Andacht einer Frau, — das ist die stille Einkehr in das eigene Herz, die Demuth, welche sich ergebungsvoll beugt nicht vor dem Weltenherrscher, der in leuchtenden Wundern seine Schöpfungsherrlichkeit offenbart, — sondern vor dem Gott, der in treuer Liebe das irrende und bangende Menschenherz tröstet und zu sich erhebt."

Er sah sie erstaunt an. „Und glauben Sie, — glauben Sie ernstlich an ein solches persönliches Wesen, das sich um die Leiden und Sorgen des einzelnen Menschenherzens kümmert?"

„Lassen Sie mich," sagte sie, „auf Ihre Frage mit einer andern Frage antworten, — „würden Sie eine Frau lieben können, — das heißt einer Ihr Fühlen, Ihr Denken, Ihr Streben und Ihre Ehre anvertrauen können, wenn diese Frau kein anderes Heiligthum kennte,

als das unbewußte, einfach natürliche Wohlgefühl, das die Schönheit der Natur, das freie Athmen in der freien Luft den Sinnen des Menschen einflößt, — das Wohlgefühl, das wir mit den Thieren, mit den Thieren der untersten Stufe selbst theilen, ja das jene vielleicht in noch höherem Maße genießen, als wir, da ihre Organe durch das rein natürliche Leben empfänglicher sind als die unsrigen für die Sinneneindrücke der Natur? — Würden Sie glauben," fuhr sie fort, — „daß eine Frau, welche nur diesen Kultus in ihrem Herzen trägt, im Stande wäre, den stillen, heiligen Frieden des häuslichen Herdes zu behüten, — die Entsagungen und Entbehrungen des Lebens nicht nur zu tragen, sondern auch mit reinen und unvergänglichen Blüten zu schmücken? — Müßten Sie nicht jeden Augenblick fürchten, daß eine Frau, deren ganzes Heiligthum nur die Natur wäre, wie sie heute vom natürlichen Triebe zu Ihnen geführt wurde, — morgen sich eben so — einem neuen Eindruck folgend — von Ihnen abwendete, wie die Blume des Feldes, welche ihren duftenden Kelch jedem heranflatternden Schmetterling öffnet — ? — Wenn ich," sagte sie, ihn tief anblickend, — „nur jene Naturreligion in meinem Herzen trüge, — würde ich hier neben Ihnen sitzen in der Entbehrung und Entsagung des beschränkten häuslichen Kreises, statt in der weiten Welt

den glänzenden, schimmernden Genuß zu suchen? Und wenn ich hier in diesem beschränkten Kreise glücklich bin," fügte sie mit inniger Betonung hinzu, „so ist es gewiß nicht die Religion der sinnlichen Natur, aus welcher ich dieses Glück schöpfe. Darum," sagte sie lächelnd, „lassen Sie mir meine Messe und meine Priester, — vielleicht ist das Schwäche, werden Sie sagen, — aber die Schwäche ist ja das Loos der Frauen, — unsere Stärke liegt im Herzen, — in seiner Hingebung, — seiner Treue."

Der junge Arbeiter stand auf und machte mit gesenktem Haupt einige Schritte hin und her.

Dann trat er zu seiner Freundin heran und sprach mit bewegter Stimme:

„Ihre Worte dringen tiefer in mein Herz als lange Predigten der Priester, — es klingt mir aus diesen Worten etwas hervor wie eine alte, längst vergessene Melodie aus den fernen Tagen meiner Kindheit, — unklar und dunkel zwar, aber schön und wohlthuend, — ich werde darüber nachsinnen — und Sie werden öfter mit mir darüber sprechen, — ich habe noch mit keiner Frau über solche Dinge gesprochen, — freilich," sagte er leiser und halb für sich, — „habe ich auch noch keine Frau gefunden, mit der ich so hätte sprechen mögen."

Madame Raimond erhob nach einem tiefen Athemzuge den Kopf.

„Es thut mir leid," ſagte ſie freundlich lächelnd, — „unſere Unterhaltung zu unterbrechen, — wir ſind ſchon über die Zeit hinausgegangen, — es iſt zwar Sonntag morgen, — aber wir dürfen die guten Gewohnheiten nicht unterbrechen, — alſo — die Soirée iſt geſchloſſen, meine Freunde!"

Die junge Frau ſtand auf.

„Herr George hat mir vorgeſchlagen, morgen den freien Tag zu einem Ausfluge nach Ville d'Avray zu benutzen, bei welchem er ſo freundlich ſein will, mich zu begleiten," ſagte ſie.

Madame Raimond ſah mit zufriedenen Blicken auf das junge Paar.

„Vortrefflich — vortrefflich, meine Liebe," erwiederte ſie, — „Sie haben ſich einige Athemzüge friſcher Luft wohl verdient durch Ihre fleißige Arbeit. — Nun, Herr George," fragte ſie, ſich zu dem jungen Manne wendend, — „es iſt Ihr Sonnabend, — gehen Sie heute nicht noch aus?"

Ein wenig befremdet richtete die junge Frau Bernard ihren Blick auf den Angeredeten.

„Es iſt eine Vereinigung von Arbeitern," ſagte dieſer mit etwas gedämpfter Stimme und einem kurzen Seitenblick auf den alten Herrn Martineau, welcher ſich dem Beiſpiel der Andern folgend ebenfalls von ſeinem

Stuhle in der Ecke erhoben hatte und mit seinem gleichmäßigen Lächeln auf den Lippen dastand, bereit, sein Zimmer aufzusuchen, um sich zur Ruhe zu begeben, — „es ist ein Verein von Arbeitern, der wöchentlich zusammenkommt, um die Interessen unseres Standes zu besprechen, — ich fehle ungern dabei," fuhr er wie sich entschuldigend fort, — „es ist eine geistige Anregung, ein Gedankenaustausch, den ich ungern entbehre."

„Und der Ihnen gewiß wohl thun wird," sagte die junge Frau, ihm mit einem Blick voll offener Herzlichkeit die Hand reichend, — „auf morgen früh also, — gute Nacht, mein Freund."

Dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück, — Herr Martineau suchte nach einer steifen, altmodischen Verbeugung und nach einigen eben so steifen Worten des Dankes für den angenehmen, geselligen Abend das seinige auf. George aber stieg langsam die Treppe hinab, schritt nach einem freundlichen Gruß an den alten Concierge, der den Kordon der Thüre zog, auf die Straße hinaus und wendete sich nach der Gegend des Faubourg St. Antoine hin.

Die Straßen waren in diesem Stadttheil bereits fast leer. Die Lumpensammler mit ihren Körben auf dem Rücken, ihren Hackenstöcken und ihren kleinen Laternen zogen aus, um sich in die wohlhabenderen Quartiere

zu begeben und aus den Tausenden von Dingen, welche Paris am Tage zuvor unter Schutt und Unrath als unbrauchbar fortgeworfen hatte, alles Dasjenige hervorzusuchen, was noch zu irgend einer industriellen oder wirthschaftlichen Verwerthung benutzt werden konnte. Diese nächtlichen Gestalten zogen bald in Trupps, bald einzeln an dem jungen Arbeiter vorüber, der in tiefem Nachdenken, zuweilen halblaute Worte vor sich hinmurmelnd, durch die laue Nacht dahinschritt, bald den hellen Lichtkreis einer Gaslaterne durchschreitend, bald vom Schatten der Häuser bedeckt.

Seinen Kopf und sein Herz erfüllte ein Bild — eine kleine, stille Häuslichkeit, in welcher nach den Mühen des Tages anmuthige Behaglichkeit und stiller Frieden die arbeitsmüde Seele umfängt, — und in dem Kreise dieser Häuslichkeit bewegte sich diese junge Frau mit den feinen Zügen, den zarten Händen und den dunkeln Augen voll süßer Beredsamkeit.

„Sollte doch in diesen Tempeln voll Orgelklang und Weihrauchduft etwas Anderes in die Menschenbrust herabsinken," flüsterte er, einen Augenblick stehen bleibend, — „als der freie, durstige Athemzug aus dem Lichtquell der großen Naturschöpfung uns zu geben vermag?"

Und sinnend das Haupt senkend schritt er weiter.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Zwiſchen der alten Rue du Temple und der Rue Saint Martin liegt eine enge und dunkle Straße, an deren Ecke man auf dem blauen Schilde lieſt: Rue des Gravilliers. Die ganze nicht ſehr ausgedehnte Straße mit ihren hohen finſtern und unregelmäßigen Häuſern iſt von Arbeitern und kleinen Fabrikanten der ſogenannten articles de Paris bewohnt. Das Haus Nr. 44 in dieſer Rue des Gravilliers, ein hoher dreiſtockiger Bau mit zwei dunkeln Höfen, zeichnet ſich ſelbſt in dieſer keineswegs lachenden und eleganten Umgebung durch ſeine düſtere Erſcheinung aus. In der Boutique dieſes Hauſes befindet ſich ein Bäckerladen, daneben ſieht man das Schild eines fabricant de malles, Mr. Bernheim, und eines fabricant de perles, Mr. Gautier. Zu vorgerückter Abendſtunde deſſelben Tages, an welchem George Lefranc die kleine Geſellſchaft bei Madame Raimond verließ, ſah man in das ſonſt ſo ſtille und wenig beſuchte Haus in der Rue

des Gravilliers in kurzen Zwischenräumen eine bedeutendere Anzahl von Personen eintreten, welche meist einzeln, zuweilen zu Zweien und Dreien kamen, den ersten Hof des Hauses durchschritten und im zweiten Hofe sich zu einer rechts in der Ecke befindlichen dunkeln Treppe wendeten, die zum ersten Stockwerk des Hintergebäudes hinaufführte.

Sie traten dann in ein geräumiges Zimmer dieses Hinterhauses, in welchem sich allmälig etwa fünfzig bis sechzig Männer verschiedenen Alters versammelten. Viele von ihnen trugen die blaue Blouse, dieses altgewohnte Kostüm des pariser Handarbeiters, — Alle waren einfach gekleidet, — Alle waren Arbeiter verschiedener Gewerkszweige, — in ernstem Schweigen hörten sie dem Vortrag ihres Vorsitzenden zu, der an einem mäßig großen Tische an einem Ende des länglichen Zimmers saß, umgeben von drei andern Männern, welche neben ihm die Plätze an dem Tische einnahmen, auf dem zwei Kerzen brannten, hinter denen man einen großen hölzernen Kasten, mit Büchern und Schriften gefüllt, bemerkte, dessen Inhalt zum Theil auf dem Tische ausgebreitet war.

Der Schein der beiden dünnen Kerzen erhellte das große Zimmer nur mäßig, und der größte Theil der Versammelten, welche auf einer Anzahl von Stühlen und hölzernen Bänken Platz genommen hatten, befand sich im

Halbdunkel, — nur die vordersten Reihen der den Tisch des Vorsitzenden Umgebenden waren von dem unstät flackernden Lichtschimmer beleuchtet.

Man sah dort finster nachdenkliche, scharf ausdrucksvolle Gesichter, die Züge gehärtet im Kampf des Lebens, die Lippen in energischer Willenskraft geschlossen, die tiefen Augen brennend im forschenden Suchen nach der Lösung der Probleme, welche die Verhältnisse der Gesellschaft täglich neu in diesen der leichten und freien Geistesbewegung ungewohnten Köpfen aufsteigen ließen.

Der Vorsitzende dieser Gesellschaft, welche sich „Pariser Zweigverein der internationalen Arbeiter-Assoziation" nannte, war der Bronzearbeiter Tolain. Er saß da auf einem hölzernen Stuhl in der Mitte des von Papieren und Schriften bedeckten Tisches, in grauem Rock — aus dem über eine kleine schwarze Kravatte weit übergeschlagenen sauberen Hemdkragen ragte das etwas blasse, von hoher Intelligenz durchleuchtete Gesicht mit dem träumerisch blickenden Auge hervor, das sinnend über die vor ihm Versammelten hinschweifte, dessen schwärmerischer Ausdruck aber weite und ferne vor seinem innern Blick sich aufthuende Gebiete zu durchforschen schien. Die ganze Erscheinung dieses merkwürdigen Mannes trug das Gepräge eines philosophischen Idealismus, der sich mehr den großen und weiten Problemen der sozialen Entwicke-

lung der Zukunft, als den Fragen und Bedürfnissen der praktischen Gegenwart zuzuwenden geschaffen sein mochte. Neben ihm saß der Bronzearbeiter Fribourg, eine Erscheinung, weniger bemerkenswerth als Tolain, mit scharfgeschnittenen, intelligenten Zügen, — aber gleich dem Vorsitzenden von jenem idealistischen Ausdruck belebt, wie man ihn in den Köpfen der Männer aus der ersten Periode der großen Revolution findet. Auf der andern Seite neben dem Vorsitzenden sah man — etwas vorgebückt — den Buchbinder Louis Varlin, ein scharfes Gesicht mit kalten, verschlossenen Zügen und einem strengen, kleinen, oft gesenkten und von unten heraufblickenden Auge, — die dünnen Lippen waren fest geschlossen und um die Mundwinkel lag fast immer ein stilles Lächeln voll schneidender Ironie.

An den beiden längeren Seiten des Tisches saßen der Bauschreiber Felix Chemalé, — etwas eleganter und modischer gekleidet als die Andern, — sein klares, helles Auge und sein ruhiges Gesicht deutete auf den in praktischen Arbeiten und Berechnungen thätigen Mann, — er hielt eine Feder in der Hand, bereit, in seiner Eigenschaft als Sekretär des Vereins die Notizen zur Abfassung des Protokolls über die Vorträge und Besprechungen auf einen großen vor ihm liegenden Bogen niederzuschreiben.

Ihm gegenüber, hinter dem großen Kasten, welcher

die Archive des Vereins enthielt, sah man den Graveur Bourdon in gerader, etwas starrer Haltung. Sein scharfes und geistvolles Gesicht hatte weder den idealen Ausdruck, welchen man in den Zügen Tolain's und Fribourg's bemerkte, noch die stille, fast unheimliche Verschlossenheit, welche in dem charaktervollen Kopf Varlin's lag, — es war ein glattes, aber undurchdringliches Antlitz, — nur aus den scharf aufblitzenden Augen sprach bisweilen ein eigenthümlicher Ausdruck kalter Verachtung, eine ruhige Zurückhaltung, welche vermuthen lassen konnte, daß die Gedanken dieses Mannes zuweilen eigene Wege gehen mochten, über welche er sich auszusprechen nicht für angemessen oder noch nicht zeitentsprechend hielt.

An der Eingangsthüre saß ein alter Mann mit faltigen, etwas verwitterten Zügen, — der Buchhändler Héligre, — der Kassier des Vereins. Er prüfte aufmerksam die Karten, welche die Eintretenden ihm vorzeigten, und verglich die darauf befindlichen Nummern mit den Listen eines vor ihm auf einem kleinen Tische liegenden Buches. Ein kurzes, schweigendes Kopfnicken deutete an, daß Alles in Ordnung sei, und der Eintretende schritt an ihm vorüber, um sich seinen Platz in der Versammlung zu suchen, bald mit leichtem Kopfnicken, bald mit einem Händedruck, selten mit einigen kurzen Worten hie und da einen Bekannten begrüßend.

Die Eintretenden waren seltener geworden, — man schien Niemand mehr zu erwarten.

Tolain erhob den Kopf, ließ einen seiner tiefen, sinnig nachdenklichen Blicke über die Versammlung hinstreifen und begann, indem sich sein bleiches Gesicht mit einer leichten, flüchtigen Röthe färbte, mit einer leisen, aber wohltönenden und eindringenden Stimme und einem gewissen langsam pathetischen Ausdruck zu sprechen:

„Meine lieben Freunde, — es sind mehrere wichtige und bedeutungsvolle Fragen vorhanden, über welche wir uns besprechen und Beschluß fassen müssen."

Die bisherige, für eine so große Versammlung merkwürdige Ruhe ging in ein noch tieferes Schweigen der gespanntesten Aufmerksamkeit über.

„Ich habe euch," fuhr Tolain mit seiner ruhigen Stimme fort, „zunächst Mittheilung zu machen von einer Reise, die ich mit unserem Freunde Fribourg, der hier an meiner Seite sitzt, in der Zeit seit unserer letzten Versammlung nach London gemacht habe."

Eine leichte Bewegung, ein Athemzug allgemeiner Aufmerksamkeit wurde unter den versammelten Arbeitern hörbar.

„Wir gingen nicht dorthin," fuhr Tolain fort, „in unmittelbaren Angelegenheiten der internationalen Assoziation, — es war eine persönliche Pflicht der Freund-

schaft," sagte er mit wehmüthigem Tone, „die uns über den Kanal führte, — unsere Anwesenheit in London hat uns aber von Neuem Blicke in die dortigen Zustände thun lassen, welche das bestätigen, was schon früher Gegenstand unserer Besprechungen und Beschlußfassungen gewesen ist, und was uns veranlassen muß, von Neuem zur Wachsamkeit gegen verderbliche und gefährliche Richtungen aufzufordern. Ein alter Freund von uns und vielleicht von Mehreren unter euch, der Kapitän François Hémont, ein Flüchtling aus dem Jahre 1851, war in London gestorben, — arm und einsam in der kleinen Wohnung seines entbehrungsvollen Exils; seine englischen Bekannten, welche dem armen Flüchtling nach seinem traurigen und schmerzvollen Leben die letzte Ehre im Tode erweisen wollten, forderten seinen Landsmann Felix Pyat, der sich dort befindet, um sich den Verfolgungen der hiesigen Polizei zu entziehen, auf, an seinem Grabe die letzte Rede zu halten, dem im fremden Lande Gestorbenen, der nun in fremder Erde zur ewigen Ruhe gebettet werden sollte, den letzten Gruß des Vaterlandes zu bringen. Der Franzose Felix Pyat," fuhr Tolain mit erhöhter Stimme fort, — „lehnte diese ehrenvolle, — diese heilige Aufforderung ab!"

Eine schnelle Bewegung wogte durch die Reihen der Zuhörer, ein Murren der Entrüstung ertönte im Zimmer.

„Warum? — aus welchen Gründen?“ riefen einzelne Stimmen.

„Er sei müde und abgespannt,“ sagte Tolain mit dumpfem Tone in mehr traurigem als bitterem Ausdruck, — „das Wetter sei vor Allem zu schlecht, — und dem Todten nütze ja weder seine Begleitung noch seine Rede.“

„Unerhört! — Verabscheuungswürdig! — Der Elende!“ riefen viele Stimmen.

„Als uns,“ fuhr Tolain fort, „diese traurige Botschaft durch den Telegraphen gesendet wurde, — da brannten unsere Herzen vor Schmerz, Zorn und Scham, — rasch entschlossen rafften wir unsere Baarschaft zusammen, — sie genügte, wir telegraphirten zurück, daß die Arbeiter und Gewerke Frankreichs am Grabe des armen Landsmannes vertreten sein würden, — wir fanden unsere Freunde Camelinat, Valdun und Kin bereit, mit uns diese heilige Pflicht zu erfüllen, und am Tage darauf standen wir an dem offenen Grabe, in welches man den Sarg unseres Freundes François Hémont niedersenkte.“

Ein Gemurmel des Beifalls ließ sich im Saale hören. „Brav — brav!“ riefen einzelne Stimmen und einige der Nächstsitzenden drückten den Bronzearbeitern Valdun, Camelinat und Kin, welche in der ersten Reihe saßen, die Hände.

„Als wir dort standen," fuhr Tolain fort, „und eben der Sarg mit den Ueberresten des verbannten Freundes den Boden der Grube berührte, — da trat plötzlich Felix Pyat heran, — er hatte sich nun dennoch entschlossen zu kommen, — obgleich das Wetter noch immer gleich schlecht war und der Regen in Strömen niederfloß. — Er trat an den Rand des Grabes und begann zu sprechen."

„Ah, ah!" rief man hie und da, — „und was sagte er?"

„Wir hatten geglaubt," sagte Tolain, „er würde Worte der Wehmuth, der Erinnerung dem Dahingeschiedenen nachrufen, — aber er hatte nur die Gelegenheit benutzt, um uns noch einmal jene Theorieen zu entwickeln, welche wir schon früher zurückgewiesen haben, — die Theorieen der politischen Revolution, — durch welche wir unsere Lage niemals verbessern können und nur als Werkzeuge des Ehrgeizes einzelner Parteien und ihrer Führer gemißbraucht werden, denen das Wohl und Wehe des Arbeiters die gleichgültigste Sache von der Welt ist! — Er sprach wenig von dem Todten, desto mehr von dem contrat social Rousseau's, von der Schweiz, dem Lande, in welchem die Freiheit herrsche, und schließlich sich an uns wendend rief er uns zu, wir möchten mit Rousseau's Lehren aus der Schweiz auch den Pfeil Wilhelm Tell's nach Frankreich bringen, — dann werde er ge-

tröſtet in der Verbannung leben. Mit ihm riefen die dort Verſammelten: ‚Hoch lebe die Republik!‘“

Tolain hielt inne. Verſchiedene Stimmen wurden laut, einzelne riefen: „Welcher Wahnſinn!“ Hie und da hörte man bitteres Lachen, — eine Stimme rief: „Und was thatet ihr?“

Tolain richtete ſeinen ernſten Blick nach der Gegend, woher dieſe Stimme gekommen war, und antwortete langſam und ruhig:

„Meine Freunde und ich, wir bückten uns, warfen eine Handvoll Erde als letzten Gruß in das Grab unſeres Freundes und verließen ſtillſchweigend den Kirchhof, — dann beſtiegen wir das Schiff und kehrten hieher zurück.“

„Gut — gut, — ſo war es recht!“ rief man von allen Seiten, auch hörte man die Frage: „Warum kommt Herr Pyat nicht ſelber, wenn er die Geſellſchaft mit dem Dolche reformiren will?“

Varlin warf einen kurzen, düſtern Blick auf die Verſammelten, dann neigte er ſchweigend wieder das Haupt und blickte vor ſich auf den Tiſch nieder.

„Es freut mich, meine Freunde,“ ſprach Tolain weiter, „daß ihr unſer Verhalten billigt, — aber nicht allein, um dieſe Billigung zu erhalten, habe ich euch über die Sache berichtet, — wir waren,“ ſagte er leicht

den Kopf emporwerfend, „nicht als eure abgesandten Vertreter dort, also vollkommen frei, nach unserem persönlichen Ermessen zu handeln, — ich wollte nur bei dieser Gelegenheit euch nochmals darauf aufmerksam machen, wie sehr von gewissen Personen jeder Anlaß benutzt wird, um die Kraft unserer Assoziation zur Ausführung politischer Träumereien oder zur Handhabe politischen Ehrgeizes zu benutzen. Ich wollte auch diese Gelegenheit ergreifen, um euch vor solchen Verlockungen, die sowohl an unsere Gesammtheit als an jeden Einzelnen von uns noch vielfach herantreten werden, dringend zu warnen und euch zu bitten, jener falschen und verderblichen Richtung eben so kraftvoll und energisch zu widerstehen, wie ihr dieß auf dem Kongreß zu Genf gethan und wie ihr früher schon mir fest zur Seite standet, als ich die Zumuthung der englischen Generalräthe Odger Cremer und Eccarius zurückwies, welche die pariser Angelegenheiten unter die Leitung des Journalisten Lefort stellen wollten, wodurch wir zu Werkzeugen für die politischen Intriguen der liberalen Bourgeoisie geworden wären."

„Wenn aber," rief ein finster blickender Mann in blauer Blouse, mit kurzem schwarzem Bart, aus der zweiten Reihe der Versammelten hervor, — „wenn aber die Gesetze der Regierungen, wie sie sind, die freie Be-

wegung des Arbeiters hemmen, — wenn die Polizei uns verfolgt, — die Gerichte uns verurtheilen, sobald wir unser Recht in Anspruch nehmen, — wie soll uns geholfen werden, wenn wir nicht die Regierung beseitigen und eine solche an ihre Stelle setzen, welche uns die freie Bewegung — den freien Kampf gegen das Kapital gewährleistet?"

Tolain ließ den vollen Blick seines groß geöffneten, sinnenden Auges einen Augenblick auf dem Sprecher ruhen.

„Mein Freund Tartaret," sagte er dann langsam und sanft, „es war nicht meine Absicht, eine Diskussion hervorzurufen, — die Frage über unsere Haltung der politischen Revolution gegenüber ist diskutirt und es ist darüber beschlossen worden, — ich wollte nur eine Mahnung gegen die immer erneut an uns herantretenden Versuchungen aussprechen. Doch," fuhr er fort, indem sein Blick sich belebte wie immer, wenn er die Gelegenheit fand, in theoretischer Auseinandersetzung die Resultate seines sorgfältigen Nachdenkens und fleißigen Studiums zu entwickeln, — „doch will ich mir erlauben, auf die gemachten Bemerkungen einige Worte zu erwiedern."

Varlin machte eine kleine Bewegung der Ungeduld, Bourdon lehnte sich mit einem halb unterdrückten Seufzer auf seinen Stuhl zurück und Tolain fuhr fort:

„Es sind nicht die Gesetze der Regierungen, welche das Loos des Arbeiters unerträglich machen, — es ist die willkürliche Herrschaft des Kapitals — der Bourgeoisie. Ich gebe zu, daß die Gesetze mehr für diese Bourgeoisie gemacht worden sind, als für uns, — aber warum ist das geschehen? — weil jene durch die Assoziation, durch instinktmäßigen Zusammenschluß eine Macht bildet, die ihren Antheil an der Gesetzgebung ausübt, indem sie uns unsere politischen Rechte, die für uns Steine statt des Brodes sind, zu ihren Gunsten ausüben ließ. Die Regierung — jede Regierung wird demjenigen Theil des Volkes Rechnung tragen, — wird mit dem Theil des Volkes zusammen gehen, der die meiste Macht entwickelt, — es ist also nicht unsere Aufgabe, die Regierungen anzugreifen, welche nur der natürlich ihnen vorgeschriebenen Nothwendigkeit folgen, — sondern diejenige Minorität der produktiven Bevölkerung, welche, dem natürlichen Verhältniß entgegen, uns, den Arbeitern, die Frucht der Arbeit und damit den Einfluß auf das öffentliche Leben entzieht. Wir haben nach Quantität und Qualität unserer Betheiligung an der Produktion das Uebergewicht über jene, — wir sind die schaffende Kraft, während sie nur den Stoff der Produktion liefern und uns, die schaffende Kraft, physisch ernähren, — wenn wir also trotz unserer großen Ueber-

zahl, trotzdem daß ohne uns keine produktive Thätigkeit in der Gesellschaft möglich ist, — wenn wir trotzdem nicht die verhältnißmäßigen Früchte unserer Arbeit ernten, — wenn wir keinen Einfluß ausüben, um das Leben der Gesellschaft unsern Bedürfnissen, unsern berechtigten Ansprüchen gemäß zu gestalten, — woran liegt das? — Nicht an den Regierungen, — wahrlich nicht an ihnen, — es liegt daran, daß wir vereinzelt der Macht des Kapitals gegenüber stehen, daß wir nicht in fester Assoziation auftreten, wo es gilt, unsere Rechte zu wahren, unsern Willen durchzusetzen. Sobald wir fest verbunden und zu gemeinsamem, nachdrücklichem, wohlüberlegtem und einigem Handeln organisirt sind, ist die Macht auf unserer Seite, und jede Regierung wird gern unsern Wünschen entgegenkommen, — lieber vielleicht mit uns gehen, als mit jener unzuverlässigen Bourgeoisie," fügte er etwas leiser hinzu, indem er das Auge sinnend niedersenkte, — „darum ist es unsere Aufgabe, uns fester und immer fester zusammenzuschließen zu einer mächtigen, die Arbeiter der ganzen Erde umfassenden Assoziation, — dann werden wir dem Kapital einen Vertrag anbieten, bei welchem es nicht mehr den einzelnen hülflosen, vom Hunger gedrängten Arbeiter sich gegenüber sehen wird, — sondern die Arbeit selbst — die schaffende Kraft, diesen göttlichen Lebenshauch der Mensch-

heit, — diese Kraft, welche berufen ist, die Gesellschaft zu beherrschen, der sie die Bedürfnisse des Lebens schafft, — und bei diesem Vertrag, — den wir diktiren werden," rief er flammenden Blickes mit erhobener Stimme, „wird die Arbeit die Herrscherin sein und das Kapital, die todte Materie, der wir erst Form und Gestaltung geben, — wird sich in die ihm natürlich gebührende Dienstbarkeit zurückgeworfen sehen! — Um dieß große Ziel aber zu erreichen," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge fort, „dürfen wir unsere Kräfte nicht von dem geraden Wege abziehen und zersplittern lassen, — vor Allem sie nicht mißbrauchen lassen zu Zwecken, welche nicht die unsrigen sind, — wir dürfen uns nicht die unversöhnliche Feindschaft der Regierungsmächte zuziehen, denen zu widerstehen wir noch nicht stark genug sind. Unsere Aufgabe —"

Varlin erhob den Kopf und sagte mit seiner ein wenig harten und rauhen Stimme:

„Mein lieber Tolain, es sind, glaube ich, mehrere ernste und sehr dringliche Gegenstände zu besprechen, — sollte es nicht zweckmäßig sein, diese zunächst zu erledigen, — es wird uns dann vielleicht noch Zeit zur Darlegung allgemeiner und von der Versammlung bereits anerkannten Prinzipien übrig bleiben."

„Mein Freund Varlin hat Recht," sagte Tolain in

ſanftem Tone, — „gehen wir daher zu den Gegenſtänden über, welche wir euch heute vorzulegen haben.“

Er ergriff ein Heft, welches vor ihm auf dem Tiſche lag, und indem er daſſelbe flüchtig durchblätterte, ſprach er:

„Ihr erinnert euch, meine Freunde, daß im vorigen Jahre bei dem Kongreſſe zu Genf ein Gutachten des pariſer Zweiges der internationalen Aſſoziation aufgeſtellt wurde, welches ſehr weſentlich von den Tendenzen der Schweizer, der Deutſchen und der Engländer abwich. Ihr Alle habt das Gutachten, die Richtſchnur eures Handelns, acceptirt.“

„Ja wohl — ja wohl!“ ſagten Mehrere. „Laßt uns kurz die Sätze des Gutachtens noch einmal hören,“ rief eine Stimme.

Tolain ſchlug das Heft in ſeiner Hand auf und ſprach, den Blick auf eine Seite deſſelben gerichtet:

„Wir ſtellen als das Ziel unſeres Strebens die Herſtellung eines Geſellſchaftszuſtandes auf, der auf folgenden Prinzipien baſiren müßte:

Erſtens: Man ſoll für geliehenes Geld keine Zinſen nehmen, denn nur die produktive Arbeit hat ein Recht auf Ertrag, und das Kapital darf nur inſoweit an demſelben partizipiren, als es das Mittel zur Pro-

duktion bildet und als sein Besitzer an der Arbeit Theil nimmt.

Zweitens: Es soll dem freien Austausch der Arbeitsprodukte weder innerhalb eines Landes, noch im internationalen Verkehr irgend ein Hinderniß in den Weg gelegt werden, denn das Erzeugniß der Arbeit ist das natürlich unbestreitbarste und heiligste Eigenthum des arbeitenden Menschen, und kein Gesetz darf der Verfügung über dieß Eigenthum Schranken setzen.

Drittens: Niemand darf sich weigern zu arbeiten, — die natürliche Folge des ersten Grundsatzes, nach welchem das Kapital ohne Arbeit keinen Ertrag liefert.

Viertens: Keine öffentlichen Schulen, kein Schulzwang und kein unentgeltlicher Unterricht, — aber Lehrfreiheit für Jedermann. — Jeder soll seine Kinder unterrichten wie, wann und wo er will, — und unentgeltlich darf Nichts in der Gesellschaft der Arbeit sein, da sie Jedem das Recht auf Arbeit gibt und keine Armuth kennt.

Fünftens: Eine gemeinsame gesetzliche Ordnung für alle Genossenschaften zu produktiver Arbeit."

„Das ist eine Beschränkung der Freiheit!" rief eine Stimme.

„Ohne Beschränkung der Freiheit des Einzelnen zu Gunsten der Allgemeinheit ist die Gesellschaft eine Horde

von wilden Barbaren!“ rief Tolain mit voller Stimme, — „die Thiere der Wüste haben die Freiheit ohne Schranke und Gesetz, — der Mensch —“

„Aber —“ warf dieselbe Stimme ein.

„Still, still!“ riefen Mehrere, — „weiter, weiter, keine Diskussion, — die Sache ist ja schon beschlossen, — keine Unterbrechung!“

Die Ruhe war schnell hergestellt. Tolain fuhr fort:

„Sechstens: Direkte Steuern; dieß folgt natürlich aus dem zweiten Punkte, denn jede indirekte Steuer ist eine Beschränkung des freien Austausches.

Siebentens: Ein Volksheer, kein Soldatenstand, — der in der Gesellschaft der Arbeit unmöglich und widersinnig ist. — Dieß die allgemeinen Prinzipien als große Zielpunkte unseres Strebens. Für die gegenwärtige Zeit und ihre Kämpfe wurde noch als praktisch maßgebend aufgestellt: Kein Strike ohne genaue vorherige Ueberlegung, Feststellung der Grundsätze und Sicherung der Mittel zu seiner erfolgreichen und vollständigen Durchführung. Endlich: Ausschluß aller politischen Fragen, — insbesondere der polnischen. — Ihr erinnert euch, daß einige Schweizer und Engländer diese Frage zu einem Gegenstande unserer Agitation machen wollten.“

Er schwieg einen Augenblick.

„Da wir einmal den Inhalt des für unsern Verein als maßgebend festgestellten Gutachtens rekapitulirt haben," sagte Varlin, einen raschen, scharfen Blick über die Versammelten werfend, „so mag es mir erlaubt sein, historisch zu bemerken, daß ich und unser Freund Bourdon hier ein Minoritätsgutachten aufstellten, welches einige weitere Punkte enthielt und sich den Ansichten der Engländer und Deutschen mehr näherte."

„Welche Punkte?" fragte man von mehreren Seiten.

„Wir wollten," sagte Varlin, „das Erbrecht bei gewissen Verwandtschaftsgraden aufheben und den Grund und Boden für allgemeines Eigenthum der arbeitenden Gesellschaft erklären."

„Sehr gut! — Sehr richtig!" rief man hie und da. „Nein — nein," ertönten andere Stimmen, — „eine Beschränkung des Erbrechts greift in die Freiheit der Verfügung über den Ertrag meiner Arbeit, — wenn ich den Boden durch meine Arbeit verbessere, so will ich auch die Frucht davon genießen."

Die Bewegung wurde unruhig, — Einzelne erhoben sich laut sprechend und gestikulirend.

Tolain schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Das Gutachten der Minorität liegt in unseren Akten!" rief er mit ernster, den Lärm beherrschender

Stimme, — „aber unsere Freunde Varlin und Bourdon haben die Grundsätze der Majorität angenommen und ihre Namen stehen, und zwar derjenige Bourdon's, an der Spitze der sechzehn Unterschriften des als maßgebend aufgestellten Schriftstücks. Es kann also jetzt keine Diskussion darüber stattfinden."

Er warf einen halb fragenden, halb vorwurfsvollen Blick auf Varlin.

„So ist es," erwiederte dieser, — „das Majoritätsgutachten ist maßgebend, — ich wollte keine Diskussion anregen, sondern nur die historische Darstellung vervollständigen."

Das Gewirr der Stimmen im Zimmer beruhigte sich, — Tolain fuhr fort:

„Ihr wißt, daß die hiesige Polizei, welche Keinen von uns bei der Rückkehr von Genf belästigte, einige auswärtige Mitglieder bei der Rückreise arretirte und ihre Papiere mit Beschlag belegte. Odger und Cremer, die Engländer, reklamirten den Schutz ihrer Gesandtschaft und dieselbe trat für sie ein."

„Ob das die französischen Gesandten für uns auch gethan hätten?" fragte man aus der Versammlung.

Ohne die Frage zu beachten, sprach Tolain weiter:

„Die Inhaftirten wurden in Freiheit gesetzt und nach langem Zögern und weitläufigen Erörterungen

wurden ihnen auch ihre Papiere zurückgegeben. Unter diesen Papieren nun, welche so in den Besitz der Regierung gekommen waren, befand sich auch unser Gutachten, — und dieß wurde die Veranlassung, daß der Staatsminister Rouher den ersten Unterzeichner desselben, Bourdon, zu sich rufen ließ."

„Ah — ah!" hörte man von allen Seiten, — „der Staatsminister, — Bourdon, — das ist interessant!"

„Ich bitte nun unsern Freund Bourdon," sagte Tolain, „selbst über seine Unterredung mit dem ersten Minister des Kaisers zu berichten."

Bourdon, auf den sich in diesem Augenblick alle Augen richteten, setzte sich gerade auf seinen Stuhl, wendete sich halb nach den versammelten Arbeitern hin und sprach mit etwas trockener, eintöniger Stimme, aber klarer und scharfer Betonung:

„Ich wurde in das Kabinet des Staatsministers geführt, — derselbe —"

„Wie war der Empfang? — war der Minister artig?" fragte man aus der Versammlung.

„Sehr artig," sagte Bourdon, „voll Wohlwollen und Freundlichkeit. Eine Abschrift der Denkschrift lag auf dem Tisch.

„‚Ich habe Ihr Gutachten gelesen,' sagte Herr Rouher, — ‚es hat mein hohes Interesse erregt und ich

freue mich zu sehen, daß die Fragen, in welchen sich das höchste Interesse der Arbeiter konzentrirt, Gegenstand eines so tiefen und ernsten Studiums von Ihrer Seite gewesen sind.'

„Ich verneigte mich schweigend.

„‚Sie werden wünschen,' fuhr der Minister fort, ‚daß diese Denkschrift nicht nur in den Archiven Ihres Vereins bleibe, — Sie werden dieselbe in Frankreich in Cirkulation setzen wollen?'

„Ich erwiederte, daß dieß allerdings unser Wunsch sein müsse, da unser Ziel darauf hinausgehen müsse, alle Arbeiter zu einer Gesammtassoziation zu vereinigen und für die Bestrebungen derselben die in unserem Gutachten enthaltenen Grundsätze als Zielpunkte aufzustellen.

„‚Ich sehe kein Bedenken,' sagte Herr Rouher, ‚diese Grundsätze den französischen Arbeitern mitzutheilen, — sie enthalten im Allgemeinen keine Feindseligkeiten gegen die bestehenden Fundamente der Staatsordnung, und in einem Lande wie Frankreich, in welchem der Wille des Volkes maßgebend ist, — in welchem der Souverän selbst sich stets daran erinnert, daß er nur als erster Mandatar des souveränen Volkswillens die Nation auf dem Throne repräsentirt, soll Jedermann das Recht haben, Grundsätze auszusprechen, welche keine verbrecherische Auf-

lehnung gegen die Ordnung enthalten. Wenn ich also,' sagte der Minister weiter, ‚gegen die Verbreitung der Grundsätze Ihrer Denkschrift im Allgemeinen nichts einzuwenden haben würde, — so finden sich in derselben doch Ausdrücke, Wendungen, — Phrasen, welche zu Mißdeutungen Veranlassung geben könnten und bei ängstlichen Gemüthern, — zu denen der Kaiser und seine Regierung nicht gehört, — die Furcht hervorrufen könnten, als sei hier ein Angriff gegen die geordnete Sicherheit der Gesellschaft versteckt, — es käme also darauf an, die Redaktion des Schriftstückes noch einmal genau zu prüfen, zu sehen, ob nicht hier eine bedenkliche Wendung zu beseitigen, — an anderer Stelle vielleicht ein Satz einzuschalten wäre.'

„Der Staatsminister nahm die Denkschrift zur Hand und schlug mir vor, sie mit ihm durchzugehen, um mir seine Vorschläge in Betreff derartiger Modifikationen zu machen.

„Ich lehnte dieß ab." —

„Gut — gut" — rief man, — „was wir wollen, ist gut und klar, wir haben Nichts zu bemänteln." —

Bourdon erhob die Hand. Man schwieg.

„Ich erwiederte Herrn Rouher, — daß ich für seine freundliche Beurtheilung unserer Grundsätze sehr dankbar sei, — daß wir Alle gewiß nicht die Absicht

hätten, irgendwie gewaltsam die bestehende Ordnung anzugreifen, — daß wir vielmehr nur innerhalb der gesetzmäßigen Ordnung die Macht des koalirten Arbeiterstandes zu einer Reform dieser Gesellschaftsordnung in Anwendung zu bringen bezweckten. — Auf der andern Seite aber seien unsere Grundsätze klar und bestimmt, sie seien das Resultat langer Studien und ernsten Nachdenkens, — sie seien von unseren Freunden zum Beschluß erhoben und auch die Form der Ausdrucksweise sei eingehend diskutirt und nach reiflicher Erwägung festgestellt, — sollten wir die Form ändern, so würden wir den Sinn ändern, — wir hätten unsern Gedanken die treffendsten Ausdrücke gegeben und ich hielte es nicht für möglich, in andern Wendungen dieselben Gedanken mit demselben Freimuth und derselben Wahrheit auszusprechen."

Er hielt inne und blickte fragend auf die Versammelten.

Ein allgemeiner Ruf der Zustimmung tönte ihm entgegen. „Wir haben nicht nöthig, uns unsere Denkschrift redigiren zu lassen," rief man, — „wir wollen unsere Selbstständigkeit erkämpfen und nicht damit beginnen, uns unter polizeiliche Vormundschaft zu stellen!"

„Es freut mich, meine Freunde," fuhr Bourdon fort, „daß ich für mein Verhalten, das ich nach meiner

gewissenhaften Ueberzeugung glaubte beobachten zu sollen, eure Zustimmung finde."

„Und was sagte der Minister?" fragte man, — „wie nahm er die Ablehnung auf?"

Bourdon schwieg einen Augenblick, warf einen Blick auf ein kleines Papier, das er in der Hand hielt und auf welchem er einige Notizen gemacht zu haben schien, und sprach dann unter tief aufmerksamer Stille weiter:

„Herr Rouher schien von meiner Weigerung ein wenig betroffen zu sein, — er sann einige Zeit nach und sagte dann, es werde ihm schwer werden, unter diesen Umständen die Verbreitung der Denkschrift zu erlauben. ‚Sie wissen,' bemerkte er mit vertraulicher Freundlichkeit, ‚die Regierung — der Kaiser selbst — werden so vielfach vor den Bestrebungen der internationalen Assoziation gewarnt, nicht Jeder kennt Ihre Grundsätze wie ich sie kenne, und beurtheilt sie, wie ich sie beurtheile — und wie der Kaiser sie beurtheilt, — man hat auf Bedenklichkeiten, selbst auf fremde Regierungen Rücksicht zu nehmen, — ich hätte so gern gewünscht, Ihnen entgegenzukommen — bei entsprechenden Modifikationen hätte man vielleicht sogar eine Basis für die legale Existenz Ihres Vereins finden können, — welche demselben, wie Sie wissen, bis jetzt fehlt.'

„Ich erwiederte, daß nach dem Rath unseres Ad-

vokaten wir nicht einen französischen Verein gebildet, sondern uns als Zweigverein der in London centralisirten allgemeinen Arbeiterassoziation konstituirt hätten, — da die Mitgliedschaft an ausländischen in den betreffenden Ländern erlaubten Vereinen nach dem französischen Gesetz nicht verboten sei, — weßhalb wir glaubten, auf völlig legalem Boden zu stehen, — auch sei uns ja bis jetzt von Seiten keiner Behörde irgend eine Bemerkung zugegangen, welche uns etwas Anderes könne voraussetzen lassen. —

„Herr Rouher lächelte und meinte achselzuckend, die Legalität unserer Existenz dürfte sehr zweifelhaft und sehr leicht anzufechten sein, — und sie würde wohl schon zum Gegenstande polizeilicher oder gerichtlicher Erhebungen geworden sein, wenn nicht die Regierung des Kaisers, durchdrungen von der sympathischen Theilnahme, welche der Souverän selbst allen Interessen des Arbeiterstandes stets zuwende, alle Erörterungen über die Legalität des Vereins so lange hinausgeschoben habe, bis dessen Tendenzen sich gegen die Grundordnungen des Staates richten sollten. ‚Es ließe sich übrigens,‘ fuhr der Minister fort, ‚die mangelnde oder zweifelhafte Legalität in irgend einer Weise ergänzen, — wenn eben aus der Denkschrift über unsere Grundsätze klar und unzweifelhaft hervorginge, daß die Regierung in unserer

Thätigkeit keine Gefahr zu erblicken habe. — Sie haben diese Garantieen,' sagte er, ‚an denen uns für unsere Haltung Ihnen gegenüber viel gelegen wäre — durch eine Modifikation des Textes Ihrer Denkschrift nicht geben wollen, — ich kann das begreifen, wenn man von der Wahrheit seiner Grundsätze überzeugt ist, mag man dieselben nicht verhüllen, — indeß — es ließe sich eine solche Garantie vielleicht in anderer — für Sie gewiß weniger bedenklicher Weise schaffen, — es ist ein persönlicher, rein persönlicher Rath, den ich Ihnen gebe, — Sie wissen selbst, wie viel der Kaiser stets für die arbeitenden Klassen gethan hat, — wie sehr ihm das Schicksal dieser Klassen am Herzen liegt, — wie er schon als Prinz in der Verbannung alle die Probleme studirt, welche Sie beschäftigen, und in wie freisinniger Richtung er deren Lösung gesucht, — was wäre natürlicher, als daß Sie einige Worte des Dankes und der Anerkennung für den Kaiser in Ihr Mémoire aufnähmen — sei es am Schlusse oder in der Einleitung oder an einer sonst entsprechenden Stelle. — Eine solche Stelle, — die ja an dem vollen und wahren Ausdruck Ihrer Grundsätze nichts änderte oder abschwächte, würde der Oeffentlichkeit gegenüber die Garantie geben, daß Sie nichts gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung beabsichtigten, deren Schwerpunkt ja in dem Kaiser liegt.'

„Ich antwortete," fuhr Bourdon fort, — „daß ich keinen Grund habe, an dem hohen und sympathischen Interesse zu zweifeln, das der Kaiser an der Lage der Arbeiter nähme, indeß müsse ich dem Minister bemerken, daß die internationale Assoziation keine Politik in keiner Richtung mache und daß ich mich deßhalb nicht für befugt erachten könne, meinerseits in einen solchen Zusatz zu unserer Denkschrift zu willigen, — welcher zwar die in derselben ausgesprochenen Grundsätze nicht verändern, — wohl aber — und das sei für uns von hoher Wichtigkeit — unsere volle Unabhängigkeit in Zweifel stellen könne. Ich müsse daher, und dazu sei ich gerne bereit, diese Frage dem pariser Zweig der Assoziation vorlegen — und dieß, meine Freunde," sagte er, das Auge auf den Kreis der Zuhörer richtend, „thue ich hiemit, — ich frage euch, wollt ihr die Erlaubniß der öffentlichen Verbreitung unserer Denkschrift in Frankreich durch den Ausdruck einer öffentlichen Anerkennung für den Kaiser erkaufen? — denn darum handelt es sich einfach — der Minister hat mich deutlich verstehen lassen, daß seine Erlaubniß der Verbreitung nur um diesen Preis zu erlangen wäre."

Eine unruhige Bewegung machte sich in der Versammlung bemerkbar, doch ließ sich keine deutliche Ansicht

vernehmen, — Jeder sprach zu seinen Nachbarn, die Stimmen wogten unverständlich durcheinander.

„Meine Freunde," rief Tolain, „laßt mich, euren Vorsitzenden, zunächst meine ganz persönliche Ansicht über diesen Fall aussprechen. Mit Recht," fuhr er fort, als eine allgemeine aufmerksame Ruhe wieder eingetreten war, „hat unser Freund Bourdon dem Minister gegenüber unsern ersten und wichtigsten Grundsatz betont, daß die internationale Assoziation keine Politik macht, — doch bin ich zweifelhaft, ob dieser Grundsatz auf den vorliegenden Fall angewendet werden könne. Der Kaiser ist der durch die allgemeine Volksabstimmung erwählte Souverän unseres Landes —"

Ein Murren wurde hie und da vernehmbar — Tolain schien es zu überhören.

„Es ist bekannt," fuhr er fort, „daß er stets mit hohem Interesse die Arbeiterfragen verfolgt hat, er hat stets bewiesen, daß er den Werth der produktiven Arbeit zu schätzen weiß —"

„Cayenne!" rief eine Stimme.

„Warum also," sprach Tolain mit unerschütterlicher Ruhe weiter, — „warum sollten wir diese bekannte Thatsache, welche wir bei jedem Privatmanne anerkennen würden, nicht mit einigen Worten bei dem erwählten Oberhaupte der französischen Regierung dankend erwäh-

nen? Ich würde nach meiner Ueberzeugung darin keinen Uebergriff auf das politische Gebiet erblicken, — doch," fügte er hinzu — „ich bitte, daß die Rücksicht auf mich und diese meine rein persönliche Ueberzeugung Keinen von euch in seiner Ansicht bestimmen möge — beschließt nach eurem Gewissen, was ihr unserer Sache für nützlich haltet, — und erlaubt mir nur noch zu bemerken, daß es für die Verbreitung unserer Ideen allerdings von hoher Wichtigkeit ist, unsere Denkschrift öffentlich und unbehindert in Cirkulation setzen zu dürfen."

Er schwieg. Jetzt wurden die Stimmen lauter.

„Der Kaiser hat allerdings viel für uns gethan — er hat sich oft als Freund der Arbeiter gezeigt!" rief man hier. — „Was?" ertönte es auf der andern Seite, — „wir sollen Polizeiagenten sein, — wir sollen Dem danken, der unsere Brüder auf der Straße niedergeschossen hat?" — „Nieder mit Badinguet! Kein Wort für ihn!" — „Wenn der Kaiser nicht für uns wäre, hätte man uns längst aufgelöst," rief man dagegen, — „das verdient wohl ein Wort der Anerkennung!" Die Stimmen schwirrten durcheinander — doch schien die Mehrzahl — wenn auch nur durch Stillschweigen, sich auf die Seite des Einverständnisses mit den Wünschen des allmächtigen Staatsministers zu neigen.

Da erhob sich Varlin — ein düsteres Feuer blitzte

aus seinen Augen, ein Ausdruck von grimmigem Haß und Hohn zuckte um seine Lippen, er streckte die Hand gegen die Versammlung aus und rasch trat rings die Ruhe ein — es lag wie ein gebieterischer Befehl auf diesem willensmächtigen Gesicht, das da plötzlich aus seiner Verschlossenheit heraustrat — Jedermann wollte hören, was Varlin sagen werde.

„Meine Freunde," begann er mit ruhiger kalter Stimme, welche nicht mit der Erregung seiner Züge in Uebereinstimmung zu stehen schien und welche nur durch ihren gepreßten, von starkem Willenszwange zurückgehaltenen Ton auf die Gährung in seinem Innern schließen ließ, — „meine Freunde, ich kann nicht mit der Ansicht unseres vorsitzenden Schriftführers übereinstimmen, daß die von dem Minister Rouher gewünschte Danksagung für den Chef der gegenwärtigen Staatsgewalt ein Akt wäre, der nichts mit der Politik zu thun hat. Ich würde seine Ansicht vielleicht theilen oder mich derselben stillschweigend anschließen, wenn der Chef der Staatsgewalt der verfassungsmäßig erwählte Präsident einer Republik — oder selbst wenn er der althistorisch legitime Monarch einer festbegründeten Monarchie wäre, — dann stände er als der verkörperte Vertreter des Gesetzes und der Ordnung über den Parteien und den politischen Kämpfen. — Aber, meine Freunde," rief er mit

lauter schneidender Stimme, — „ist Derjenige, für welchen hier von uns eine Anerkennung seiner Fürsorge für den Arbeiterstand verlangt wird, — ist dieser Mann, welcher das Schicksal Frankreichs in seiner unsicher schwankenden Hand hält, — ist er der Vertreter des Gesetzes? Er, der allem Gesetz zum Trotz die Republik, der er seinen Eid geschworen hatte, schmählich und heimtückisch meuchelmordete — während er, ihr erster Beamter, sie hätte schützen und vertheidigen sollen! — Ist er ein Vertreter des Gesetzes, der ruhige und brave Bürger mit Kanonen zusammenschießen ließ, um Diejenigen einzuschüchtern, welche nicht wie er den Eid brechen wollten, den er der Republik geleistet? Er — der nach der Laune seines despotischen Willens so viele unserer Freunde in die giftigen Sümpfe der fernen Kolonieen verbannte! Ist er der Erwählte des Volks, der durch die in Blut gebadete, durch die Bajonnette zu zähneknirschender Ruhe niedergetretene Nation die Komödie der allgemeinen Abstimmung aufführen ließ? Ist er der legitime Monarch, der berufene Vertreter Frankreichs, der, um von dem russischen Autokraten sich ‚mein Bruder' nennen zu lassen, die Söhne Frankreichs in der Krim zu Tausenden opferte, — der sie abermals nutzlos in Mexiko schlachten ließ, um die schmutzigen Taschen seiner großen Börsenspekulanten auf Kosten Frankreichs

mit blutigem Golde zu füllen, — und," fügte er mit ziſchendem Hohnlachen hinzu — „der im vorigen Jahre, als wirklich Frankreichs Macht und Stellung in Europa auf dem Spiel ſtand, unthätig zuſah, wie Deutſchland unter die Herrſchaft des berufsmäßigen Militarismus getreten wurde? — Nein, meine Freunde, — nein — dieß iſt keine geſetzliche Regierung, keine Vertreterin der Geſellſchaftsordnung — es iſt Mandrin mit ſeiner Bande, welche ſich in den Beſitz der Autorität des Staates geſetzt hat, und dieſe Autorität mißbraucht zu Raub und Plünderung!"

Ein eiſiges Stillſchweigen lag auf der Verſammlung, entſetzt hörten alle dieſe Männer die furchtbaren Worte des Redners, welcher ſo von der Macht ſprach, vor welcher Europa ſich beugte, — deren eiſerne Hand über ihren Häuptern ruhte, und welche mit einem Augenwink Jeden von ihnen dem Verderben preisgeben konnte.

Varlin hielt einen Augenblick inne — ſeine vor heftiger Erregung faſt verzerrten Züge nahmen ihren kalten, verſchloſſenen Ausdruck wieder an, und mit ruhigerer Stimme ſprach er weiter:

„Das iſt meine Meinung — ich muß ſie ausſprechen, um meine Anſicht zu begründen. Ich will darum keine Feindſeligkeiten gegen die Regierung, die uns

schaden und im jetzigen Augenblick erfolglos sein würden, — gehen wir unseren Weg und überlassen wir sie dem ihrigen — der sie sicher zu dem elenden Untergang führen wird, den sie verdient. Aber," fuhr er mit erhöhtem Ton fort, — „ich kann nicht zugeben, daß eine dankende Anerkennung — dieser Regierung ausgesprochen — keine Politik sei. Durch einen solchen Ausspruch würden wir, die Vertreter des wahren, des arbeitenden Volkes, alle ihre Verbrechen sanktioniren, — wir würden uns mit dieser Regierung identifiziren — wir würden uns zu Agenten ihrer Polizei machen — wir würden uns mißbrauchen lassen, damit man von den Tuilerieen aus zu den Fürsten Europas sprechen könnte: ‚Seht, ich bin der wahrhaft legitime Souverän, denn hinter mir steht das wirkliche Volk, — hütet euch, denn ich kann die Revolution entfesseln, ohne von ihr verschlungen zu werden — sie dient mir — sie wird für mich streiten!' — damit man zu der Bourgeoisie und zu der Opposition im Corps législatif sprechen könnte: ‚Ich bin der wahre Schützer der Gesellschaftsordnung, denn ich halte den Schlüssel der sozialen Zukunft in Händen, — ich habe die Macht, die Zukunftsentwicklung ruhig und gefahrlos zu lenken, — hütet euch, daß ich diese Zukunft nicht in gewaltigem Drange plötzlich über euch hereinbrechen lasse — ich darf das

wagen, denn die Brandung, die euch verschlingen würde, schlägt, meinem Winke gehorsam, vor den Stufen meines Thrones nieder!' — das, meine Freunde, ist die Politik, die wir machen würden, wenn wir die Anerkennung und Dankbarkeit aussprächen, welche man von uns verlangt; — wir haben aber zum Grundsatz erhoben, keine Politik zu machen, — am allerwenigsten also diese, denn sie wäre eine Politik des Verbrechens, — der Thorheit — und der Schande!"

Er setzte sich nieder und blickte mit vorgesenktem Kopfe still vor sich hin. Eine Bewegung entstand in der Versammlung, die fast ein Tumult war. „Barlin hat Recht!" rief man hier, „wir wollen nichts mit der Regierung zu thun haben, — es wäre eine Schande, — ein Verrath an unsern Brüdern!" — „Der Kaiser ist uns freundlich gesinnt," riefen Andere, — „wir wollen nichts gegen ihn thun, — er hat die Macht, uns zu verderben, — er allein schützt uns gegen die Geldmänner!"

Tartaret sprang auf. „Nichts für die Regierung!" rief er überlaut, — „soll man von uns sagen, daß Geld der Polizei unter uns gesteckt sei, — daß wir Emissäre des Palais Royal seien? Wir wollen keine Plonploniers!"

„Keine Plonploniers, keine Plonploniers!" rief

man hier, — „Nichts gegen den Kaiser!“ auf der andern Seite, — Gruppen bildeten sich — finstere und drohende Blicke flogen herüber und hinüber.

Bei dem Ruf: „keine Plonploniers!“ wurde Tolain bleich wie der Tod. Seine Lippen bebten, — er winkte mit der Hand.

„Meine Freunde,“ rief er, „ich bitte euch, keine Erregung, keine Spaltung, um der heiligen Sache willen, der wir Alle dienen, beschwöre ich euch!“

Eine augenblickliche Ruhe trat ein.

„Ich war der Ansicht,“ sagte Tolain, mühsam seine innere Bewegung niederdrückend, „daß der kleine Zusatz zu unserer Denkschrift nicht die Natur einer politischen Kundgebung habe, — ich sehe, daß unser Freund Barlin und Viele unter euch anderer Ansicht sind, — um keinen Preis soll diese Frage Zwietracht unter uns säen, — ich trete Barlin's Ansicht bei.“

„Bravo, bravo!“ riefen viele Stimmen. Ein dumpfes Murren erhob sich unter den kaiserlich Gesinnten.

„Ich glaube auch nicht,“ fuhr Tolain fort, „daß eine Verweigerung der gewünschten Ergänzung unserer Denkschrift als eine Feindseligkeit gegen den Kaiser und seine Regierung erscheinen müsse. Unser Freund Bourdon hat dem Staatsminister bereits gesagt, daß es der

oberste Grundsatz der internationalen Assoziation sei, keine Politik zu machen, — halten wir diesen Grundsatz fest — bitten wir Bourdon, daß er in aller Freundlichkeit und Ehrerbietung Herrn Rouher erkläre, nach Berathung mit seinen Freunden könne er sich nicht entschließen, in diesem Falle eine Ausnahme von jenem allgemeinen Grundsatz zu machen."

Bourdon neigte zustimmend den Kopf.

„Aber dann wird unsere Denkschrift nicht verbreitet werden!" rief eine Stimme.

Tolain lächelte ruhig. „Ich glaube doch," sagte er, — „man kann sie in einem in London in französischer Sprache erscheinenden Journal, dessen Eingang in Frankreich bis jetzt nicht verboten ist, abdrucken lassen, und auf diesem Umwege wird sie schnell und sicher in Aller Händen sein!"

Varlin erhob den Kopf und reichte Tolain die Hand.

Die Ruhe in der Versammlung stellte sich wieder her, — Niemand bemerkte weiter etwas.

Die Eingangsthür öffnete sich — George Lefranc trat ein, — zeigte dem alten Buchhändler Héligon seine Karte, derselbe verglich deren Namen mit den Listen und nickte schweigend mit dem Kopf. Der junge Arbeiter setzte sich auf einen Platz in der ersten Reihe, den die

Umsitzenden, ihn freundlich begrüßend, ihm einräumten. Der junge Mann blickte mit seinen tiefen, sinnenden Augen vor sich hin wie in stille Träumerei versunken, auf seinem bleichen Gesicht lag etwas wie ein Schimmer der Verklärung, — es schien, als ob er wie mechanisch in diese Versammlung gekommen sei und kaum wisse, wo er sich befinde.

„Ich gehe zum nächsten Gegenstande über, mit dem wir uns zu beschäftigen haben," sprach Tolain. „Die Arbeiter in den großen Schneidermagazinen haben eine Erhöhung ihres Lohnes gefordert und die Arbeit eingestellt. Sie wenden sich an uns mit der Bitte um moralische und, wenn es sein kann, materielle Unterstützung, um ihren Strike durchzuführen, dagegen wollen sie sämmtlich der Assoziation beitreten. Wir haben die Sache geprüft und erwogen. Keiner jener Arbeiter ist bisher Mitglied unseres Vereins gewesen, — ihre Lage ist eine verhältnißmäßig gute und wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht sowohl eine berechtigte Nothwendigkeit ist, welche jetzt ihr Handeln bestimmt, als der Wunsch, ihren Antheil an der Ausbeutung der zur Weltausstellung in Paris zusammenströmenden Fremden zu gewinnen. Wir glauben nicht, daß es im Interesse des Arbeiterstandes im Allgemeinen liegt, diesen Strike

zu unterstützen, und können auch nicht annehmen, daß der Eintritt jener Arbeiter in unsern Verein aus augenblicklichen und eigennützigen Motiven uns Nutzen bringen werde. Deßhalb schlagen wir euch vor, das Gesuch zurückzuweisen."

„Zurückweisen — zurückweisen!" rief man allgemein, — „sie wollen uns benützen, um ihre Taschen zu füllen, — mögen sie allein sehen, wie sie fertig werden!"

„Unser Beschluß ist also gefaßt!" sagte Tolain.

„Doch nun, meine Freunde," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, — „kommen wir zu einer Angelegenheit, welche von höherer Bedeutung ist, und in welcher die internationale Assoziation die Aufgabe hat, frei und rücksichtslos vor aller Welt sich zu einer großen Wahrheit, welche das Fundament unserer Bestrebungen bilden muß, zu bekennen!"

Unter einer allgemeinen tiefen Stille sprach er weiter:

„Ihr werdet wohl Alle, meine Freunde, von den Vorfällen in Roubaix gehört haben —"

„Ja wohl, ja wohl," rief man von allen Seiten, — „das ist ein tüchtiger Streich gegen die Tyrannen vom Kapital! — dießmal werden sie es empfinden!" —

Tolain ließ seinen Blick ernst und streng über die Versammlung streifen. „Die Arbeiter von Roubaix,"

sagte er, „waren mit verschiedenen Bestimmungen der Fabrikordnung nicht einverstanden, — sie stellten die Arbeit ein, um deren Aenderung zu erzwingen, — sie waren dabei in ihrem Recht. — Aber, meine Freunde," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „jene Arbeiter waren auch unzufrieden mit einer Verbesserung der Maschinen, welche erlaubte, bei geringerer Arbeitskraft bessere Erzeugnisse zu schaffen, — und sie haben sich zu Exzessen hinreißen lassen, — sie haben die Maschinen zertrümmert, die Fabriken verbrannt, und damit die Sache des Arbeiterstandes schwer kompromittirt, diese heilige uns Allen gemeinsame Sache mit einem schwarzen schlimmen Flecken beschmutzt!"

„Und hatten sie nicht Recht, ihre Macht zu zeigen und zu gebrauchen?" rief eine Stimme mit energischem, trotzigem Ton.

„Nein," sagte Tolain, — „sie hatten nicht Recht, — sie hatten tausendmal Unrecht, — denn sie haben einen Akt des Vandalismus ausgeübt gegen die Maschine, diese herrlichste Erfindung des Menschengeistes, welche die produktive Arbeit zu immer größeren Dimensionen entwickelt und damit auch den Werth und die Nothwendigkeit der menschlichen Arbeitskraft erhöht, dieser durch eigenen intelligenten Willen bewegten Maschine, welche trotz allen Fortschritts der Mechanik durch kein

Werkzeug zu ersetzen ist, — sie haben Unrecht, weil sie bei allen denkenden und rechtlichen Menschen Zweifel an der Gerechtigkeit unserer Sache erweckt haben, weil sie alle Freunde der Ordnung und Sicherheit gegen uns in die Schranken rufen! Wir haben beschlossen," fuhr er den Kopf hoch aufrichtend und mit stolzem und kühnem Blick die Versammlung überschauend fort, — „eine Proklamation zu erlassen, welche einen ernsten Tadel gegen das Vorgehen der Arbeiter von Roubaix ausspricht und uns vor der Welt öffentlich von einer moralischen Mitschuld an solchen Akten barbarischer Gewaltthätigkeit reinigt. Diese Proklamation enthält zwei Sätze: —"

„Wir wollen keine Proklamation," rief Tartaret, — „die Arbeiter von Roubaix üben ihr Recht aus, — man hat die Polizei, man hat Soldaten gegen sie gehetzt, — wenn sie sich vertheidigt haben, so trifft die Schuld Diejenigen, welche zuerst die Gewalt zu Hülfe gerufen haben, — wir dürfen unsere Brüder nicht verleugnen, — wir können jeden Tag in die gleiche Lage kommen, — wir wollen keine Polizeidienste thun!"

Tolain sprang auf.

„Es ist wider die von uns selbst festgestellte Ordnung," rief er mit zitternder Stimme, — „es verletzt die Achtung, die wir uns selbst schuldig sind, wenn ihr

den Vortrag und die Mittheilungen eures Vorsitzenden unterbrecht!“ —

„Hört ihn, — hört ihn ruhig an, — wir werden dann sehen,“ rief man von mehreren Seiten, — Tartaret schwieg.

„Unsere Proklamation,“ rief Tolain, „erklärt, daß die wirthschaftliche Frage der Anwendung von Maschinen in der Fabrikproduktion sofort den Gegenstand ernster Untersuchung seitens der internationalen Assoziation bilden solle, der Verein stellt dabei seinerseits den Grundsatz auf, daß der Arbeiter das bestimmte Recht auf Erhöhung des Lohnes habe, sobald eine neue Maschine eine Vermehrung oder Verbesserung der Produktion ermögliche.“

„Gut — vollkommen richtig,“ rief man, „nach diesem Grundsatz handeln auch die Weber von Roubaix.“ —

„Dann aber,“ sprach Tolain auf das Blatt in seiner Hand blickend weiter, „soll unsere Proklamation den Arbeitern von Roubaix sagen: ‚Mögt ihr noch so vielen Grund haben, euch zu beklagen, mögen eure Forderungen noch so gerecht sein, — wie wir glauben, daß sie es sind, — hört auf uns und glaubt uns: die Maschine, das Werkzeug der Produktion, muß unverletzbar heilig sein für jeden Arbeiter, — hört auf uns

und glaubt uns: Gewaltakte, wie ihr sie begangen, kompromittiren eure Sache und diejenige des ganzen Arbeiterstandes — sie liefern Waffen allen Verleumdern unserer Bestrebungen und allen Feinden der Freiheit." —

Er schwieg.

„Das heißt," rief Tartaret, „ihr habt Recht, aber ihr dürft euer Recht nicht verfolgen! das heißt die Geschäfte der Polizei besorgen, — eine solche Proklamation ist für die Regierung eine Armee in jenen Distrikten werth! Fragt man uns gegenüber," fuhr er noch lauter fort, — „so ängstlich nach den feinen Distinktionen des Rechts und des Unrechts? — Man besinnt sich nicht lange — man schlägt. — Wohlan, sollen wir unsere Brüder verhindern, zu schlagen, wo wir doch anerkennen, daß ihre Forderungen gerecht sind? Glaubt ihr, daß mit Worten und Phrasen die Mauern umgestürzt werden, welche uns die Welt des Lebensgenusses, des Genusses der Früchte unserer Arbeit verschließen? Je schneller und je schärfer geschlagen wird, — um so schneller wird Licht in die Situation kommen. Wir dürfen diese Proklamation nicht erlassen!"

Eine ungeheure Bewegung entstand. Alles erhob sich und sprach durcheinander, man konnte die einzelnen Stimmen nicht mehr unterscheiden, die einzelnen Worte nicht mehr verstehen.

Tolain blickte traurig auf die stürmisch-bewegte Versammlung — sein Auge richtete sich wie hülfesuchend auf Varlin.

Varlin saß da mit unbeweglichen Zügen und niedergeschlagenen Augen — er schwieg.

Da trat langsamen Schrittes George Lefranc an den Tisch des Vorstandes. Er erhob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle, — seine Blicke leuchteten, seine Züge waren von hoher Begeisterung belebt, — unwillkürlich schwiegen die hin und her Streitenden beim Anblick dieses jungen Mannes mit dem gebietend ausdrucksvollen Gesicht, neugierig, was er, der noch nie hier gesprochen, zu sagen haben würde.

Tolain sah ihn erstaunt an, Varlin erhob von unten herauf einen Augenblick sein scharfes Auge zu ihm.

„Meine Freunde," rief George mit lauter, den Raum voll durchdringender Stimme, „hört mich an, mich, einen der Jüngsten unter euch, der nichts in der Welt hat, als seine Arbeit und die Hoffnungen seiner Zukunft, — je jünger ich bin, um so höheren Werth haben diese Hoffnungen für mich, um so mehr bin ich berechtigt, für sie und ihre Erfüllung zu sprechen."

Die Ruhe stellte sich nach diesen Worten vollständig wieder her, Jedermann hörte zu.

„Wofür arbeiten, wonach streben wir, meine

Freunde?“ sprach der junge Mann weiter, — „wir wollen, — wir, die wir Alles hervorbringen durch die Arbeit unserer Hände, was zum Genusse, zur Verschönerung des Lebens gehört, — wir wollen unsern Theil an diesem Genuß, wir wollen unsern Platz in dem Gebiet der edlen Freuden des Geistes und des Herzens, welche bisher Diejenigen, die nicht arbeiten, für sich allein in Anspruch nahmen. Wir wollen die Bildungsmittel — wir wollen die Wissenschaft und Kunst für uns erobern, — wir wollen vor Allem,“ sagte er mit warmer Betonung, „das Recht und den Raum uns erwerben zur Gründung der eigenen Heimat, des eigenen Herdes, wir wollen dahin kommen, daß der Ertrag der Arbeit nicht bloß die Maschine unseres Körpers erhalte, sondern uns auch die Mittel gebe, uns freundliche, reizvolle Heimstätten zu bereiten.“

Es klang wie ein leichtes, höhnisches Lachen aus den Reihen der Versammelten hervor. — „Still, still,“ riefen andere Stimmen, — „er hat Recht, — hört ihn!“

„Ich frage euch Alle,“ rief George, — „ist das nicht die Hoffnung, die euch belebt, — der Gedanke, der euch bewegt? Ihr, meine älteren Freunde, treibt euch bei dem Werke unserer Assoziation nicht der Schmerz, daß ihr der Gründung des eigenen Herdes habt entsagen müssen, oder der noch größere Schmerz, daß ihr an die-

sem Herde, den ihr so gern mit den reinen Blüten der Freude geschmückt hättet, den Druck der Armuth und Entbehrung noch bitterer habt empfinden müssen, weil dieser Druck nicht auf euch allein, sondern mit euch auf geliebten Wesen lastete? Wollt ihr, da ihr selbst so schwer gelitten habt, jetzt nicht dafür kämpfen, daß folgende Generationen den Schmerz nicht erleben müssen, den ihr durchgekämpft habt in stiller, knirschender Entsagung?"

„Ja — ja," — rief es hier und da in bewegtem Tone.

„Und ihr, meine Altersgenossen," fuhr der junge Mann mit glühenden Blicken fort, — „mögt ihr nun in bestimmten Zügen ein theures Bild im Herzen tragen, — oder mögt ihr nur ganz allgemein das Weben des reinen und heiligen Liebesgeistes in euch fühlen, der die geschaffene Welt durchzieht, — ist es nicht die Sehnsucht, die Hoffnung, eine Heimat auf festerem Fundament zu bauen, sie zu schmücken mit dem Reiz einer vom Druck der Armuth freien Häuslichkeit, — euer Weib, eure Kinder zu umgeben mit des Lebens einfachen reinen Freuden, — ist es nicht diese Sehnsucht, — diese Hoffnung, die euch treibt zum ernsten und unermüdlichen Kampfe um eure Befreiung aus dem Druck eurer gegenwärtigen Lage?"

„Ja — ja — ja — so ist es," riefen lautere und zahlreichere Stimmen rings umher.

„Nun denn, meine Freunde," sprach George weiter, — „wenn das euer Streben ist, — wie es das meinige ist, — wie es das jedes braven und redlichen Arbeiters sein muß, — kann dieß Ziel erreicht werden, wenn die Arbeiter in erklärlichem, aber ungerechtem Zorn zerstören statt zu bauen, — wenn sie die heiligen Werkzeuge der produktiven Arbeit zerschlagen und verbrennen, wenn sie die Welt zertrümmern, in welcher sie sich den Platz erkämpfen wollen, um ihre Heimat zu bauen? Wenn wir die Welt zur Wüste machen, wo sollen wir die Stätte finden für die glückliche Zukunft, nach welcher wir ringen? Nicht der sinnlose und unfruchtbare Haß darf uns leiten zur Vernichtung Dessen, woran wir keinen Theil haben, — in ruhigem, überlegtem und geduldig kraftvollem Streben müssen wir den Antheil uns erkämpfen, der uns jetzt versagt ist. — Darum müssen wir um unseres künftigen Glückes, um unserer künftigen Heimatsberechtigung willen in der Welt des edlen Lebensgenusses die rohe Gewaltthat verdammen, — wir müssen laut vor der Welt unser Urtheil und Bekenntniß aussprechen — und ich, meine lieben Freunde — ich bitte euch aus tiefem, überzeugungsvollem Gefühl meines Herzens, wie unsere Vorsitzenden euch aus klu-

gen und wohlüberlegten Gründen des Verstandes gebeten haben: nehmt die vorgeschlagene Proklamation an!"

Tartaret wollte noch einmal sprechen — aber er wurde übertäubt von den lauten Zustimmungsrufen, die von allen Seiten den Worten des jungen Arbeiters folgten, — Viele eilten zu ihm heran und drückten ihm die Hände.

Tolain erhob sich.

„So seid ihr denn einverstanden mit unserer Proklamation an die Arbeiter von Roubaix?"

Ein lautes, fast einstimmiges Ja ertönte — die wenigen Andersdenkenden schwiegen — sie mochten es für überflüssig halten, bei dieser Stimmung der Versammlung ihre Meinung auszusprechen.

Tolain nahm die Proklamation, deren Ausfertigung auf dem Tische lag, und setzte darunter die Worte: „Im Auftrage der pariser Commission". Dann schrieb er seinen Namen und reichte die Feder Varlin.

Varlin ergriff sie schweigend, — ohne ein Wort zu sprechen, setzte er seinen Namen neben denjenigen Tolain's. Der dritte Schriftführer Fribourg unterzeichnete nach seinen beiden Kollegen.

Tolain erklärte die Gegenstände der Besprechung für erschöpft, die Versammlung für geschlossen.

In laut diskutirenden Gruppen gingen die Arbeiter

aus dem Hause und zerstreuten sich bald in die nächsten Straßen.

Einsam schritt George durch die Nacht hin, — lächelnd und glücklich — und leise flüsterte er vor sich hin:

„Eine Heimat — ein Herd — ein Weib!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Später als sonst erwachte am nächsten Sonntagsmorgen das Leben in dem Viertel der Rue Mouffetard — diese ganze arbeitende Bevölkerung freute sich des Tages der Ruhe — Viele in träger Faulheit freilich nur dem passiven Genuß indolenter Unthätigkeit sich hingebend — Viele aber auch Seele und Körper erfrischend in dem Gefühl, einen Tag für sich zu haben zu freier Regung und Bewegung, losgelöst vom Zwange der Arbeitsnothwendigkeit.

Es war acht Uhr. George Lefranc stand in seinem Zimmer völlig angekleidet — frisch und strahlend trotz der leichten Erschöpfung, welche eine in unruhiger Aufregung verbrachte Nacht auf seinen Zügen zurückgelassen hatte. Der junge Mann war mit einer fast eleganten Sauberkeit in ein einfaches Kostüm von grauem Sommerstoff gekleidet, sein volles Haar war sorgfältig geordnet, seine arbeitskräftigen und braunen, aber schön

geformten Hände mit sichtbarer Mühe gepflegt, und wenn man dazu das glückliche Lächeln nahm, welches seinen früher so fest und finster verschlossenen Mund umspielte, so mußte man gestehen, daß wohl jede pariser Arbeiterin mit Stolz am Arme dieses jungen Mannes hinausgegangen wäre, um ihren arbeitsfreien Sonntag in der schönen, sonnenhellen Natur dem fröhlichen Lebensgenuß zu widmen.

George ging unruhig in seinem Zimmer auf und ab, oft an der Thür stehen bleibend und auf jedes Geräusch im Hause lauschend, dann wieder zum Fenster hinaus mit glücklichem Ausdruck dem hellen, reinen Sonnenschein zulächelnd und mit besorgtem Blick umherspähend, ob irgend eine Wolke heraufstiege, welche dem so günstig beginnenden Tage Gefahr bringen könnte.

Endlich hörte er auf dem Flur das Geräusch eines geöffneten Thürschlosses — schnell trat er hinaus und vor ihm stand in reizend einfachem Morgenanzug, das weiße Häubchen auf dem glänzenden Haar, den Wasserkrug in der Hand, seine schöne Nachbarin, Madame Bernard.

„Ich muß mich vor Ihnen schämen, mein lieber Nachbar," sagte sie mit freundlichem Lächeln zu dem jungen Manne, der wie geblendet von dieser duftig frischen Schönheit vor ihr stand, — „ich habe meine Früh-

messe verschlafen — glauben Sie nicht," fügte sie hinzu, — „daß ich Ihrer Ansicht über die Priester und die Tempel Recht gebe, — aber heute glaube ich es einmal versuchen zu können, mit Ihnen in der freien Natur meine Morgenandacht zu halten."

„Ich hatte Sie bitten wollen," sagte der junge Mann mit innigem Ton, „meine Begleitung zur Messe annehmen zu wollen."

Sie senkte wie in unwillkürlicher Verlegenheit den Blick zu Boden und sah einen Augenblick schweigend vor sich nieder.

„Sie wollen also noch mit mir hinaus?" fragte er, — „das Wetter ist herrlich!" und der Blick, mit welchem er sie ansah, glänzte fast so hell wie der Sonnenschein draußen.

„Wenn Sie unsere Verabredung nicht gereut," — sagte sie lächelnd, — „so bitte ich nur um eine halbe Stunde Zeit, um meine Toilette zu machen — ist das zu viel?" fragte sie ein wenig schalkhaft.

Sein Blick antwortete, daß er am liebsten mit ihr in dem kleinen Morgenhäubchen fortgegangen wäre, — „ich bin bereit," sagte er, „und warte auf Ihren Befehl." Sie füllte ihren Wasserkrug in der Küche und eilte in ihr Zimmer zurück, während er in dem seinigen sie erwartete.

Die halbe Stunde war noch nicht vergangen, als die junge Frau wieder heraustrat, — sie trug ein leichtes dunkles Wollenkleid mit einer rothen Schleife, ein kleiner runder Hut mit einem einfachen Bande von derselben Farbe bedeckte das schlicht gescheitelte und geflochtene Haar — sie hielt einen kleinen Sonnenschirm in der Hand und hatte einen Shawl über den Arm gehängt. Ihr Gesicht war durch einen dunkelblauen dichten kurzen Schleier, der vom Rande ihres Hutes herabhing, fast vollständig verhüllt.

Mit leichtem, elastischem Schritt näherte sie sich der Thür ihres Nachbars — doch bevor ihre ausgestreckte Hand noch geklopft hatte, öffnete sich die Thür schnell und George trat heraus.

„Sie sind pünktlich!“ sagte er.

„Ich bin die Pünktlichkeit gewohnt,“ erwiederte sie, „um die Arbeit zu beginnen, — sollte ich meiner Gewohnheit untreu werden, wo es gilt, dem Vergnügen entgegen zu eilen, — einem Vergnügen, das mir so lange nicht zu Theil wurde?“ sagte sie mit leisem Seufzer.

Madame Raimond trat aus ihrem Zimmer. „Schon reisefertig?“ rief sie, „das ist gut, — der Tag der Freiheit geht schnell genug vorüber, man muß ihn ausnutzen wie den Tag der Arbeit, — aber warum,“ fragte sie,

„verhüllen Sie Ihr Gesicht mit dem dichten Schleier? — Sie haben das nicht nöthig — gönnen Sie doch dem armen George den Stolz, mit seiner schönen Nachbarin durch die Straßen zu gehen!“

„Ich trage diesen Schleier immer,“ sagte die junge Frau, „wenn ich ausgehe, um mich gegen den Staub und den blendenden Widerschein des Trottoirs und der Häuser zu schützen, — meine Augen sind ein wenig angegriffen, — und Sie wissen ja, die Augen sind für eine Stickerin, was die Arme für einen Arbeiter sind, — würde ihre Kraft nachlassen, so würde die Quelle meines Erwerbes versiegen.“

„Doch nun fort,“ rief die gutmüthige alte Frau, — „auf Wiedersehen — und viel Vergnügen da draußen!“

Und eilig schob sie die jungen Leute der Ausgangsthür zu.

Stumm schritten sie eine Weile nebeneinander her.

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?“ fragte er mit schüchternem Ton, als sie in die belebteren Stadttheile kamen.

Mit einer natürlichen, ungezwungenen Bewegung legte sie ihren Arm auf den seinigen, stolz und glückselig schritt er weiter, — die Welt schien ihm zu eng für den Jubel seines Herzens.

Sie bestiegen den Zug auf dem Bahnhof der Rue Saint Lazare und bald führte sie die pfeifende Lokomotive hinaus aus dem Häusermeer der großen Weltstadt.

Als sie auf dem kleinen Bahnhof von Ville d'Avray ankamen, fragte der junge Mann: „Wollen wir frühstücken?"

„Wir haben dazu noch Zeit," erwiederte Madame Bernard — „und," fügte sie lächelnd hinzu, — „wir wollen als ökonomische Leute die Kosten unseres Ausfluges nicht unnütz verdoppeln. Lassen Sie uns unser Frühstück bestellen und zuvor einen Spaziergang in den Wald von Saint Cloud machen — um den Morgen ganz in der Natur zu genießen."

Sie bestellten ein einfaches Déjeûner für die Mittagsstunde in dem reizenden Restaurant mit den in die Baumzweige gefügten Balcons und eilten dann hinaus in die duftige Waldeinsamkeit des im Frühlingsgrün schimmernden Parks von Saint Cloud.

Als sie in die grünen Schatten eintraten, hob die junge Frau ihren Schleier empor und befestigte ihn am Rande ihres Hutes. „Hier habe ich ihn nicht nöthig," sagte sie lächelnd, — „der Hauch der Natur kann meine Augen nur kräftigen."

Dann sprang sie leicht und anmuthig bald hier bald da an den Rand des Weges, um eine der vielen Früh-

lingsblumen zu pflücken, welche ihre kleinen, zarten und duftenden Häupter aus dem Rasen emporhoben, frisch erblüht im glänzenden Licht der Morgensonne.

George folgte mit entzücktem Auge und überströmendem Herzen ihren reizenden Bewegungen, welche die schmiegsame Eleganz ihrer Gestalt hervortreten ließen, — nur mit einzelnen Worten, oft nur mit einem Lächeln antwortete er auf die Bemerkungen, die sie in fortwährendem lebhaften Geplauder voll kindlicher Naivität an ihn richtete, — oft wenn sie ihn ansah, senkte sein Blick sich mit tiefem Feuer in den ihrigen, — ein ernsteres, innigeres Wort schien auf seinen Lippen zu schweben, — aber schnell sprang sie wieder davon, eine neue Blume zu pflücken oder ihm in heiterer Fröhlichkeit einen auf den Zweigen sich schaukelnden Vogel zu zeigen.

Schon trug sie einen großen Strauß von Blumen und grünen Ranken in ihrer Hand und immer tiefer drangen sie in die stille Einsamkeit des Waldes vor, welche zu dieser Stunde noch wenig durch Spaziergänger belebt war. Das Blumensuchen der jungen Frau hatte sie immer weiter von dem großen Wege abgeführt — sie befanden sich in der Mitte des Waldes unter einer Gruppe hoher, uralter Bäume, die auf einer leicht ansteigenden, mit grünem Moose bewachsenen Erhöhung standen.

Madame Bernard hatte eben mit einer scherzenden Bemerkung ihren Begleiter gebeten, einen Theil der von ihr gepflückten Blumen zu tragen, — sie trat zu ihm heran und reichte ihm dieselben hin, — da begegnete ihr Blick seinem so ausdrucksvoll, so fragend, so sehnsüchtig auf sie gerichteten Auge, — und eine leichte Röthe flog über ihr Gesicht.

Sie warf einen Blick umher. Dichtes Grün umgab sie von allen Seiten, kein Ton jenes vielstimmigen Geräusches der Welt drang in diese tiefe Waldesstille, man hörte nur das leise Zwitschern der Vögel und das Rauschen des Windes in den hohen, vom durchschimmernden Sonnenlicht vergoldeten Baumwipfeln.

„Wir haben uns weit vom Weg entfernt," sagte sie leise.

„Sind wir hierher gekommen, um Menschen zu suchen?" fragte er, — „der Tempel der Natur ist am schönsten, — wo er am wenigsten vom Treiben der Welt berührt wird!"

„Sie haben Recht — mein Freund," sagte sie sanft, — „der Platz ist herrlich — und da wir nun hier sind, so wollen wir die stille Einsamkeit benutzen, um diese Blüten, die wir dem Walde geraubt, zu einem Kranze zusammenzufügen, — der uns eine Erinnerung

sein soll an den frohen Genuß des heutigen schönen Tages."

„Setzen Sie sich hier neben mich," fuhr sie fort, indem sie sich zu den Füßen eines hohen mit Epheu umrankten Baumstammes niederließ und die Blumen auf ihren Schooß legte, — „und reichen Sie mir die einzelnen Blüten und die kleinen grünen Zweige, — o es soll ein schöner Kranz werden, — freilich wird er welken, — aber die immergrüne Erinnerung wird auch aus seinen vertrockneten Blättern sprechen! — Ach warum müssen so schöne Stunden so schnell vorüberfliehen!"

George setzte sich auf das Moos zu ihren Füßen und reichte ihr langsam eine Blume nach der andern, — sein Auge ruhte wie träumerisch auf ihren schlanken Händen, welche mit zierlicher Geschicklichkeit das Geflecht des Kranzes in einander fügten, — seine Hand zitterte.

„Meine Freundin Louise," sagte er nach längerem Schweigen, während dessen sie zuweilen in raschem Aufblick wie forschend zu seinem leicht gesenkten Haupte herabgesehen hatte, — „Sie wollen diesen schönen stillen Platz zu einem Tempel der Erinnerung weihen — sollte er nicht für mich zu einem Heiligthum der Hoffnung werden dürfen?"

Sie ließ die Hände in den Schooß sinken, — ein leiser, tiefer Athemzug zitterte durch ihre schlanke Gestalt.

„Louise," sagte er, — „wir kennen uns noch nicht lange, — und doch dünkt es mir, als wäre mein ganzes Leben, bevor Sie in den Kreis desselben eintraten, nichts als eine leere, kalte Einöde gewesen — und wenn ich daran denke, daß je wieder eine Zeit kommen könnte, in der ich Sie nicht mehr sehe, — Ihre Stimme nicht mehr hören sollte, — so überläuft es mich kalt wie die Schauer des Todes."

„Und warum sollte eine solche Zeit kommen?" fragte sie leise, den Kopf tief auf die Brust herabsenkend.

„Warum sie kommen sollte," rief er, — „o mein Gott, — weil das Leben ja Alles wieder von einander reißt, was es zusammengeführt hat, — wenn man sich nicht," fügte er leiser und zögernd hinzu, — „wenn man sich nicht zu festem Bunde für das Leben verbindet. — O Louise," sagte er dann mit tiefer, inniger Stimme, indem er mit fast scheuer Zartheit ihre auf den Blumen ruhende Hand ergriff, — „es ist unmöglich, daß Sie nicht sehen, nicht fühlen sollten, wie alle Fasern meines Herzens sich an Ihr Wesen gerankt haben. — Ich war so einsam," — fuhr er mit tief eindringendem Ton fort, — „mein Leben war dunkel und kalt, — voll Entbehrung, — eine Entbehrung, welche ich tief und schmerzlich fühlte, — mein Herz war erfüllt von Zorn und Erbitterung — voll Haß und Zorn gegen jene Reichen und Glück-

lichen, denen die Welt mit vollen Händen Alles gibt, was mir versagt war und was ich doch so heiß ersehnte, — ich hatte keine Heimat auf dieser so großen, so schönen und reichen Erde, — öde Nacht war um mich her. Da traten Sie in meinen Lebenskreis ein," — er richtete seinen Blick voll und strahlend auf ihr noch immer gesenktes Haupt, — „und lichter und lichter wurde es um mich her, — wärmer und wärmer wurde es in meinem Herzen. — Sie, Louise, haben mich gelehrt, daß auch in der Welt der Arbeit und Entbehrung Glück, — o wie reiches Glück — erblühen kann, daß auch der Arme eine Heimat finden kann in dieser Welt, — Sie haben mir den Glauben an eine liebevolle Führung der Menschenschicksale gegeben! — Louise, wollen Sie Ihr Werk wieder zerfallen lassen in Schutt und Trümmer — oder wollen Sie es vollenden zu dauerndem, unzerstörbarem heiligen Glück? — Wollen Sie Ihr Leben an das meinige knüpfen, so daß der Sturm der Zeit uns nicht wieder trennen kann? — Sie wissen, was ich Ihnen bieten kann, — es ist die Arbeit eines kräftigen Arms — und die tiefe, unauslöschliche Liebe eines treuen Herzens, — ein treueres finden Sie nicht, — Louise, soll ich mit der Erinnerung an diesen stillen, seligen Morgen auch die Hoffnung auf das Glück meines künftigen Lebens von hier mitnehmen?"

Er hielt ihre Hand fest in der seinigen und beugte sich herab, um aus ihren gesenkten Augen die Antwort auf seine Frage zu lesen.

Sie erhob langsam den Kopf und sah ihn liebevoll, aber traurig an.

„Mein lieber Freund," sagte sie nach einigen Augenblicken tief aufathmend, — „Ihr Vertrauen, in welchem Sie das Glück Ihres Lebens in meine Hand legen wollen, macht mich glücklich, — trotz unserer kurzen Bekanntschaft kenne ich Ihr edles und treues Herz, — auch darf ich es Ihnen wohl gestehen," fuhr sie mit einem sanften Lächeln fort, — „ich ahnte und erwartete fast ähnliche Worte, wie Sie sie eben zu mir gesprochen, — das Auge einer Frau liest in einem Herzen, das sich ihr zuneigt — um so klarer, wenn dieß Herz so wahr, so gut ist, wie das Ihrige." —

Hohe Freude glänzte in seinem Blick.

„Sie ahnten, was in mir vorging," rief er, — „und Sie sind hieher gekommen?" —

„Ich bin gekommen," erwiederte sie, — „weil ich wünschte, daß es klar, ganz klar zwischen uns werde." —

„Also," fragte er mit bebender Stimme, — „Sie wollen —"

„Ich will mich Ihres Vertrauens und Ihrer Neigung würdig zeigen," sagte sie — „ich will thun, was ich nach

Ihren Worten thun muß, — ich will Ihnen die Geschichte meines Lebens erzählen, — wenn Sie dieselbe kennen, so werden Sie urtheilen, ob Ihre Gefühle, Ihre Wünsche dieselben bleiben, — Sie werden mir rathen, mir beistehen — um zu thun, was ich für meine Pflicht halte."

Erschrocken blickte er zu ihr hinauf. „Die Geschichte Ihres Lebens?" fragte er, — „Sie erzählten —"

„Ich habe Ihnen nicht die Wahrheit gesagt," sprach sie ernst — „ich hatte dazu Fremden gegenüber keine Verpflichtung — jetzt bin ich Ihnen die Wahrheit schuldig. Hören Sie."

Er ließ den Kopf sinken und stieß einen tiefen Seufzer aus, der fast wie ein Klageton klang.

„Ich bin nicht Wittwe," sprach die junge Frau, — „wie ich Ihnen und Madame Raimond gesagt habe."

Der ganze Körper des in sich zusammengesunkenen Arbeiters zitterte.

„Ich lebte in einer kleinen Stadt des Elsaß," fuhr sie fort, — „nahe an der deutschen Grenze, — allein mit einem harten und strengen Oheim, — einem Beamten der Gemeindeverwaltung. Ich hatte eine Freundin in einem benachbarten deutschen Grenzorte besucht, — dort machte ich oft auch allein Spaziergänge in der Um-

enden, — er soll für mein ganzes Leben ein heiliges Symbol der Erinnerung bleiben."

Und er reichte ihr Blüte um Blüte, Reis um Reis, — unter leisem süßen Geplauder wurde der Kranz vollendet, — dann gingen sie zurück zu ihrem einfachen Frühstück — und als sie endlich am Abend nach diesem Festtage in der schönen freien Natur in ihre enge Wohnung in der Rue Mouffetard zurückkehrten, da konnte die gute Madame Raimond sich nicht genug freuen über die glückliche, zufriedene Miene der ihr so lieb gewordenen Hausgenossen.

Beide aber sprachen wenig — sie waren so müde von ihrem Spaziergange, wie sie sagten, — und bald zogen sie sich in ihre Zimmer zurück.

Lächelnd sah ihnen die alte Frau nach.

„Ich glaube, sie haben sich verständigt," flüsterte sie, — „nun Gott gebe seinen Segen dazu — sie werden ein braves, fleißiges Paar sein, — da müssen sie ja glücklich werden."

George ging noch lange sinnend und oft in abgebrochenen Worten mit sich selbst sprechend auf und nieder. Endlich schienen seine Gedanken eine feste Form angenommen zu haben.

„Ich werde zeigen," sprach er — „daß auch ein

armer, niedriger Arbeiter das Opfer des Verraths der Vornehmen und Mächtigen schützen kann."

Er legte sich nieder und leise hauchte er: „Gute Nacht, — Louise!"

Die junge Frau hatte sich rasch entkleidet. — Ihre kleine Lampe stand neben ihrem Bett und sinnend lag sie da, den schönen Kopf in das einfache weiße Kissen gedrückt.

Triumphirende Freude leuchtete aus ihren dunkeln, dämonisch glänzenden Augen.

„Das Schwerste ist gethan," sagte sie mit zufriedenem Lächeln, — „wenn er reüssirt, so bin ich hoffentlich bald aus diesem traurigen Leben erlöst — ich werde meine erste Aufgabe erfüllen, — dieser stolze Graf wird sehen, daß meine Kraft wohl ein Bündniß werth ist, — warten wir die Zeit ab, — vielleicht wird er einst noch sich beugen, — bitten müssen um meine Hülfe." —

Sie löschte ihre Lampe aus und die Bilder ihrer Phantasie vermischten sich mit den Träumen ihres Schlummers — Träumen von Licht, Glanz und stolzer Herrschaft.

wieder. Lange konnte ich es nicht faſſen — von ihm betrogen — verrathen zu ſein! — Endlich zog ich Erkundigungen ein und erfuhr das Schreckliche. Er war kein Geometer, — er hatte unter falſchem Namen, unter erlogenen Angaben ſich mir genähert — er war preußiſcher Offizier — in eine nahe gelegene kleine Garniſon kommandirt — und trug einen der vornehmſten Namen Deutſchlands!"

„Schändlicher Verrath!" rief George mit gepreßter Stimme, indem er die Hände feſt gegen ſeine Stirn drückte.

„Ich will Ihnen, mein lieber Freund," fuhr die junge Frau mit ſanfter Stimme fort, „keine Schilderung meines Zuſtandes machen. Meine Lage war furchtbar, — auch äußerlich — ich war ohne Mittel. Wohl hätte ich können zu meinem Oheim zurückkehren, aber," — rief ſie laut, — „dagegen ſträubte ſich mein Stolz, mein empörtes Gefühl, — ich wollte, ich mußte den Elenden finden, ihn zwingen, ſein Unrecht, ſoweit das möglich war, gut zu machen, — mir ſeinen Namen zu geben, — um mich dann für ewig von ihm zu trennen!"

George erhob den Kopf. Er war bleich wie der Tod; mit einem Blick voll Schmerz und Liebe ſah er in das

schöne Gesicht der jungen Frau, in welchem Stolz und Zorn flammten.

„Aber die Trauung?“ fragte er tonlos, — „das Dokument?“

„Alles war, wie ich glaube, ein unwürdiger Betrug, — oder wenigstens war die Sache unter falschem Namen geschehen. Dennoch bildete dieß Dokument und die Briefe, die er mir während seiner verschiedenen Abwesenheiten geschrieben, meine mächtigste Waffe gegen den Schändlichen, denn meine Aussagen ohne Beweise konnte er ableugnen. — Ich erfuhr, daß er Urlaub genommen und nach Paris gegangen war. Das gab mir Hoffnung, — dort konnte ich ihn erreichen, — in seiner Heimat war er für mich, die mittellose Fremde ohne Schutz und Stütze, fast unnahbar. — Mit den Mitteln, welche mir der Verkauf meiner wenigen Schmucksachen verschaffte, machte ich mich auf und kam hieher.“

„Tapferes Herz!“ sagte George, indem sein Blick zum ersten Mal seit ihrer Erzählung sich wieder mit freudigerem Schimmer belebte.

„Ich suchte ihn auf — er war leicht zu finden, da ich seinen wahren Namen kannte,“ fuhr sie fort, — „er stand vor mir im Bewußtsein seiner Schlechtigkeit, — er bat, er flehte, ihn nicht zu kompromittiren, — er suchte Alles mit seiner heißen Liebe zu mir zu ent-

Um die Kaiserin her saßen auf Tabourets die Damen ihres vertrautesten Zirkels in eben so leichten und einfachen Toiletten — und es war in der That ein bezaubernder Kranz von Schönheiten, der sich da um Frankreichs Herrscherin vereinigte, — Eugenie liebte die Schönheit, in der Natur, in der Kunst und bei den Menschen, sie scheute sich nicht, sich mit den reizendsten und frischesten Gesichtern zu umgeben, sicher, daß sie nicht verdunkelt werden, sondern nur um so glänzender erscheinen würde, — da saß neben ihr die Gräfin Walewska, die Herzogin von Mouchy, die wunderbar schöne Madame Kanisy — Fräulein Haußmann, welche später Madame Dollfus wurde, eine reizende, frisch blühende Erscheinung.

Die Kaiserin hatte den Platz neben sich auf dem Divan der Prinzessin Charlotte Bonaparte, einer schönen Frau mit großen, lebhaften und geistvollen Augen eingeräumt, welche so eben mit ihrem Gemahl, dem Grafen Primoli, in den Salon getreten.

„Nun, meine liebe Cousine," fragte Eugenie mit heiterem Ton, „was macht die Ausstellung? Sie interessiren sich so lebhaft dafür, — ich bin noch wenig dort gewesen, — es genirt mich, — ja wenn man ganz unerkannt einmal hingehen könnte!" —

„Warum sollten Eure Majestät das nicht können?"

fragte die Prinzessin, — „es wäre ja nichts Außergewöhnliches.“ —

„O, es wäre allerliebst!“ rief Madame Kanisy, — „Eure Majestät sollten —“

„Man würde mich erkennen,“ sagte die Kaiserin, den Kopf emporwerfend, mit stolzem Lächeln, — „und dann, — was würde man für Erzählungen davon machen! — nein, nein, das geht nicht.“ —

„Apropos,“ sagte sie abbrechend, „haben Sie die Festkantate gelesen, welcher man den Preis ertheilt hat? — Sie ist von Herrn Romain Cornut gedichtet und in der That sehr sinnig und schön. Sie heißt die Hochzeit des Prometheus und schildert die Vermählungsfeier des mythologischen Halbgottes mit der Menschheit — der Humanitas, welche ihn durch die Friedensvereinigung der Weltausstellung erlöst hat, und die auf dem Marsfelde versammelten Völker singen den Hochzeitsgesang. Sie ist für Orchester, Chöre und zwei Solis geschrieben und man erwartet nun die Preisbewerbung für die Komposition.“

Sie winkte mit ihrem Bouquet dem Fürsten Metternich, der sich so eben von einer Gruppe getrennt hatte und in der Nähe stand. Der Fürst, eine elegante Erscheinung mit blassem, geistvoll heiterem Gesicht, dünnem Haar und starkem Backenbart, das große rothe Band

der Ehrenlegion unter dem nach der damals neuesten Mode mit schwarzem Sammet aufgeschlagenen Frack, trat eilig in den Kreis der Damen um den Divan der Kaiserin.

„Wir sprechen von der Hochzeit des Prometheus, mein lieber Fürst," sagte Eugenie lächelnd, — „wollen Sie sich nicht um den Preis der Komposition bewerben, — ich bin überzeugt, Sie würden alle andern Bewerber aus dem Felde schlagen," fügte sie artig hinzu.

„Der arme Prometheus, Madame," erwiederte der Fürst, „ist bereits einmal von Herkules befreit, — und ich wage es nicht, mich mit einem solchen Konkurrenten — wenn auch nach dreitausend Jahren — in die Schranken zu stellen, — übrigens weiß ich kaum, ob zu einer solchen Hochzeit eine Jubelkantate am Platze wäre." —

„Warum nicht?" fragte die Kaiserin, — „geben Sie Acht meine Damen, der Fürst wird uns eine kleine Bosheit sagen, sehen Sie seine sarkastische Miene." —

„Dann werde ich schweigen," sagte der Fürst sich verneigend.

„Nein, nein," rief die Kaiserin, — „jetzt sollen Sie sagen, was Sie denken, — wir sind in der Majorität, — warum soll der arme Prometheus keine

Jubelkantate zu seiner Hochzeit mit der Menschheit haben?" —

„Wenn," sagte der Fürst lächelnd, „die ganze Humanitas neben den liebenswürdigen Eigenschaften aller Frauen der ganzen Welt auch deren Launen in sich vereinigt — so —"

„Wie boshaft!" rief die Kaiserin. —

„Wir werden das der Fürstin erzählen," sagte die Gräfin Primoli, — „sie soll uns rächen!"

„Uebrigens," fuhr Fürst Metternich fort, „hat auch Viktor Hugo eine Art von Manifest über die Ausstellung erlassen, bei Gelegenheit des Vorworts zum Führer durch die Weltausstellungsräume — er sagt: Frankreich lebe wohl, — man trennt sich von seiner Mutter, die eine Göttin wird; wie Rom die Christenheit wurde — so wird Frankreich die Menschheit! — da ist also diese Humanitas schon ein wenig eingeschränkt und Prometheus hat jedenfalls nur mit ihren liebenswürdigsten Repräsentantinnen zu thun!"

„Der Fürst will uns durch seine Galanterie wieder versöhnen," sagte die Gräfin Walewska, — „schade, daß dieser arme Viktor Hugo vom politischen Wahnsinn ergriffen ist, — ein Dichter, wie er, sollte sich nie um die Politik kümmern, — auch der Gedanke in diesem Manifest ist schön und groß, — denn Frankreich ist doch

ſtand, — eine kleine einfache Kaſſette mit Metallreifen, elegant gearbeitet. — O," rief ſie, — „ich ſehe ſie vor mir, dieſe Kaſſette Tag und Nacht, dieſen kleinen Behälter, welcher meine Ehre und meinen guten Namen enthält, — es iſt mir faſt zur fixen Idee geworden, meine Hand auszuſtrecken nach dieſer Kaſſette, in welche eine verſteckte Begünſtigung vornehmer Schlechtigkeit die einzigen Waffen verſchloſſen hat, durch welche ich mir mein Recht und meine Ehre wiedererkämpfen könnte — und damit mein Glück," rief ſie in raſcher Aufwallung.

George fuhr bei dem letzten Ausruf ſchnell in die Höhe und drückte wieder ſeine Lippen auf ihre Hand. Dann verſank er von Neuem in finſteres Brüten.

„Als ich vor dem Geſandten ſtand," fuhr die junge Frau leiſe — wie zu ſich ſelber ſprechend fort, — „als er mit freundlich ruhigem Lächeln die mir ſo wichtigen Papiere verſchloß, — da glaubte ich einen höhniſchen Zug auf ſeinem Geſicht zu ſehen, — es ſchwindelte mir, faſt war ich entſchloſſen, mich auf dieſe Kaſſette zu ſtürzen und ſie wie die Löwin ihren Raub fortzutragen, durch die Zimmer des Hotels durchzudringen bis auf die Straße und das Volk zu meinem Beiſtande anzurufen, — aber es wäre Wahnſinn geweſen," fuhr ſie fort, „man hätte mich einfach des Diebſtahls angeklagt.

— Wäre es aber Diebstahl gewesen?" rief sie, — „wenn ich mein heiligstes Eigenthum, die Beweismittel meiner Ehre, genommen hätte? Ist es nicht ein schlimmerer, ein strafwürdigerer Diebstahl, mir mein Eigenthum vorzuenthalten — als es zurückzunehmen? Ha," rief sie laut, wie in Ekstase, „wenn ich die Kraft hätte, — wenn ich die Mittel wüßte — ich würde mit Gewalt oder List in dieses unantastbare Gesandtschaftshotel einbrechen, um mein Eigenthum daraus zu holen, und vor dem Richterstuhl meines Gewissens würde dieser Einbruch eine That des Heldenmuths, des gerechten Kampfes sein! — Aber ich bin ein schwaches Weib — ich bin hülflos und mein Geist verwirrt sich in diesem Chaos von Schlechtigkeit!"

Sie brach in ein leises, krampfhaftes Schluchzen aus.

„Louise," sagte der junge Mann, ernst ihre Hand drückend, — „wollen Sie mir eine Frage wahr und aufrichtig beantworten?"

„Ich habe vor einem Freunde wie Sie nichts zu verbergen," erwiederte sie.

„Die erste Neigung Ihres Herzens," fuhr er. fort, „hat einem Manne gehört aus jener vornehmen reichen Welt des Genusses, — sein Herz war schlecht und verderbt, wie das meist der Fall ist in jenen Regionen, — aber sein Geist war gewiß ausgestattet mit allen

Reizen seiner Bildung und Erziehung, — würden Sie jenen Traum, aus dem Sie so traurig erwacht sind, vergessen können — an der Seite eines einfachen, armen Arbeiters wie ich — der Ihnen nichts bieten kann als sein treues Herz und einen Geist, der in mühsamem Ringen sich zum Lichte empor arbeitet?"

„Vergessen?" — fragte sie, den weichen Blick in sein Auge tauchend, — „vergessen? — Erinnere ich mich denn nicht jenes Traumes nur noch mit Abscheu und Schauder? — was ist ein in tausend Facetten geschliffenes Glas im Vergleich zu dem wahren Edelstein? O daß ich sogleich ein Herz gefunden hätte, wie das Ihrige! — jetzt — was habe ich Ihnen noch zu bieten? Wenn ich jene Beweise nicht wieder erlange, nicht einmal einen reinen Namen! O wenn ich nur wenigstens vor Ihnen mein Recht nachweisen könnte! — Doch so —"

„Louise," rief er mit warmem und fast wieder ganz heiterem Blick, — „wenn also die Waffen zur Erkämpfung Ihres Rechtes in Ihren Händen sind, wenn das um Sie gesponnene Gewebe der Bosheit zerrissen wird, — dann, — dann darf ich hoffen?"

„Dann, mein Freund," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und einem reizenden Lächeln, — „dann

darf ich glücklich sein — und versuchen, glücklich zu machen! — Aber ach —"

„Wollen Sie mir nun erlauben, für Sie zu handeln?" fragte er, „lassen Sie mich nachdenken, wie man am besten Ihre Sache führt, — ich bin ein Mann, — ich habe Entschluß und Willen wie Sie, — aber vielleicht mehr Lebenserfahrung und gewiß mehr Kraft! In einigen Tagen werde ich Ihnen sagen, was ich zu thun gedenke."

„In wessen Hände könnte ich mein Recht und meine Ehre besser und sicherer niederlegen als in die Ihrigen?" fragte sie.

„Nun aber heute nichts mehr davon!" rief er heiter, — „ich wollte die Hoffnung von hier mitnehmen, — und Sie haben sie mir gegeben, — anders zwar als ich gedacht, — aber vielleicht reicher und schöner, — gilt es doch, für mein Glück zu ringen — und der Schwäche und Unschuld gegen Hinterlist und Verrath beizustehen!"

„Edler Freund!" rief sie, seine Hand ergreifend und an ihre Brust drückend. Er folgte dieser Bewegung — leise senkte sie ihr Haupt ihm entgegen und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kusse.

„Jetzt," rief er, als sie sich in reizvoller Verwirrung wieder aufrichtete, „lassen Sie uns den Kranz voll-

enden, — er soll für mein ganzes Leben ein heiliges Symbol der Erinnerung bleiben."

Und er reichte ihr Blüte um Blüte, Reis um Reis, — unter leisem süßen Geplauder wurde der Kranz vollendet, — dann gingen sie zurück zu ihrem einfachen Frühstück — und als sie endlich am Abend nach diesem Festtage in der schönen freien Natur in ihre enge Wohnung in der Rue Mouffetard zurückkehrten, da konnte die gute Madame Raimond sich nicht genug freuen über die glückliche, zufriedene Miene der ihr so lieb gewordenen Hausgenossen.

Beide aber sprachen wenig — sie waren so müde von ihrem Spaziergange, wie sie sagten, — und bald zogen sie sich in ihre Zimmer zurück.

Lächelnd sah ihnen die alte Frau nach.

„Ich glaube, sie haben sich verständigt," flüsterte sie, — „nun Gott gebe seinen Segen dazu — sie werden ein braves, fleißiges Paar sein, — da müssen sie ja glücklich werden."

George ging noch lange sinnend und oft in abgebrochenen Worten mit sich selbst sprechend auf und nieder. Endlich schienen seine Gedanken eine feste Form angenommen zu haben.

„Ich werde zeigen," sprach er — „daß auch ein

armer, niedriger Arbeiter das Opfer des Verraths der Vornehmen und Mächtigen schützen kann."

Er legte sich nieder und leise hauchte er: „Gute Nacht, — Louise!"

Die junge Frau hatte sich rasch entkleidet. — Ihre kleine Lampe stand neben ihrem Bett und sinnend lag sie da, den schönen Kopf in das einfache weiße Kissen gedrückt.

Triumphirende Freude leuchtete aus ihren dunkeln, dämonisch glänzenden Augen.

„Das Schwerste ist gethan," sagte sie mit zufriedenem Lächeln, — „wenn er reüssirt, so bin ich hoffentlich bald aus diesem traurigen Leben erlöst — ich werde meine erste Aufgabe erfüllen, — dieser stolze Graf wird sehen, daß meine Kraft wohl ein Bündniß werth ist, — warten wir die Zeit ab, — vielleicht wird er einst noch sich beugen, — bitten müssen um meine Hülfe." —

Sie löschte ihre Lampe aus und die Bilder ihrer Phantasie vermischten sich mit den Träumen ihres Schlummers — Träumen von Licht, Glanz und stolzer Herrschaft.

Um die Kaiserin her saßen auf Tabourets die Damen ihres vertrautesten Zirkels in eben so leichten und einfachen Toiletten — und es war in der That ein bezaubernder Kranz von Schönheiten, der sich da um Frankreichs Herrscherin vereinigte, — Eugenie liebte die Schönheit, in der Natur, in der Kunst und bei den Menschen, sie scheute sich nicht, sich mit den reizendsten und frischesten Gesichtern zu umgeben, sicher, daß sie nicht verdunkelt werden, sondern nur um so glänzender erscheinen würde, — da saß neben ihr die Gräfin Walewska, die Herzogin von Mouchy, die wunderbar schöne Madame Kanisy — Fräulein Haußmann, welche später Madame Dollfus wurde, eine reizende, frisch blühende Erscheinung.

Die Kaiserin hatte den Platz neben sich auf dem Divan der Prinzessin Charlotte Bonaparte, einer schönen Frau mit großen, lebhaften und geistvollen Augen eingeräumt, welche so eben mit ihrem Gemahl, dem Grafen Primoli, in den Salon getreten.

„Nun, meine liebe Cousine," fragte Eugenie mit heiterem Ton, „was macht die Ausstellung? Sie interessiren sich so lebhaft dafür, — ich bin noch wenig dort gewesen, — es genirt mich, — ja wenn man ganz unerkannt einmal hingehen könnte!" —

„Warum sollten Eure Majestät das nicht können?"

fragte die Prinzessin, — „es wäre ja nichts Außergewöhnliches.“ —

„O, es wäre allerliebst!“ rief Madame Kanisy, — „Eure Majestät sollten —“

„Man würde mich erkennen,“ sagte die Kaiserin, den Kopf emporwerfend, mit stolzem Lächeln, — „und dann, — was würde man für Erzählungen davon machen! — nein, nein, das geht nicht.“ —

„Apropos,“ sagte sie abbrechend, „haben Sie die Festkantate gelesen, welcher man den Preis ertheilt hat? — Sie ist von Herrn Romain Cornut gedichtet und in der That sehr sinnig und schön. Sie heißt die Hochzeit des Prometheus und schildert die Vermählungsfeier des mythologischen Halbgottes mit der Menschheit — der Humanitas, welche ihn durch die Friedensvereinigung der Weltausstellung erlöst hat, und die auf dem Marsfelde versammelten Völker singen den Hochzeitsgesang. Sie ist für Orchester, Chöre und zwei Solis geschrieben und man erwartet nun die Preisbewerbung für die Komposition.“

Sie winkte mit ihrem Bouquet dem Fürsten Metternich, der sich so eben von einer Gruppe getrennt hatte und in der Nähe stand. Der Fürst, eine elegante Erscheinung mit blassem, geistvoll heiterem Gesicht, dünnem Haar und starkem Backenbart, das große rothe Band

voll Humor und Laune. Der elegante Forcade de la Roquette lachte herzlich, der ernste Durny nicht minder und auch das kränkliche, militärisch strenge Gesicht des Marschalls Niel strahlte von Heiterkeit.

Rasch trat der Kaiser heran und reichte der graziös sich verneigenden Fürstin die Hand, während die drei Herren einen Schritt zurücktraten.

„Darf ich fragen, Frau Fürstin," sagte Napoleon, „wodurch Sie meine ernsten Minister in eine so außergewöhnliche Heiterkeit versetzt haben? — Ich bedarf ebenfalls eines solchen Arcanums unter der ermüdenden Last der Tagesgeschäfte — und ich hoffe, Sie werden es mir nicht vorenthalten!"

„Ach Sire," erwiederte die Fürstin, — „ich habe den Herren eine sehr ernsthafte und sehr ernst gemeinte Bemerkung über die Bezeichnung ihrer Portefeuilles gemacht, — und statt mir Recht zu geben, — lachen sie — das ist nicht sehr galant, meine Herren!"

„Die Frau Fürstin," sagte der Marschall Niel, zum Kaiser herantretend, „hat uns für unsere Funktionen neue Namen gegeben, die —"

„Die viel einfacher und passender sind als die langen offiziellen Benennungen," rief die Fürstin, — „Seine Majestät soll entscheiden und ich bin gewiß, der Kaiser wird die einfache Bezeichnung acceptiren. Ich

bitte Eure Majestät, zu bemerken," fuhr sie fort, „wie langweilig und schwer zu sagen es ist: Minister des öffentlichen Unterrichts u. s. w. u. s. w., — Minister der öffentlichen Arbeiten u. s. w., da ist es doch viel besser und gleichmäßiger, wenn man ganz kurz sagt — sie zeigte auf Herrn Durny: — „Ministre de l'instruction publique, — und," fuhr sie, auf Herrn Forcade de la Roquette deutend, fort: „Ministre de la construction publique, — und endlich" — sie machte lächelnd dem Marschall Niel ein tiefes Kompliment: „Ministre de la destruction publique!"

„Fürstin, Fürstin," sagte der Kaiser lachend, — „ich bitte um Schonung für meine Minister und Marschälle."

„Sire," erwiederte die Fürstin, mit unendlich schalkhaftem Blick zum Kaiser hinüberblickend, — „Eure Majestät wissen: Rien n'est sacré pour un sappeur!"

„Sie sehen, mein lieber Marschall," sagte der Kaiser die Achseln zuckend, „Sie müssen sich auf Gnade und Ungnade ergeben, — ich vermag Sie nicht zu schützen!"

„Sire," rief die Fürstin rasch, „der Marschall muß während der Ausstellung seine Herrschaft aufgeben, — jetzt herrscht der Friede, — da können wir keine destruction publique brauchen!" Rasch abbrechend fügte

ein wenig das Herz der Menschheit," fügte sie mit einem lächelnden Blick auf den österreichischen Botschafter hinzu.

„Wenigstens," sagte dieser, „räumt es an seinem gastlichen Herde der ganzen Menschheit mit so viel Liebenswürdigkeit einen heimischen Platz ein, — daß wir Alle ihm dankbar sein müssen. Lord Brougham, Majestät," fuhr er fort, — „sagt einmal: Jeder Mensch hat eine doppelte Heimat — die eine ist in seinem Vaterlande — die zweite in Paris."

„Das ist hübsch," sagte die Kaiserin, anmuthig den schlanken Hals neigend, — „und auch ein wenig wahr, — ich wünsche, lieber Fürst, daß wir Sie noch recht lange in Ihrer zweiten Heimat Paris behalten. — Doch," rief sie, — „ich muß in der That bald eine gründliche Besichtigung dieser wunderbaren Ausstellung vornehmen — wenn Ihre Kaiserin kommt, muß ich vorbereitet sein, die Führerin Ihrer Majestät zu machen."

Ein schneller, forschender Blick ihres Auges richtete sich auf den Fürsten.

Dieser erwiederte, ohne daß eine Muskel seines heiteren, lächelnden Gesichtes zuckte:

„Meine erhabene Souveränin wird glücklich sein, an der Hand Eurer Majestät die Wunder der Ausstellung kennen zu lernen, wenn ihre Gesundheit es ihr

möglich macht, den Kaiser auf seiner Reise hieher zu begleiten. Die Kaiserin wird nach Ischl gehen." —

„Ich hoffe von Herzen auf einen guten Erfolg der Kur," sagte Eugenie, „denn ich würde es tief beklagen, wenn mein Wunsch, diese liebenswürdige Kaiserin hier zu sehen, nicht in Erfüllung ginge. — Ah," rief sie, sich unterbrechend, „dort sehe ich den Grafen Goltz, ich habe ihm einen Vorwurf zu machen! Kommen Sie, mein Herr Botschafter, — ich muß Sie schelten," rief sie einem Manne von ungefähr sechzig Jahren zu, der in der Thür des Salons erschienen war, und dessen Haltung sowohl wie sein frisch aussehendes Gesicht ohne die graue Farbe des militärisch gehaltenen Schnurrbarts und des kurzen Haares sein Alter nicht hätte erkennen lassen.

Der preußische Botschafter trug das große rothe Band der Ehrenlegion, — sein kleines etwas verschleiertes, aber scharf umherblickendes Auge ruhte auf der Gruppe der Kaiserin und bei dem ersten an ihn gerichteten Wort trat er eilig in den Damenkreis, welcher die schöne Beherrscherin Frankreichs umgab.

„Eure Majestät haben mir einen Vorwurf zu machen?" fragte er in scherzhaftem Tone, durch welchen indeß eine kleine Nüance wirklicher Bestürzung hindurchklang. — „Eure Majestät wissen, daß es genügt, den

Gegenstand Ihrer Unzufriedenheit anzudeuten, um meinen ganzen Eifer —"

„Meine Unzufriedenheit," sagte die Kaiserin, „gilt nicht dem so liebenswürdigen und chevalereskeu Grafen Goltz, — sondern dem preußischen Botschafter."

Der Graf sah mit tiefem Erstaunen in die ernsten Züge der Kaiserin, in deren Gesicht nur fast unmittelbar um die feinen Mundwinkel eine scherzhafte Heiterkeit spielte.

Fürst Metternich warf einen raschen Blick auf den preußischen Botschafter und wendete sich, ihm den Platz vor der Kaiserin überlassend, zur Gräfin Walewska.

„Ich wüßte in der That nicht, — Madame," sagte Graf Goltz ganz betroffen.

„Ja, ja," fuhr Eugenie fort, — „ich bin sehr böse auf Ihre Landsleute, die mir die schöne Ausstellung in Gefahr bringen!"

„Ich wüßte nicht, worüber Eure Majestät —" rief Graf Goltz.

„Sehen Sie, lieber Graf," sagte die Kaiserin, — „aus allen Ländern sendet man so reizende, wunderhübsche Sachen zu dieser Ausstellung, dem großen Werke des Friedens, — des Friedens, den ich so sehr liebe und den ich immer bewahren möchte," — fuhr sie seufzend fort, — „es sind da schöne, kunstvolle Erzeugnisse der

Induſtrie, mit denen ich ſpäter meine Zimmer erfüllen will — denn ich werde meine Schatulle in Einkäufen erſchöpfen, — und nun — mitten in dieſe Vaſen, Teppiche, Gemälde, — in dieſe Gegenſtände des Luxus und Comforts aller Nationen, — was ſendet man uns aus Ihrem Vaterlande, wie ich heute gehört habe? — Eine Kanone, — eine Rieſenkanone, ein Ungeheuer, das wie eine finſtere Mahnung des Kriegsgottes in all' dieſes fröhliche Leben hineinragt, — o ich werde gar nicht mehr hingehen können, denn wenn ich den ungeheuren Schlund dieſes Mordwerkzeugs ſehe, ſo würde ich mich an all' den Jammer und alle die Leiden erinnern müſſen, welche ein Schuß dieſes fürchterlichen Rohrs unter armen unglücklichen Menſchen anrichten müßte."

Graf Goltz lachte.

„Wenn alle Zerſtörungswerkzeuge ſo wenig gefährlich wären, Madame," ſagte er, „als dieſe große Kanone aus den Werkſtätten des Herrn Krupp, — ſo wäre die Menſchheit wenig bedroht. — Um dieſer drohenden Maſchine Leben zu geben," fuhr er ein wenig ernſter fort, — „dazu gehörte der Wille Derjenigen, welche die Schickſale der Nationen lenken, — und dieſer Wille iſt nicht vorhanden, im Gegentheil — der Geiſt des Friedens, welcher die an dem gaſtlichen Herde von Frankreich ver-

einigten Völker erfüllt, beseelt auch die Herzen der Souveräne."

„Gott sei Dank, daß es so ist!" rief die Kaiserin, — „ich wenigstens kann niemals ohne Schaudern an den Krieg denken, — der eine Abnormität ist in unserem Zeitalter der Civilisation und Humanität."

Fürst Metternich hatte nach einigen mit der Gräfin Walewska gewechselten Worten sich in leichter und natürlicher Bewegung aus dem Kreise der Kaiserin entfernt.

„Ich höre mit besonderer Freude," fuhr Eugenie fort, — „daß wir in Kurzem bereits den Kronprinzen erwarten dürfen?"

„Seine Königliche Hoheit hat seine Ankunft in nahe Aussicht gestellt," erwiederte der Botschafter, — „doch bittet der Kronprinz, wie ich bereits den Kaiser habe wissen lassen, daß es ihm erlaubt sei, ganz still im Botschaftshotel zu bleiben und die Ausstellung zu studiren, bis zur Ankunft Seiner Majestät." —

Die Kaiserin neigte mit anmuthigem Lächeln den Kopf.

„Wir werden die Zurückgezogenheit des Prinzen respektiren," sagte sie, „und ihn nur bitten, uns zuweilen in ganz vertraulichem Kreise seine liebenswürdige Gesellschaft zu schenken, — wie freue ich mich," fuhr sie lebhafter fort, „Seine Majestät hier zu begrüßen, diesen

ritterlichen Herrn, dessen Jugendfrische des Alters spottet, hoffentlich," — fuhr sie wie zu sich selbst sprechend fort, „wird seine Anwesenheit allen Pessimisten beweisen, daß der Friede Europas gesichert ist." —

„Eure Majestät werden doch die böswilligen Stimmen nicht beachten, welche diesen Frieden erschüttern möchten?" rief Graf Goltz.

„Es gibt so viele Personen, welche den Frieden stören möchten," sagte die Kaiserin, — „ja — wenn Alle dächten wie Sie," fügte sie mit einem langen Blick auf den Botschafter hinzu.

Graf Goltz wollte etwas erwiedern, da trat, von Mr. Jerningham geführt, noch glühend und tief athmend von dem eben beendeten Tanz, die schöne Spanierin von der Insel Cuba, Fräulein Erazo, aus der Gallerie zu dem Zirkel der Kaiserin heran.

„Setzen Sie sich, meine Liebe," sagte Eugenie auf ein Tabouret deutend, — „Sie haben wieder zu viel getanzt, — ich werde das ein wenig einschränken müssen!"

Die junge Dame setzte sich neben die Gräfin Walewska — Mr. Jerningham zog sich zurück.

Der Huissier mit der großen Kette auf den Schultern, welcher am Eingang des an den Salon der Kaiserin stoßenden Zimmers stand, öffnete die Flügel der Thür und rief mit seiner vollen, klaren Stimme:

„Der Kaiser!"

Schnell erhob sich die Kaiserin und ihre Damen. Sie ging langsam nach der Thür des nächsten Zimmers, in welchem Napoleon III. erschien, begleitet vom General Fleury, einem starken, gedrungenen Manne mit vollem Schnurrbart und Knebelbart und eleganter, aber ein wenig theatralischer Haltung.

Der Kaiser trug schwarzen Salonanzug mit dem Bande der Ehrenlegion. Er begrüßte die Kaiserin mit Herzlichkeit und reichte ihr den Arm, um sie zu ihrem Divan zurückzuführen.

Nachdem er die Prinzessin Charlotte begrüßt und mit der Gräfin Walewska einige Worte gewechselt hatte, wendete er sich zu Fräulein Erazo, und indem der Blick seines hell aus den geöffneten Augenlidern hervorstrahlenden Auges über die schöne Gestalt der sich tief verneigenden jungen Dame glitt, sagte er:

„Ich sehe mit Freuden, daß die schöne Rose von Cuba sich auf dem Boden Frankreichs akklimatisirt, — sie blüht in immer reizenderer Pracht." —

Fräulein Erazo erhob ihren gesenkten Blick zur Kaiserin, welche scharf beobachtend zu ihr herübersah, und antwortete mit Betonung:

„Sire, wer von spanischem Boden stammt, muß

sich ja in Frankreich heimisch fühlen, da das edelste Blut Spaniens den Thron von Frankreich ziert!" —

Die Kaiserin erhob sich.

„Ich will ein wenig mit aller Welt plaudern," sagte sie lächelnd, — mit einer leichten Verneigung gegen den Kaiser. — „Man erwartet, daß wir eine Tour durch die Gesellschaft machen." —

Und langsam bewegte sie sich, bald an den Einen bald an den Andern einige Worte richtend, durch den Salon nach der Richtung der Gallerie, in deren Thür der Graf Rivero stand, mit dem ruhigen Blick seines dunkeln Auges die einzelnen Gruppen beobachtend.

Ein fröhliches Lachen ertönte aus einer Gruppe in der Nähe des Kaisers. Napoleon, dessen Konversation mit Fräulein Erazo der Aufbruch der Kaiserin beendet hatte, wendete sich dorthin und erblickte die Fürstin Metternich, umgeben von drei Würdenträgern des Kaiserreichs, dem Marschall Niel, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn Durny, und dem Minister der öffentlichen Arbeiten, Herrn Forcade de la Roquette.

Die Fürstin, in leichter heller Toilette, das schöne dunkle Haar in einfachen Flechten geordnet, mußte so eben eines ihrer so treffenden und originellen Bonmots gesagt haben, ihre geistsprühenden großen Augen funkelten und um ihre frischen vollen Lippen spielte ein Lächeln

„Vor einigen Tagen," erzählte der junge Mann, „unterhielt sich Herr Thiers im Corps législatif mit dem Staatsminister, — der ihm halb im Ernst halb im Scherz Vorwürfe darüber machte, daß der große Geschichtschreiber Napoleon's I. zu dem zweiten Kaiserreich in Opposition stünde. ‚Ich erkenne alle Verdienste des Kaiserreiches an,' erwiederte Herr Thiers lächelnd, — ‚vor Allem hat es das Verdienst, zwei große Minister geschaffen zu haben.' — Herr Rouher verneigte sich — die Bemerkung schien ihm ein Kompliment zu enthalten —, ‚ich meine Cavour und Bismarck,' fuhr Herr Thiers fort, — Herr Rouher verbeugte sich nicht wieder," sagte Paul de Cassagnac, den Kaiser scharf fixirend.

Napoleon blickte einen Augenblick finster vor sich nieder.

„Das Bonmot ist gut," sagte er dann mit ein wenig gezwungenem Lächeln, — „aber es wäre besser, dasselbe nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen."

„Sire," sagte Paul de Cassagnac, „ich bin ein zu treuer Anhänger Eurer Majestät, um die weise Maxime Ihres erhabenen Oheims zu vergessen: Man muß seine schmutzige Wäsche niemals vor der Welt waschen."

Das Gesicht des Kaisers erheiterte sich wieder, mit freundlichem Kopfnicken wendete er sich ab und schritt dem in der Nähe stehenden Grafen Goltz entgegen, mit

welchem er sich längere Zeit unterhielt, — scharf beobachtet von den forschenden Blicken aus allen Gruppen in der Nähe.

Die Kaiserin Eugenie hatte mit einigen Herren und Damen gesprochen und befand sich in der Nähe des Grafen Rivero, welcher in ungezwungen ruhiger Haltung auf seinem Platze geblieben war und ihre Annäherung erwartet hatte.

Die Kaiserin beendete mit gnädigem Kopfnicken ihre Unterhaltung mit dem kleinen, lebhaften Marquis von Chasseloup-Laubat und dessen junger schöner Gemahlin, welche, in dunkle Farben gekleidet, mit ihrem schwarzen Haar und ihren klassisch antiken Zügen wie ein Bild schweigender Ruhe neben ihrem beweglichen Gemahl erschien.

Dann trat die Kaiserin mit raschem Schritt und belebtem Blick dem Grafen Rivero entgegen, — der nach einer tiefen Verbeugung ihre Anrede erwartete.

„Ich bin sehr erfreut, Herr Graf," sagte Eugenie, „Sie hier zu sehen, — Sie werden," fuhr sie, mit einem raschen Blick die Entfernung der nächststehenden Personen messend, mit etwas gedämpfter Stimme fort, — „Sie werden gewiß meine Befriedigung theilen über die friedliche Wendung, welche die Ereignisse genommen haben, — ich glaube," sagte sie mit anmuthigem Lächeln,

sie hinzu, indem sie einen raschen Blick nach der Stelle warf, wo so eben noch die Kaiserin gesessen und wo jetzt die Gräfin Walewska mit Fräulein Erazo sich unterhielt, — „ich bin entzückt von dieser jungen Schönheit von Cuba, — ich habe eine besondere Leidenschaft für schöne Damenerscheinungen." —

„Das ist Ihre Welt," sagte der Kaiser galant.

„Ich bin jedesmal entzückt," fuhr die Fürstin ohne darauf zu erwiedern fort, „wenn ich die reizenden Erscheinungen sehe, mit welchen Ihre Majestät die Kaiserin sich hier in ihrem kleinen Zirkel umgibt, — deßhalb liebe ich diese Montage so sehr, — hier sieht man nur die Blüte der Anmuth, — während man bei den großen Receptionen sich in feierlicher Steifheit umgeben sieht von allen diesen diamantfunkelnden Damen voll Würde und schweigender Grandezza — qui montrent gratis des figures, qu'on irait voir pour de l'argent!" —

„Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe," sagte der Kaiser lachend, — „wenn ich Ihnen meine Marschälle und Minister preisgeben muß, — gegen die Damen darf ich nichts anhören."

Mit artiger Verbeugung wendete er sich um und trat zu dem allein in der Nähe stehenden Gesandten Italiens, dem Ritter Nigra, — einem schlanken, äußerst eleganten Manne von etwa vierzig Jahren mit blassem,

intelligentem Gesicht, einem vollen dunkeln Schnurrbart und vollem, sorgfältig geordnetem Haar.

„Ich freue mich," sagte der Kaiser, „Ihnen noch persönlich zu dem erfreulichen Ereignisse in der Familie Ihres Souveräns meinen Glückwunsch aussprechen zu können, — der Prinz Napoleon wird dem Könige meine Glückwünsche überbringen, — die Vermählung des Herzogs von Aosta ist auf den 30. Mai festgesetzt — nicht wahr?"

„Zu Befehl, Sire," erwiederte Herr Nigra, — „die Feste werden sehr glänzend sein, — die ganze Nation nimmt den innigsten Antheil an dieser Verbindung, welche so recht eigentlich eine nationale ist."

„Ich hoffe, das junge Paar wird die Ausstellung besuchen?" sagte der Kaiser.

„Die Herrschaften werden zunächst nach dem Lustschloß Stupinigi sich begeben und dort während der Festlichkeiten residiren. Dann werden sie den ehemaligen Palast Durazzo beziehen, — der reizend am Strande des Meeres gelegen ist," erwiederte Herr Nigra.

„Nun vielleicht finden sie die Zeit zu einer Reise hieher," sprach Napoleon weiter, — „der Prinz Humbert wird ja wohl bald uns die Freude seiner Ankunft machen?"

„Soviel ich weiß, Sire, denkt Seine Königliche

in den Hof des Hotels der preußischen Botschaft in der Rue de Grenelle Saint Germain ein.

„Der Geheime Hofrath Gasperini erwartet Eure Excellenz noch," sagte der dem Grafen die Treppe hinauf voranschreitende Diener.

„Ich lasse ihn bitten," erwiederte der Botschafter, indem er in sein Arbeitszimmer eintrat und dem Diener seinen Hut und Ueberrock gab.

Der Graf machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß der Kaiser eine Allianz mit Preußen allen andern Kombinationen vorziehen würde, — besonders wenn Rußland fest in dieselbe mit aufgenommen würde. Er klagt fortwährend, daß jeder Schritt der Annäherung von seiner Seite kalter und scharfer Ablehnung begegne, — es ist eine peinliche Situation für mich — ich habe ja hier, wie der Oberst Wrangel an Wallenstein sagt — nur ein Amt und keine Meinung!"

Der Hofrath Gasperini, ein schlanker, eleganter Mann mit zierlichen Bewegungen, trat ein.

„Ich habe Eure Excellenz erwartet," sagte er, — „ein chiffrirtes Telegramm sagt, daß Alles für den 20. Mai zur Ankunft des Kronprinzen bereitet werden soll. Die Reise Seiner Majestät ist noch nicht bestimmt. Hier der dechiffrirte Text."

Graf Goltz nahm das Papier und überflog dasselbe.

„Wollen Sie morgen sogleich alle Anordnungen treffen," sagte er, — „es ist ja Alles ziemlich in Ordnung — die Arrangements können in einigen Tagen gemacht sein."

„Zu Befehl, Excellenz — die Dispositionen bleiben die bereits getroffenen?"

„Gewiß, — sind sonst noch Briefe gekommen?"

„Einer, — auf dem bekannten Wege," — er reichte dem Grafen einen kleinen versiegelten Brief.

„Ich danke Ihnen, lieber Gasperini — auf morgen also!"

Der Geheime Hofrath entfernte sich.

Der Botschafter klingelte und ließ sich von seinem Kammerdiener entkleiden, welcher die Thür nach dem anstoßenden Schlafzimmer öffnete und sich ebenfalls entfernte.

In einen weiten weichen Schlafrock gehüllt, setzte sich Graf Goltz vor seinen Schreibtisch und öffnete langsam und vorsichtig den Brief, welchen der Geheime Hofrath Gasperini ihm gegeben hatte.

Er nahm aus der ersten Enveloppe eine zweite und endlich aus dieser ein mit einer feinen Schrift beschriebenes Papier, das er mit großer Aufmerksamkeit durchlas.

Längere Zeit blieb er noch in tiefem Nachdenken in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt sitzen, dann öffnete er mit

sich im Mittelpunkte der Gesellschaft zu befinden, — in Algier hat man bei aller orientalischen Pracht doch auch in hohem Grade die orientalische Einsamkeit und Beschaulichkeit, — ich für meine Person sehne mich freilich zurück, — dort bin ich in meinem militärischen Element, — auf diesem großen Exerzirplatz der französischen Armee, — den uns freilich die Herren von der Feder mit ihren national-ökonomischen Projekten und Theorieen ja auch nehmen wollen."

Der Kaiser drehte den Schnurrbart. „Glauben Sie denn nicht, mein lieber Marschall," fragte er, „daß diese von der Natur so hoch begabte Provinz, welche in früheren Kulturperioden auf einer so hohen Stufe der ökonomischen Entwicklung stand, für Frankreich besser und produktiver nutzbar gemacht werden könnte?"

„Ich wage darüber kein Urtheil, Sire," sagte der Marschall, „da ich dazu nicht kompetent bin, — was ich aber beurtheilen kann und wovon ich fest überzeugt bin, ist, daß Algerien vollständig militärisch organisirt bleiben muß, wenn die französische Armee den ungeheuren Vortheil einer großen Lagerschule behalten soll. Ob eine national-ökonomische Kolonisation unter der militärischen Verwaltung gedeihen kann, ist mir zweifelhaft, — gewiß aber ist, daß Frankreich reich genug ist, um keine zweifelhaften ökonomischen Vortheile zu suchen,

wenn dafür ein großes, wichtiges militärisches Prinzip aufgegeben werden muß."

„Und Chalons?" fragte der Kaiser, — „dort haben wir ja unser Uebungslager."

„Chalons, Sire," erwiederte der Marschall, „ist ein Parket im Vergleich mit Algerien."

„Nun," sagte der Kaiser lächelnd, „diese Projekte sind ja noch in weitem Felde und Sie wissen, mein lieber Marschall, — die Feder arbeitet nicht so rasch wie der Degen. — Zunächst haben wir," fuhr er mit etwas gedämpfter Stimme fort, „hier die Organisation der Armee. Die Kommission des Corps législatif hat mit dem Staatsrath das Gesetz noch einmal überarbeitet, — ich werde Sie bitten, den Entwurf ebenfalls auch einmal zu lesen, und in einigen Tagen wollen wir ausführlich darüber sprechen."

„Ich stehe zu den Befehlen Eurer Majestät," sagte der Marschall sich verneigend, „wenn ich auch kaum den so richtigen und tief durchdachten Ideen des Marschalls Niel etwas Neues hinzuzufügen im Stande sein dürfte."

„Bazaine wird kommen," sagte der Kaiser, „ich hoffe auch seine Meinung zu hören, — er hat Gibraltar passirt." —

Der Herzog schwieg.

„Auf Wiedersehen, mein lieber Marschall," sagte

der Kaiser, — „ich hoffe die Herzogin noch zu begrüßen."

„Sie ist in einem der andern Salons," sagte der Marschall, „und wird glücklich sein, Eurer Majestät ihren Respekt zu bezeigen."

Napoleon neigte das Haupt, — der Marschall trat zurück.

Der Kaiser ließ den Blick über die in der Nähe befindlichen Personen streifen und trat dann zu einem großen jungen Manne von athletischem Wuchs mit dichtem schwarzen Haare und starken, aber schönen und intelligenten Zügen hin, der, die Annäherung Napoleon's bemerkend, ihm schnell entgegen kam und mit tiefer Verbeugung vor ihm stehen blieb.

„Wie geht es, mein junger Heißsporn?" sagte der Kaiser freundlich lächelnd, „Sie tauchen Ihre Feder in Feuer und setzen meine Diplomatie in Verlegenheit."

„Sire," erwiederte Paul de Cassagnac, der junge Redakteur des Pays, „ich glaube, daß die Presse Eurer Majestät am besten nützt, wenn jeder Journalist seine wahre und wirkliche Ueberzeugung ausspricht, — wohlan, ich habe meine Ueberzeugung — und ich sage sie."

„Ich achte jede Ueberzeugung," sagte der Kaiser, indem sein Blick wohlgefällig auf der kräftigen Gestalt und dem offenen, freien Gesicht des jungen Mannes

ruhte, — „besonders diejenige eines so guten Franzosen und so ergebenen Freundes wie Sie, — aber Sie sind noch sehr jung — und in der Jugend ist das Blut heißer und der Puls schlägt schneller als es gut ist, um die Geschicke der Nationen zu bestimmen. Wer regieren will, darf sich nicht hinreißen lassen, — auch nicht von Gefühlen, welche die Sympathie des Herzens für sich haben."

„Die Weisheit Eurer Majestät wird gewiß das Beste und Würdigste beschließen," sagte Paul de Cassagnac, — „aber," fuhr er mit einer gewissen brüsken Freiheit fort, — „Eure Majestät werden es begreiflich finden, daß mein Blut sich erhitzt, wenn ich sehe, wie man in Europa anfängt Alles zu thun, was man will, ohne Frankreich zu fragen, und wie selbst bei uns schon die Ironie sich regt, — man kann das Kaiserreich angreifen, — dadurch wird es nur befestigt werden, — aber wenn man Scherze darüber macht, — so wird es untergraben."

„Ein wenig betroffen blickte der Kaiser den Sprechenden fragend an.

„Kennen Eure Majestät die kleine Anekdote," fuhr Paul de Cassagnac fort, „welche man sich von Herrn Thiers und Herrn Rouher erzählt?"

Der Kaiser schüttelte den Kopf.

„Vor einigen Tagen," erzählte der junge Mann, „unterhielt sich Herr Thiers im Corps législatif mit dem Staatsminister, — der ihm halb im Ernst halb im Scherz Vorwürfe darüber machte, daß der große Geschichtschreiber Napoleon's I. zu dem zweiten Kaiserreich in Opposition stünde. ‚Ich erkenne alle Verdienste des Kaiserreiches an,' erwiederte Herr Thiers lächelnd, — ‚vor Allem hat es das Verdienst, zwei große Minister geschaffen zu haben.' — Herr Rouher verneigte sich — die Bemerkung schien ihm ein Kompliment zu enthalten —, ‚ich meine Cavour und Bismarck,' fuhr Herr Thiers fort, — Herr Rouher verbeugte sich nicht wieder," sagte Paul de Cassagnac, den Kaiser scharf fixirend.

Napoleon blickte einen Augenblick finster vor sich nieder.

„Das Bonmot ist gut," sagte er dann mit ein wenig gezwungenem Lächeln, — „aber es wäre besser, dasselbe nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen."

„Sire," sagte Paul de Cassagnac, „ich bin ein zu treuer Anhänger Eurer Majestät, um die weise Maxime Ihres erhabenen Oheims zu vergessen: Man muß seine schmutzige Wäsche niemals vor der Welt waschen."

Das Gesicht des Kaisers erheiterte sich wieder, mit freundlichem Kopfnicken wendete er sich ab und schritt dem in der Nähe stehenden Grafen Goltz entgegen, mit

welchem er sich längere Zeit unterhielt, — scharf beobachtet von den forschenden Blicken aus allen Gruppen in der Nähe.

Die Kaiserin Eugenie hatte mit einigen Herren und Damen gesprochen und befand sich in der Nähe des Grafen Rivero, welcher in ungezwungen ruhiger Haltung auf seinem Platze geblieben war und ihre Annäherung erwartet hatte.

Die Kaiserin beendete mit gnädigem Kopfnicken ihre Unterhaltung mit dem kleinen, lebhaften Marquis von Chasseloup-Laubat und dessen junger schöner Gemahlin, welche, in dunkle Farben gekleidet, mit ihrem schwarzen Haar und ihren klassisch antiken Zügen wie ein Bild schweigender Ruhe neben ihrem beweglichen Gemahl erschien.

Dann trat die Kaiserin mit raschem Schritt und belebtem Blick dem Grafen Rivero entgegen, — der nach einer tiefen Verbeugung ihre Anrede erwartete.

„Ich bin sehr erfreut, Herr Graf," sagte Eugenie, „Sie hier zu sehen, — Sie werden," fuhr sie, mit einem raschen Blick die Entfernung der nächststehenden Personen messend, mit etwas gedämpfter Stimme fort, — „Sie werden gewiß meine Befriedigung theilen über die friedliche Wendung, welche die Ereignisse genommen haben, — ich glaube," sagte sie mit anmuthigem Lächeln,

seufzend hinzu, — „und wenn jene Zusammenkunft auch nur den Glauben einer bedenklichen Isolirung Oesterreichs in Europa hervorruft, so thut sie uns schon genug Schaden — man hat von Berlin aus mehrmals den Wunsch betont, ein freundliches Verhältniß herzustellen und alle übrig gebliebene Rancune aus dem Kriege des vorigen Jahres verschwinden zu lassen, — daran können wir ja anknüpfen und den Grafen Wimpffen anweisen, ganz vertraulich einige Bedenken in Bezug auf eine gleichzeitige Zusammenkunft der Monarchen von Rußland und Preußen in Paris zu äußern. — Wollen Sie die Güte haben, eine Depesche in solchem Sinne zu entwerfen."

„Sogleich, Excellenz," sagte Herr von Hofmann.

„Aber ganz vertraulich, — nur bei gelegentlicher Unterhaltung darf die Sache berührt werden, — wir müssen es vollständig ignoriren können, wenn unsere Vorstellungen keinen Erfolg haben, — was ich fast fürchte. — Wenn nur erst irgend eine greifbare Grundlage für eine gemeinsame Politik mit Frankreich geschaffen wäre, — wenn der Kaiser nach Paris geht, müssen die wesentlichsten Punkte schon festgestellt sein, sonst wird bei dem versteckten Spiel Napoleon's und bei der mißtrauischen Zurückhaltung und der natürlichen schüchternen

Verschlossenheit unseres allergnädigsten Herrn die Zusammenkunft erfolglos sein."

„Wäre es nicht vielleicht besser gewesen," sagte Herr von Hofmann etwas zögernd, — „wenn Seine Majestät vor dem Besuche des Königs Wilhelm und des Kaisers nach Paris gegangen wäre?"

„Nein," rief Herr von Beust lebhaft, — „dann wäre der Besuch ganz erfolglos gewesen — und Napoleon's Hintergedanken hätten jede Verständigung unmöglich gemacht. — Der Kaiser muß nach jener Zusammenkunft nach Paris gehen, — entweder hat Napoleon dort etwas erreicht, — nun dann sehen wir wenigstens vollkommen klar und können unser Spiel danach einrichten, oder seine Ideen sind in's Wasser gefallen, — dann wird er mit bestimmten Propositionen hervortreten, — Italien — Italien," fuhr er fort, — „das ist immer der Hauptpunkt, — unsere Allianz mit Frankreich kann niemals wirksam sein, — so lange dieß Bindeglied fehlt. — Doch," sagte er sich unterbrechend, — „der Bericht von Metternich war noch nicht zu Ende."

„Der Fürst berichtet noch," sagte Herr von Hofmann, „daß die rastatter Besatzungsfrage nunmehr Gegenstand eines Depeschenwechsels zwischen Paris und Berlin geworden sei, — Eure Excellenz erinnern sich —"

„Ja," fiel Herr von Beust ein, — „ich wollte

in den Hof des Hotels der preußischen Botschaft in der Rue de Grenelle Saint Germain ein.

„Der Geheime Hofrath Gasperini erwartet Eure Excellenz noch," sagte der dem Grafen die Treppe hinauf voranschreitende Diener.

„Ich lasse ihn bitten," erwiederte der Botschafter, indem er in sein Arbeitszimmer eintrat und dem Diener seinen Hut und Ueberrock gab.

Der Graf machte einige Schritte durch das Zimmer.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß der Kaiser eine Allianz mit Preußen allen andern Kombinationen vorziehen würde, — besonders wenn Rußland fest in dieselbe mit aufgenommen würde. Er klagt fortwährend, daß jeder Schritt der Annäherung von seiner Seite kalter und scharfer Ablehnung begegne, — es ist eine peinliche Situation für mich — ich habe ja hier, wie der Oberst Wrangel an Wallenstein sagt — nur ein Amt und keine Meinung!"

Der Hofrath Gasperini, ein schlanker, eleganter Mann mit zierlichen Bewegungen, trat ein.

„Ich habe Eure Excellenz erwartet," sagte er, — „ein chiffrirtes Telegramm sagt, daß Alles für den 20. Mai zur Ankunft des Kronprinzen bereitet werden soll. Die Reise Seiner Majestät ist noch nicht bestimmt. Hier der dechiffrirte Text."

Graf Goltz nahm das Papier und überflog dasselbe.

„Wollen Sie morgen sogleich alle Anordnungen treffen," sagte er, — „es ist ja Alles ziemlich in Ordnung — die Arrangements können in einigen Tagen gemacht sein."

„Zu Befehl, Excellenz — die Dispositionen bleiben die bereits getroffenen?"

„Gewiß, — sind sonst noch Briefe gekommen?"

„Einer, — auf dem bekannten Wege," — er reichte dem Grafen einen kleinen versiegelten Brief.

„Ich danke Ihnen, lieber Gasperini — auf morgen also!"

Der Geheime Hofrath entfernte sich.

Der Botschafter klingelte und ließ sich von seinem Kammerdiener entkleiden, welcher die Thür nach dem anstoßenden Schlafzimmer öffnete und sich ebenfalls entfernte.

In einen weiten weichen Schlafrock gehüllt, setzte sich Graf Goltz vor seinen Schreibtisch und öffnete langsam und vorsichtig den Brief, welchen der Geheime Hofrath Gasperini ihm gegeben hatte.

Er nahm aus der ersten Enveloppe eine zweite und endlich aus dieser ein mit einer feinen Schrift beschriebenes Papier, das er mit großer Aufmerksamkeit durchlas.

Längere Zeit blieb er noch in tiefem Nachdenken in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt sitzen, dann öffnete er mit

einem kleinen Schlüssel eine Kassette, welche seitwärts auf seinem Schreibtisch stand, warf den Brief hinein und verschloß sie wieder.

Hierauf nahm er die Lampe, welche auf seinem Tisch stand, und begab sich in sein Schlafzimmer, — die Thür leicht hinter sich anlehnend.

Ein schwacher Schimmer des Mondlichts fiel durch den feinen Spalt, welchen die nicht ganz geschlossenen Gardinen offen ließen, in das dunkle Zimmer.

Es mochte eine Stunde vergangen sein und tiefe Stille herrschte in dem Raume und dem daneben liegenden Schlafzimmer, als ein leichtes, kaum merkbares Geräusch, ähnlich dem Rascheln einer Maus, in dem Kamin hörbar wurde.

Wäre das Licht des Mondes heller gewesen, so hätte ein an die Dunkelheit gewöhntes Auge das Ende einer Strickleiter entdecken können, welche aus der Kaminöffnung herabfiel. Einige Augenblicke später wand sich eine dunkle Gestalt in geisterhafter Stille aus dem Kamin hervor und trat mit unhörbarem Schritt in das Zimmer.

Diese Gestalt blieb vor dem Schreibtisch stehen, — man hätte das phosphoreszirende Leuchten der Augen sehen können, welche die Gegenstände auf diesem Schreibtisch zu erkennen strebten.

Nach einigen Sekunden erleuchtete ein plötzlicher

Schein das Zimmer, — George Lefranc in seinem schwarzen Arbeitskostüme, Gesicht und Hände geschwärzt vom Ruß, stand da, — ein brennendes Zündhölzchen in der Hand, mit dem starren Blick seiner weit geöffneten Augen den Schreibtisch überblickend.

In einer weiteren Sekunde hatte er gefunden, was er suchte. Mit raschem Griff faßte er die kleine Kassette, — dann zog er ein weißes Tuch aus seiner Tasche, und mit dem Zündhölzchen auf den Boden leuchtend, verwischte er zum Kamin zurückschreitend sorgfältig jede schwarze Spur seiner Tritte.

Dann erlosch das Licht und Alles versank in Dunkel.

Abermals hörte man jenes Geräusch im Kamin, dießmal ein wenig lauter — und nach wenigen Minuten wurde die tiefe stille Nacht nur noch von den hie und da fernhin von den Straßen herübertönenden Stimmen unterbrochen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Herr von Beust saß nachdenkend in dem Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch; — der Sektionschef von Hofmann hatte so eben den Vortrag eines der zahlreichen Berichte beendet, welche die neben ihm stehende Mappe enthielt, und blickte erwartungsvoll in das ernste, etwas ermüdete Gesicht des Ministers, der lange schweigend vor sich niedersah.

„Es ist eine sehr unangenehme Wendung," sagte Herr von Beust endlich tief aufseufzend, „welche dieser immer verlarvte Spieler der Politik gibt, — er geht auf dem Throne Frankreichs immer dieselben dunkeln Wege, die er verfolgte, um dessen Stufen zu ersteigen! — Ich hoffte," fuhr er fort, „durch eine vernünftige, in gemäßigter Berücksichtigung des Interesses aller Parteien vorgenommene Revision einzelner Punkte der Verträge über den Orient den dort schwebenden Fragen ihren akut drohenden Charakter zu nehmen und zugleich die für Oesterreich so verhängnißvoll gespannten Beziehungen zu

Rußland besser und freundlicher zu gestalten, — diese plötzliche so über alle Grenzen des Möglichen hinausgehende Ueberbietung unserer Vorschläge von Paris aus verrückt das ganze Spiel und bringt für die Stellung Oesterreichs gerade das Gegentheil von dem hervor, was ich zu erreichen strebte!"

„Aber gerade diese übertriebenen Propositionen," warf Herr von Hofmann ein, „lassen ja die ganze Frage sofort wieder von der Oberfläche der Diplomatie verschwinden." —

„Doch der böse Bodensatz für Oesterreich bleibt zurück," sagte Herr von Beust kopfschüttelnd, — „der Türkei und England gegenüber stehen jetzt wir als Diejenigen da, welche die beiden Mächten so unangenehmen Fragen angeregt haben, — und Rußland gegenüber müssen wir wieder die Rolle der Verhinderer seiner Wünsche übernehmen, — denn wollen wir nicht rund um unsere Grenzen her einen flammenden Brand entzünden, so können wir doch unmöglich die französischen Propositionen uns aneignen. — In den christlichen Vasallenstaaten aber ist die Gährung stärker angeregt als je, — so ist," sagte er, die Lippen des sonst so heiter lächelnden Mundes finster zusammenpressend, „die Gefahr vergrößert und Oesterreich steht isolirter da als je."

„Man hätte in Paris vielleicht rechtzeitig darauf aufmerksam machen können," bemerkte Herr von Hofmann, — „was kann denn Napoleon mit einer solchen Politik beabsichtigen, — er wünscht ja doch so dringend unsere Allianz?"

„Was er beabsichtigt, ist mir sehr klar," sagte Herr von Beust, indem ein feines Lächeln über sein Gesicht flog, — „er will Oesterreich jeden Weg zu andern Allianzen verschließen, er will uns zwingen, mit ihm zu gehen, indem er uns nach allen andern Richtungen völlig isolirt, — nun das ist ihm für den Augenblick gelungen, — ich will ja auch die französische Allianz," fuhr er etwas lebhafter fort, — „aber auf einer vernünftigen, — vor Allem auf einer klaren Grundlage, — und bis jetzt ist noch Nichts klar nach jener Seite. — Die endlich glücklich beseitigte luxemburger Sache —"

„So eben ist der Bericht eingegangen," warf Herr von Hofmann ein, „daß die Auswechselung der Ratifikationen des Vertrages nahe bevorstände, — sodann wird die Räumung der Festung sogleich beginnen." —

Herr von Beust neigte leicht den Kopf.

„Jedenfalls bewies diese Sache, daß Napoleon, während er uns zu isoliren trachtet, sich selbst nach allen Seiten freie Hand zu halten beabsichtigt, — die Freundlichkeit gegen Rußland, — diese gleichzeitige Anwesen-

heit des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen in Paris, — die öffentliche Meinung sieht dahinter schon eine Allianz," — warf Herr von Hofmann ein.

„Wer weiß," — sagte der Minister sinnend, — „die öffentliche Meinung sieht oft schärfer als die Diplomatie. — Vielleicht trifft ihr Instinkt hier weniger die Thatsachen als die Absichten. Ich glaube wenigstens, daß den Ideen des Kaisers Napoleon eine solche Allianz nicht so ganz fern liegen möchte, — und gerade das macht mich so vorsichtig und zurückhaltend ihm gegenüber. — Die Allianz mit Frankreich können wir nur auf fester Basis eingehen, — und — nicht ohne Italien — und das," fügte er mit leichtem Seufzer die Achseln zuckend hinzu, „macht noch einige Schwierigkeiten — doch auch die werden mehr und mehr schwinden, da ja nun die nähere Verbindung der Höfe als gesichert betrachtet werden kann."

Er sann einen Augenblick nach, indem er die Spitze seines kleinen zierlichen Stiefels betrachtete.

„Immerhin kann ein Versuch nicht schaden," sagte er dann, „diese gleichzeitige Anwesenheit der Souveräne von Rußland und Preußen in Paris zu verhindern — was Oesterreich vor Allem braucht, das ist Vertrauen zu seiner inneren und äußeren Erhebung — und den aus diesem Vertrauen entspringenden Kredit," fügte er

seufzend hinzu, — „und wenn jene Zusammenkunft auch nur den Glauben einer bedenklichen Isolirung Oesterreichs in Europa hervorruft, so thut sie uns schon genug Schaden — man hat von Berlin aus mehrmals den Wunsch betont, ein freundliches Verhältniß herzustellen und alle übrig gebliebene Rancune aus dem Kriege des vorigen Jahres verschwinden zu lassen, — daran können wir ja anknüpfen und den Grafen Wimpffen anweisen, ganz vertraulich einige Bedenken in Bezug auf eine gleichzeitige Zusammenkunft der Monarchen von Rußland und Preußen in Paris zu äußern. — Wollen Sie die Güte haben, eine Depesche in solchem Sinne zu entwerfen."

„Sogleich, Excellenz," sagte Herr von Hofmann.

„Aber ganz vertraulich, — nur bei gelegentlicher Unterhaltung darf die Sache berührt werden, — wir müssen es vollständig ignoriren können, wenn unsere Vorstellungen keinen Erfolg haben, — was ich fast fürchte. — Wenn nur erst irgend eine greifbare Grundlage für eine gemeinsame Politik mit Frankreich geschaffen wäre, — wenn der Kaiser nach Paris geht, müssen die wesentlichsten Punkte schon festgestellt sein, sonst wird bei dem versteckten Spiel Napoleon's und bei der mißtrauischen Zurückhaltung und der natürlichen schüchternen

Verschlossenheit unseres allergnädigsten Herrn die Zusammenkunft erfolglos sein."

„Wäre es nicht vielleicht besser gewesen," sagte Herr von Hofmann etwas zögernd, — „wenn Seine Majestät vor dem Besuche des Königs Wilhelm und des Kaisers nach Paris gegangen wäre?"

„Nein," rief Herr von Beust lebhaft, — „dann wäre der Besuch ganz erfolglos gewesen — und Napoleon's Hintergedanken hätten jede Verständigung unmöglich gemacht. — Der Kaiser muß nach jener Zusammenkunft nach Paris gehen, — entweder hat Napoleon dort etwas erreicht, — nun dann sehen wir wenigstens vollkommen klar und können unser Spiel danach einrichten, oder seine Ideen sind in's Wasser gefallen, — dann wird er mit bestimmten Propositionen hervortreten, — Italien — Italien," fuhr er fort, — „das ist immer der Hauptpunkt, — unsere Allianz mit Frankreich kann niemals wirksam sein, — so lange dieß Bindeglied fehlt. — Doch," sagte er sich unterbrechend, — „der Bericht von Metternich war noch nicht zu Ende."

„Der Fürst berichtet noch," sagte Herr von Hofmann, „daß die rastatter Besatzungsfrage nunmehr Gegenstand eines Depeschenwechsels zwischen Paris und Berlin geworden sei, — Eure Excellenz erinnern sich —"

„Ja," fiel Herr von Beust ein, — „ich wollte

meinerseits diese delikate Frage nicht anregen, da ich jetzt durchaus keine unangenehmen Erörterungen mit Preußen wünsche, — Napoleon ist ja bei dem Prager Frieden Pathe gewesen, — mag er zunächst seine gewissenhafte Ausführung überwachen! — Nun? —"

„Frankreich hat," sagte Herr von Hofmann, — „anknüpfend an das Gerücht, daß Preußen die Truppen, welche es aus Luxemburg zurückziehe, nach Rastatt verlegen wolle, — in Berlin bemerken lassen, daß es Preußen nicht das Recht zuerkennen könne, eine badische Festung zu besetzen, — es stehe das mit dem Wortlaute wie mit dem Geiste des Prager Friedensschlusses im Widerspruch."

„Und ist eine Antwort erfolgt?" fragte der Minister gespannt.

„Graf Bismarck hat sofort sehr bündig erwiedert," sagte Herr von Hofmann, „daß seine Regierung gegenwärtig nicht die Absicht habe, Truppen nach Rastatt zu legen, daß ihr aber das Recht dazu allerdings kraft des mit Baden abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses zustehen würde. Dabei hat der preußische Minister zugleich sehr artig, aber sehr bestimmt hervorgehoben, daß die einzige Macht, welche er zu Interpellationen über die Ausführung der Bestimmungen des Prager Friedens für berechtigt erachten könne, diejenige sei, welche

jenen Frieden unterzeichnet habe, — nämlich Oesterreich."

Herr von Beust nickte mehrmals nachdenkend mit dem Kopf.

„Das ist sein Spiel," sagte er halblaut, — „er will mich hervorlocken, — es soll ihm aber nicht leicht gelingen! — und Napoleon —"

„Benedetti ist beauftragt," fuhr Herr von Hofmann fort, „dem preußischen Ministerpräsidenten zu eröffnen, daß die französische Regierung seinen thatsächlichen Erklärungen gegenüber keine Veranlassung habe, die Frage weiter zu diskutiren, daß sie sich jedoch die Prinzipienfrage vorbehalte. — Der Marquis de Moustier hat dem Fürsten Metternich gegenüber bemerkt, daß es dem Kaiser nicht angemessen erschienen sei, in dieser für den Augenblick praktisch gegenstandslosen Frage weiter zu gehen, da der Besuch des Königs von Preußen in Paris nahe bevorstehe und es ihm der internationalen Courtoisie zu widersprechen scheine, in einem solchen Augenblick Erörterungen über delikate Prinzipienfragen zu provoziren."

„Immer doppeltes Spiel und halbe Maßregeln," rief Herr von Beust, — „Sie sehen zugleich, wie viel ihm an diesem Besuch des Königs gelegen ist, — das Ende davon wird sein, daß eines Tages die Preußen

in Rastatt einziehen werden — dann wird er sich vor der Alternative eines plötzlichen unvorbereiteten Krieges — oder der schweigenden Hinnahme der vollzogenen Thatsachen befinden."

Er schwieg einige Augenblicke.

„Sie sprachen mir vorgestern," sagte er dann, „von der hier bei Pichler erschienenen Broschüre L'Autriche à la recherche de la meilleure des alliances. — Ich habe sie gelesen," fuhr er fort, indem er eine auf seinem Schreibtisch liegende Druckschrift ergriff und flüchtig durchblätterte, — „sie ist merkwürdig klar und in elegantem Französisch geschrieben, — also zunächst jedenfalls nicht für das hiesige Publikum, sondern für die weiteren Kreise der europäischen Diplomatie bestimmt. Es sind eigenthümliche Gedanken, die der Verfasser ausspricht, — Abweisung jeder Allianz mit Frankreich, Lösung der orientalischen Frage unter engem Anschluß an Deutschland und in Verständigung mit Rußland, — haben Sie eine Spur finden können, woher diese Schrift kommt?"

„Nein, Excellenz," sagte Herr von Hofmann, — „der Verleger ist vollständig verschwiegen — die Vermuthungen schweifen nach allen Richtungen, — ich möchte glauben, daß der Verfasser in den Straßen der deutsch-öster-

reichischen Aristokratie, — vielleicht gar in Berlin zu suchen sei."

Herr von Beust lächelte fein.

„Ich möchte ihn in Pest suchen," sagte er mit einem eigenthümlichen Blick, — „die Verlegung des Schwerpunkts dorthin würde doch das Resultat seiner Ideen sein. — Nun," sagte er, — „für den Augenblick ist es mir ganz recht, wenn solche Ideen ausgesprochen und diskutirt werden, sie tragen immer ein wenig dazu bei, Denjenigen einen Zügel anzulegen, welche uns in übereiltem Vordrängen in eine politische Aktion stürzen wollen und welche die Zeit nicht erwarten können, bis die Plane reif sind, die in sorgfältiger Vorbereitung allein Oesterreich wieder zu Kraft und Größe führen können. Lassen Sie immerhin," fügte er lächelnd hinzu, — „in den Journalen die Ansicht aussprechen, jene Broschüre möge wohl von mir inspirirt oder gar geschrieben sein, — jedenfalls meinen Anschauungen sehr nahe stehen, — das wird den Verfasser ein wenig überraschen. Haben Sie die Güte gehabt," fragte er dann, „mir die Akten für den Vortrag bei Seiner Majestät zu ordnen? — ich muß zur Burg wegen der ungarischen Krönung." —

„Hier sind sie, Excellenz," sagte Herr von Hofmann, einen Aktenfaszikel vor dem Minister auf den Tisch legend.

„Wenn der ganze Ausgleich nur eben so leicht zu machen wäre als die Krönung!" rief Herr von Beust, — „und hat man dann die Ungarn zufrieden gemacht, so fangen die Deutschen an, Schwierigkeiten zu machen, — bereits sehen sie mit scheelen Blicken auf den Ausgleich mit Ungarn." —

„Eure Excellenz wollten ja mit Giskra und Schindler sprechen," sagte Herr von Hofmann. —

„Ich erwarte Beide heute," erwiederte Herr von Beust, „ich muß sie bestimmen, in den inneren Fragen nicht zu drängen, es wird am besten sein, wenn ich einige dieser Parlamentaristen in die Regierung ziehe, — dann können sie selbst sich an allen den Schwierigkeiten müde arbeiten, die ihren Forderungen entgegenstehen, — doch das geht noch nicht so rasch, — vorläufig müssen sie mir freie Hand für den Ausgleich mit Ungarn lassen, — ich will ihnen ein anderes Ziel zeigen, das sie beschäftigen soll!"

Durch die Thür, welche nach den inneren Räumen der Wohnung des Ministers führte, hereintretend, meldete der Kammerdiener:

„Baron von Gilsa wünscht Eure Excellenz zu sprechen."

„Sogleich," erwiederte Herr von Beust, — „der Baron Gilsa ist ein großer Pferdekenner," sagte er zu

Herrn von Hofmann gewendet, „er wird mir sein Urtheil über ein paar Pferde mittheilen wollen, die ich ihn zu besehen gebeten, — Sie sehen," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich mich in den Pausen der hohen Politik auch ein wenig mit meinem Stall beschäftigen muß." —

„Eure Excellenz sind ja in allen Sätteln gerecht," sagte Herr von Hofmann aufstehend, — „ich werde also die vertrauliche Depesche an den Grafen Wimpffen sogleich entwerfen, — für jetzt haben Eure Excellenz keine weiteren Befehle?"

„Ich danke Ihnen," erwiederte Herr von Beust, erhob sich und verabschiedete sich mit freundlichem Händedruck von dem Sektionschef, der sich durch das äußere Vorzimmer zurückzog.

Baron Beust zog stark die Glocke und einige Augenblicke darauf öffnete der Kammerdiener die innere Thüre des Kabinets für den Baron von Gilsa.

Der Eintretende war ein Mann von etwas über vierzig Jahren, mager und muskulös, — das scharf geschnittene blasse, vom Leben etwas mitgenommene Gesicht mit langem schwarzem Schnurrbart und kleinen dunklen Augen zeigte einen Ausdruck spähender Beobachtung.

Rasch trat ihm der Minister entgegen.

„Ich habe Sie mit Ungeduld erwartet," ſagte er, — „was bringen Sie für Nachrichten?"

„Ich bin heute Morgen angekommen," erwiederte Herr von Gilſa, „und vorgeſtern Abend von Paris abgereist, — hier iſt ein Brief des Staatsraths Klindworth," — er zog einen verſiegelten Brief aus der Bruſttaſche ſeines Rockes und reichte ihn dem Miniſter, der ihn haſtig ergriff und das Couvert aufriß, indem er ſich auf ſeinen Lehnſtuhl ſetzte und Herrn von Gilſa einen Seſſel bezeichnete.

Raſch durchflog Herr von Beuſt die Seiten des Briefbogens.

„Der Staatsrath ſchreibt mir," ſagte er dann, „daß der Kaiſer Napoleon vollſtändig in der Idee einer Allianz mit Oeſterreich und Italien lebe, — doch ſei Italien etwas ſchwierig — was die politiſche Allianz betrifft, — ſo ſehr man dort auch zu einer perſönlich freundlichen Geſtaltung der Beziehung zu Oeſterreich entſchloſſen ſei, — er verweist mich auf eine mündliche Mittheilung, die Sie mir über dieſen Punkt machen würden."

„Der Staatsrath hat mir aufgetragen, Eurer Excellenz zu ſagen," erwiederte Herr von Gilſa mit einer klaren, aber etwas dumpfen Stimme in ſehr bemerkbar heſſiſchem Dialekt, „daß Ratazzi vollſtändig in den Ideen

des Kaisers Napoleon und denen Eurer Excellenz sei, — daß es ihm indeß sehr schwer sein würde, den Agitationen der extremen Parteien gegenüber der Idee einer Allianz mit Oesterreich in der öffentlichen Meinung und dem Parlament, von denen die Regierung sehr abhängig sei, Eingang zu verschaffen, — besonders da damit eine Lossagung von der preußischen Allianz und eine feindliche Stellung gegen Preußen nothwendig verbunden sei, — Preußen aber sei in Italien sehr populär, — während man in Oesterreich, abgesehen von der langjährigen vergangenen Feindschaft, jetzt ganz insbesondere die spezifisch römisch-katholische Macht sehe, welche sich stets allen den Ideen entgegenstellen werde, die für Italien in Bezug auf das Verhältniß zu Rom maßgebend bleiben müßten."

„Nun," rief Herr von Beust, „und was meint der Staatsrath, daß man thun könne, um in dieser Richtung das Mißtrauen zu beseitigen?"

„Ratazzi meint," sagte Herr von Gilsa, „daß der sonst so richtige und naturgemäße Gedanke einer Koalition zwischen Oesterreich, Italien und Frankreich im Publikum und auch in den parlamentarischen Kreisen Italiens leicht Eingang finden werde, wenn von Oesterreich aus in irgend einer Weise öffentlich klar gestellt werden möchte, daß das wiener Kabinet nicht unter

der Herrschaft der Ideen des römischen Papstthums stehe." —

Herr von Beust neigte den Kopf in ernstem Nachdenken.

„Der Kaiser Napoleon theilt diese Ansicht vollkommen," fuhr Herr von Gilsa fort, „und der Staatsrath ist der Ansicht —"

Herr von Beust erhob schnell das Haupt und blickte gespannt in das gleichgültig ruhige Gesicht des Baron Gilsa, der in so einförmigem Tone sprach, als ob er die unwichtigste und bedeutungsloseste Bestellung machte.

„Der Staatsrath ist der Ansicht, daß ein ernstes und entschiedenes Erfassen der Konkordatsfrage in dieser Richtung von vortrefflicher Wirkung sein würde, — man würde, meint er, damit nach zwei Seiten vortheilhaft operiren, indem man im Innern die parlamentarische Opposition beschäftigte und von zu schnellem Vordrängen auf andern Gebieten abhielte, — auch würde dadurch Oesterreich in der öffentlichen Meinung Deutschlands gehoben werden."

Herr von Beust stand auf und ging einige Male lebhaft im Zimmer auf und nieder, während der Baron Gilsa ruhig neben seinem Sessel, von dem er sich ebenfalls erhoben, stehen blieb und mit fast gleichgültigem Blick den Bewegungen des Ministers folgte.

„Er hat Recht," sagte Herr von Beust halblaut, — „er hat Recht — und doch — Niemand kann besser als er die ungeheuren Schwierigkeiten kennen, welche auf dem Wege liegen, den er vorzeichnet; — warum," rief er vor dem Baron stehen bleibend, „hat der Staatsrath mir über diesen Gegenstand nicht geschrieben? — eine Memoire mit der geistreichen und scharfen Motivirung, welche ihm so sehr zu Gebote steht, wäre mir viel werth, — warum sendet er mir nur diese mündliche Botschaft?" —

Ein leichtes Lächeln erschien um den geschlossenen Mund des Barons.

„Ich glaube, Eure Excellenz kennen die große Abneigung des Staatsraths, sich schriftlich über wichtige Fragen zu äußern. Er pflegt zu sagen, daß das meiste Unheil in der Welt durch Briefe und Mißverständnisse ihres Inhalts entstanden sei."

Herr von Beust machte wieder einige Schritte durch das Zimmer.

„Ich verstehe," sagte er leise. — „Scripta manent — er kennt die Schwierigkeiten, — darum soll ich allein die Hand an dieselben legen, — nun," sagte er, indem ein Ausdruck von stolzer Willenskraft sein blasses Gesicht erleuchtete und sein Auge sich strahlend

öffnete, — „ich scheue nicht davor zurück — aber — er soll mir helfen und Farbe bekennen.“ —

„Halten Sie sich bereit, lieber Baron,“ sagte er dann, „bald wieder nach Paris zurückzureisen, — ich werde Ihnen einen Brief an den Staatsrath mitgeben und ihn auffordern, zurückzukommen. — Sie werden mündlich besonders darauf dringen, daß er wirklich sogleich abreist. — Was hatte man in Paris für Nachrichten aus Mexiko?“ fuhr er fort, — „was glaubte man —“

„Die Gefangennahme Maximilian's galt für ausgemacht,“ erwiederte Herr von Gilsa, „indeß glaubte man nicht, daß er eine Gefahr liefe, die ernste Vermittelung Nordamerikas ist zugesagt.“

„Es wäre sehr traurig,“ sagte Herr von Beust halb für sich, „wenn eine tragische Wendung dort hinzukäme, um die unsicheren und unklaren Beziehungen zu Paris noch mehr zu verwirren. — Ich danke Ihnen, lieber Baron,“ fuhr er fort, sich zu Herrn von Gilsa wendend, in einem Tone, welcher andeutete, daß die Unterhaltung beendet sei, — „Sie —“

„Der Staatsrath hat mir noch einen Auftrag an Eure Excellenz gegeben,“ sagte der Baron mit ruhiger Stimme.

Erstaunt blickte Herr von Beust auf.

„Nun?“ sagte er erwartungsvoll.

„Graf Langrand ist in großer Unruhe und Verlegenheit,“ sagte der Baron.

Eine Wolke flog über die Stirn des Ministers, — er richtete unter den leicht gesenkten Augenlidern hervor den Blick forschend auf das unbewegliche Gesicht des Herrn von Gilsa, der im Tone gleichgültiger Berichterstattung fortfuhr:

„Eure Excellenz werden sich erinnern, daß die italienische Regierung am 4. Mai den Vertrag mit dem Grafen Langrand über die finanzielle Regelung der Kirchengüterfrage definitiv unterzeichnet hat. — Der Graf hat nun erfahren, daß der Finanzminister Ferrara entschlossen ist, den Vertrag nicht auszuführen, — ja schon weit vorgeschrittene Verhandlungen mit Rothschild gepflogen habe. Graf Langrand hat nun zwar seinen Vertreter, Herrn Brasseur, angewiesen, auf das Energischste Protest gegen dieß Verfahren zu erheben und eventuell vor die Gerichtshöfe zu gehen, — er ist indeß vollkommen überzeugt, daß dieser Schritt höchstens zu einem Skandal führen könne, bei welchem die öffentliche Meinung Italiens dennoch auf der Seite Ferrara's stehen würde, — daß aber die italienischen Gerichtshöfe niemals die Aufrechthaltung seines Vertrages aussprechen würden.“

„Aber da müßte doch die französische Regierung durch Ratazzi —“ unterbrach Herr von Beust.

„Was von dort aus zu thun möglich, ist geschehen,“ sagte der Baron, „Ratazzi aber befindet sich in einer sehr prekären Lage in dieser Angelegenheit und wird kaum wagen können, sich seinem Kollegen in dieser Frage mit äußerster Schärfe entgegenzustellen, wenn er nicht seine Stellung kompromittiren und geradezu gefährden will, deren Erhaltung doch aus andern Gründen so wichtig ist. — Rothschild zwar wird nun wohl das Geschäft schließlich ablehnen, — man hat von Seiten des Hofes in Paris stark auf ihn eingewirkt, — allein bereits steht das Haus Erlanger hinter ihm bereit.“

„Aber was kann ich —“ rief Herr von Beust.

„Der Staatsrath ist der Ansicht,“ fuhr Baron Gilsa fort, „daß bei dem Wunsch der italienischen Regierung, sich mit Oesterreich gut zu stellen, und bei der in Aussicht genommenen näheren Verbindung der Höfe eine kräftige Einwirkung von hier aus den Hof von Florenz bestimmen könnte, energisch für Langrand einzutreten, — der Finanzminister wird vielleicht einer solchen Einwirkung zugänglicher sein als derjenigen von Seiten seines Kollegen Ratazzi, mit dem er nicht in besten Beziehungen steht, — außerdem aber könnte man eine Pression auf das Haus Erlanger ausüben.“

„Ich weiß in der That nicht," sagte Herr von Beust, „wie man von hier aus auf Erlanger wirken könnte, — und sehe wirklich nicht —"

„Jedenfalls bittet der Staatsrath," fuhr Herr von Gilsa fort, — „daß Eure Excellenz thun möchten, was möglich ist, — die Unternehmungen des Grafen Langrand haben bedeutende Stockungen erlitten, — er rechnete sicher auf die Ausführung des italienischen Vertrages, und wenn diese Hoffnung fehlschlägt, so drohen ihm Verlegenheiten nach allen Seiten, — sein Kredit würde erschüttert, — er gezwungen werden, ausstehende Forderungen zu realisiren."

„Der Staatsrath weiß," sagte Herr von Beust, „wie sehr ich mich für die genialen Unternehmungen des Grafen Langrand interessire, — ich werde über die Sache nachdenken und Ihnen schreiben, was geschehen kann."

„So erlauben Eure Excellenz, daß ich mich zurückziehe, um etwas auszuruhen?" fragte der Baron.

Herr von Beust nickte nachdenklich und zerstreut mit dem Kopf und reichte Herrn von Gilsa die Hand, der sich mit ehrerbietiger Verbeugung entfernte.

Der Minister ließ sich in einen Lehnstuhl sinken und blickte sinnend mit trübem Ausdruck vor sich hin, die Arme auf die Seitenlehnen gestützt.

„Daß die finanziellen Fragen sich doch immer in die Politik mischen!“ rief er seufzend, — „es sind wahrlich ohne das schon überall der Schwierigkeiten genug. — In dieser Weise kann ich Langrand nicht helfen, — es ist unmöglich, — vielleicht kann man ihm in anderer Art zu Hülfe kommen.“

Er blieb schweigend in tiefem Nachdenken sitzen.

Die innere Thüre öffnete sich mit leichtem Geräusch.

„Fräulein Gallmeyer fragt, ob Eure Excellenz sie einen Augenblick empfangen wollen,“ sagte der Kammerdiener.

Herr von Beust richtete sich empor, — ein heiteres Lächeln flog über seine eben noch so sorgenvollen Züge.

Er zog seine Uhr hervor und sagte mit einem Blick auf dieselbe:

„Es ist schon spät, — ich will das Fräulein gerne sehen, — aber sagen Sie ihr, daß —“

„Daß die Pepi nicht lange bleiben darf,“ rief die heitere Stimme der Angemeldeten, und den Kammerdiener rasch zur Seite schiebend trat Fräulein Gallmeyer in einfacher Frühlingstoilette rasch ein.

Der Minister erhob sich und reichte ihr freundlich die Hand.

„Ich will Eurer Excellenz kostbare Zeit nicht lange stehlen,“ rief die launige Schauspielerin, deren große,

geistvolle Augen vor lustigem Uebermuth funkelten, — „i bin halt nur eben einmal von Pest herübergekommen, um zu sehen, was diese ungezogenen Wiener eigentlich ohne mich anfangen, — und da hab' ich denn nicht versäumen wollen, Eure Excellenz ein wenig an mich zu erinnern, — Sie sind halt immer so gnädig für mich gewesen — und ich fürchte, Sie möchten mich vergessen."

„Das hat die fröhliche und liebenswürdige Pepi niemals zu fürchten," sagte Herr von Beust lächelnd, indem er eine Photographie von seinem Schreibtisch nahm und sie dem Fräulein zeigte, die ihr eigenes, heiter und schelmisch unter einem runden, blumengarnirten Hut hervorlachendes Gesicht erkannte. — „Sie sehen," fuhr er fort, — „wenn ich ein kurzes Gedächtniß hätte, so würde meiner Erinnerung das Bild zu Hülfe kommen, — das freilich nur ein schwacher Ersatz für das lebendige Original ist."

„Schaun's," sagte die Gallmeyer treuherzig, — „das ist recht von Ihnen, Excellenz, daß Sie das Bild da auf Ihrem Schreibtisch stehen haben, — mir graust's ordentlich, wenn ich an all' die langweiligen, wüsten Akten denke, die Sie da alle vor sich haben, und an all' die noch langweiligeren und wüsteren Menschen, die daher kommen und Sie plagen mit ihren faltigen und staubigen Bureaugesichtern." — Sie legte ihr Gesicht

auf eine so komische Weise in ernste und feierliche Falten, während die blitzenden Augen so muthwillig darüber herstrahlten, daß Herr von Beust in ein lautes Lachen ausbrach.

„Nun sehen Sie," sagte sie weiter, — „da ist's ja wahrhaftig gut, daß Sie dazwischen von Zeit zu Zeit einmal einen Blick auf mein Konterfei werfen können, — das bringt Ihnen wieder etwas Humor."

„Und mit dem Humor kommen die guten Gedanken," sagte Herr von Beust.

„Ich hoff', Eurer Excellenz wird der Humor und die guten Gedanken nicht ausgehen, — das hab' ich Ihnen halt schon gleich angesehen, als Sie herkamen," sagte sie ernsthaft, — „Sie sind so ganz anders als die andern Excellenzen und Minister, — Sie haben so — so — so etwas Gewisses —"

„Nun und was ist denn dieß Gewisse?" fragte Herr von Beust, unendlich belustigt durch das originelle Kompliment, welches ihm auf so besondere Weise hier gemacht wurde.

„Das werd' ich Eurer Excellenz ganz genau sagen," erwiederte Fräulein Gallmeyer.

„Das weiß ich nicht," fiel Herr von Beust lächelnd in noch stärker prononcirtem sächsischem Dialekt ein, — „sagte man bei mir in Dresden —"

„Doch," rief Fräulein Gallmeyer, — „das weiß ich ganz genau. — Sehen Sie," fuhr sie fort, — „alle die andern großen Herren, die sind so feierlich, so weitläufig, — noch weit mehr als man sie auf dem Theater darstellt, — die räuspern sich — so" — sie ging mit äußerst komischer Gravität hin und her — „und dann machen sie solche Gesichter, — so lang, — so würdevoll, — und sagen thun sie gar nichts — und denken glaub' ich auch nichts, — sie sind halt wie ein Schrank, der immer fest verschlossen gehalten wird, und Jedermann glaubt, daß da Wunder was für kostbare Sachen darin sind, — wenn man aber mal zufällig dazu kommt, hinein zu sehen, — dann ist," rief sie lachend, „nichts darin, — gar nichts, — gar nichts als alter Staub!"

Sie schnippte leicht mit den Fingern.

„Eure Excellenz aber," fuhr sie dann mit offenem und treuherzigem Blick fort, — „das ist ganz etwas Anderes, — bei Ihnen da stehen alle Schubladen weit offen, Jeder kann hineinsehen, — denn sie sind alle voll, — und ein Wunder ist's, was da für schöne, niedliche, allerliebste Sachen drin sind, mir steht halt der Verstand still, wie Sie so vielen guten Geist und frischen Humor beherbergen können neben all' den großen und ernsten Dingen, die Sie in sich haben."

Herr von Beust lachte. „Das werfen mir ja Ihre

ernsten Leute mit den feierlichen Mienen so oft vor," sagte er, — „doch Sie machen mich eitel, wenn Sie mir so viel schöne Dinge sagen."

„Ich sag' Ihnen nichts mehr!" rief Fräulein Gallmeyer, — „ich bin auch gekommen," fuhr sie mit großer Wichtigkeit fort, „um über eine sehr ernste Sache mit Eurer Excellenz zu sprechen."

„Damit ich auch ein solches Gesicht mache wie die Andern?" sagte Herr von Beust scherzend.

„Nun," rief Fräulein Gallmeyer, „für einen Augenblick kann's nicht schaden, — ich habe eine sehr ernste Bitte an Eure Excellenz."

„Die im Voraus gewährt ist," sagte der Minister artig.

„Versprechen Sie nicht zu schnell, Excellenz," rief die Gallmeyer, — „denn ich nehme Sie beim Wort!"

Und indem sie zu ihm hintrat, legte sie eine Hand auf seinen Arm, schlug die Augen mit bittendem Ausdruck zu ihm auf und sprach mit eindringlichem Tone:

„Ich bitte, Excellenz, — schaffen Sie mir einen Mann, — aber schnell," rief sie heftig, — „lieber heut als morgen, — ich muß partout heirathen!"

Herr von Beust fuhr ganz erstaunt zurück.

„Ich begreife in der That nicht," sagte er dann mit heiterem Tone, — „wie ich das anfangen sollte, —

dieſe ſchönen Augen werden Ihnen die beſten Dienſte leiſten, wenn Sie in der That Ihrer Freiheit Feſſeln anlegen wollen."

„Nicht Feſſeln anlegen will ich," rief Fräulein Pepi mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend, — „ſondern von Feſſeln mich befreien, die mich quälen und ärgern. Sehen Sie, Excellenz, — ich bin am Karltheater engagirt und man will mich nicht loslaſſen, — ich will aber halt in Wien nicht mehr ſpielen vor dieſem undankbaren, boshaften, langweiligen Publikum, — was bleibt mir übrig, ich muß heirathen, — denn die Heirath hebt den Kontrakt auf nach dem Theatergeſetz, — dann kann ich fortgehen und in Peſt bleiben, wo das Publikum viel artiger iſt."

Herr von Beuſt warf ſich in ſeinen Lehnſtuhl und lachte ſo herzlich, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Ich habe," fuhr Fräulein Gallmeyer noch immer in großer Erregung fort, „immer gelacht über die närriſchen Frauenzimmer, die immer durchaus heirathen wollen, — wie die Fontelive, die ja jetzt ihren Fürſten hat, und die Grobecker, die ihren ſpaniſchen Herzog noch immer nicht ganz feſthält, — aber jetzt — jetzt will ich auch heirathen, — Fürſt — Herzog — Bankier oder Unterlieutenant, — was Sie haben, — aber — ich

bitt' sehr schön, Excellenz, — schaffen's mir einen Mann, — damit der Ascher mich vom Karltheater loslassen muß."

„Sie werden doch gewiß nicht glauben," rief Herr von Beust, „daß ich dazu beitragen möchte, Sie von Wien loszumachen, — was wollen Sie denn in Pest thun?"

„O da ist's sehr schön!" rief die Gallmeyer, — „und," fuhr sie fort, — „wenn ich Eurer Excellenz einen Rath geben soll, — kommen Sie auch dahin, — die Wiener taugen nichts und werden gegen Sie eben so undankbar sein wie gegen mich, — nehmen Sie die ganze Boutike, Regierung — Parlament — Alles, — verlegen Sie den Schwerpunkt nach Pest, — wie die Zeitungsschreiber sagen, — dann werden die Wiener haben, was ihnen gebührt," sagte sie, die Zähne auf die Lippen drückend.

Herr von Beust wurde ernst und blickte vor sich hin.

Der Bureaudiener trat durch die Thüre, welche zu dem großen Vorzimmer der Staatskanzlei führte, ein und sagte:

„Herr Dr. Giskra."

Herr von Beust stand auf.

„Da kommt schon wieder so Einer, um Eurer Excellenz den Humor zu verderben," rief Fräulein Gall=

meyer — „und wann Sie den verlieren, dann schaffen's mir halt meinen Mann nit!"

„Nun," sagte Herr von Beust, — „ich verspreche Ihnen, darüber nachzudenken, — Sie müssen aber die Sache auch noch einmal überlegen, jedenfalls sehe ich Sie bald wieder."

„Ich werde Eure Excellenz an meine Bitte erinnern," rief die Gallmeyer, die dargebotene Hand des Ministers ergreifend, — „und denken Sie an mich, — Sie werden die Undankbarkeit der Wiener noch kennen lernen!"

Rasch verschwand sie durch die innere Thüre.

„Die Undankbarkeit," — sagte Herr von Beust gedankenvoll, — „wo findet sich denn die Dankbarkeit?" seufzte er, und den Kopf vorgebeugt, den Blick zur Erde gerichtet blieb er einige Minuten schweigend stehen. Dann hob er das Haupt empor und indem sein Auge den ihm eigenthümlichen heitern und klaren Ausdruck wieder annahm, rief er mit festem Tone:

„Darf ein Staatsmann um Dankbarkeit werben? — Der einzige wahrhaft befriedigende Lohn ist das Zeugniß des eigenen Bewußtseins, gethan zu haben, was möglich war, — also an die Arbeit, um diesen Lohn zu verdienen, — die kleine lustige Person hat Recht, der Humor ist die Hauptsache, um den frischen Muth zu erhalten, — nun, ihr Geplauder hat mir wieder

einigen Vorrath von dieſer köſtlichen Himmelsgabe gebracht; jetzt dieſem Manne entgegen, von dem ich hoffe, daß er mein Mitarbeiter werden ſoll an dem mühſamen Werk der Wiedergeburt Oeſterreichs."

Er zog die Glocke und nach einigen Augenblicken führte der Bureaudiener den Dr. Giskra in das Kabinet ein.

Der Präſident des Abgeordnetenhauſes ergriff mit etwas zurückhaltender Höflichkeit die dargebotene Hand des Miniſters und ſetzte ſich demſelben auf deſſen artige Einladung gegenüber.

Die ſcharf markirten, geiſtvollen, aber ſtrengen und etwas an bureaukratiſche Verſchloſſenheit erinnernden Züge des liberalen Parlamentsführers, ſeine etwas enge und knappe Haltung kontraſtirten merkwürdig mit dem freien, offenen und lächelnden Ausdruck in dem Geſicht des Herrn von Beuſt und mit deſſen vornehm nachläſſiger und degagirter Haltung.

„Ich danke Ihnen herzlich," begann Herr von Beuſt die Unterhaltung, „daß Sie ſo freundlich auf meinen Wunſch einer näheren perſönlichen Verſtändigung eingegangen ſind, — ich hoffe, wir werden heute die Grundlagen dafür finden und im fortgeſetzten Verkehr immer mehr Ausgangspunkte zu gemeinſamem Wirken

für den Ausbau des österreichischen Verfassungslebens gewinnen."

„Ich bin stets bereit," erwiederte Dr. Giskra, „dazu die Hand zu bieten, — wenn ich in Opposition gegen die frühere Regierung stand, so bin ich darum gewiß kein prinzipieller Gegner der Regierung überhaupt, — am wenigsten der Regierung, an deren Spitze Eure Excellenz stehen und der ich zwei wesentliche Dinge von Herzen zugestehe, — das richtige Erkennen und das ernste, feste Wollen. Wo diese Dinge vorhanden sind, muß man auf einen guten Ausgang hoffen, — auch wenn die Ueberwindung hemmender Schwierigkeiten nicht so schnell vor sich geht, als wir wünschen möchten."

„Ich habe die maßvolle Zurückhaltung, die freundliche Rücksicht auf die schwere Aufgabe der neuen Regierung so vielen traditionell eingewurzelten Anschauungen gegenüber mit großer Freude in Ihrer Präsidentenrede bemerkt und bin Ihnen besonders dankbar dafür," sagte Herr von Beust verbindlich.

„Eine solche Rücksicht," erwiederte Dr. Giskra, „entspricht meiner persönlichen Ueberzeugung und ist mir durch meine Stellung besonders zur Pflicht gemacht, — ich möchte indeß Eure Excellenz darauf aufmerksam machen, daß die gleiche Zurückhaltung nicht immer und überall in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses

beobachtet werden wird, — die Wünsche und Anschauungen, welche ich in vorsichtiger Begrenzung angedeutet habe, dürften von andern Abgeordneten lauter und drängender ausgesprochen werden."

„Ich habe gewiß nichts dagegen zu erinnern," sagte Herr von Beust, „im Gegentheil, solche Aeußerungen können mir zur kraftvollen Durchführung der Aufgabe, die ich mir gestellt, nur erwünscht sein, — nur muß man nicht das Vertrauen zu mir verlieren, wenn die Dinge nicht so schnell vorwärts gehen, als man es wünscht, — an der Aktion eines Ministers hängen schwere Gewichte, während die Wünsche der Parlamente in ungehemmtem freien Fluge sich bewegen. — Meine Aufgabe ist wahrlich keine leichte," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, — „ich gehöre der Regierung und dem Reiche nicht seit Jahren, sondern nur seit Monaten an, — ich bringe nicht jene Spezialkenntnisse mit, welche jedem Minister zur Durchführung der von ihm im Großen und Ganzen erfaßten Ideen nothwendig sind, — ich muß mir dieselben erst erwerben, und die Regierungs- und Verwaltungsmaschine, mit der ich arbeiten muß, ist von meinen Ideen wahrlich nicht durchweht, ich finde nicht die richtige Unterstützung, — oft leider sogar widerwillige Hemmung," sagte er seufzend, — „um so mehr bin ich auf die Hülfe aller der Män-

ner angewiesen, welche die Zukunft des Reiches mit gleicher Wärme im Herzen tragen, wie ich, — welche aber die Lebensbedingungen Oesterreichs besser als ich kennen müssen."

„Die wesentlichste Lebensbedingung Oesterreichs," sagte Dr. Giskra, „ist in dem einfachen, kurzen Wort enthalten: Nicht rückwärts, sondern vorwärts — und zwar so schnell als möglich vorwärts, denn Oesterreich ist zu lange rückwärts gegangen oder wenigstens zurückgeblieben hinter dem Geist des Jahrhunderts und dem Fortschritt anderer Staaten."

„Und dieß Programm acceptire ich aus vollstem Herzen," rief Herr von Beust, „und werde nicht zögern, es laut und öffentlich zu bekennen, — um es aber ausführen zu können, bedarf ich vor Allem des Vertrauens — und leider — leider ist in Oesterreich der Geist des Mißtrauens heimisch geworden."

„Und war das Mißtrauen nicht berechtigt?" fragte Dr. Giskra, — „allen den Experimenten, — allen den wechselnden Regierungen, — allen den nicht gehaltenen Versprechungen gegenüber?"

„Doch mir gegenüber, glaube ich," erwiederte Herr von Beust, „hat es keine Berechtigung."

„Es ist auch Eurer Excellenz gegenüber noch nicht hervorgetreten, — vollständig verschwinden könnte es.

aber nur durch die Ueberzeugung, daß Sie — verzeihen Sie meine Offenheit — nicht eine vorübergehende Regierung bilden. — Es waren immer die Nachfolger," sagte Dr. Giskra mit Betonung, — „welche die Versprechungen ihrer Vorgänger nicht hielten."

Herr von Beust schwieg einen Augenblick.

„Je fester die Männer des Volkes und des Fortschritts auf meiner Seite stehen," sagte er dann, — „je mehr die öffentliche Meinung, durch die Abgeordneten und die Presse vertreten, mich unterstützen, — um so mehr wird die von Ihnen angedeutete Besorgniß an Berechtigung verlieren. — Vor Allem," fuhr er fort, „ist es ein Punkt, in welchem ich des Vertrauens bedarf, — das ist der Ausgleich mit Ungarn; — daß die Lage der Dinge war, wie ich sie gefunden, — das ist doch wahrlich meine Schuld nicht, — daß die Wohlthaten eines verfassungsmäßigen Staatslebens den so lange verfassungslosen Ungarn gegeben werden, muß jeder freisinnig denkende Mann billigen, — und daß dieß Verfassungsleben begründet wird auf der Basis der nationalen Autonomie, — das liegt eben in den natürlichen, nothwendig zwingenden Verhältnissen; auch muß man anerkennen, — und ich glaube, ein wenig als ein Verdienst der Regierung anerkennen, — daß es gelungen ist, der Krone den Vortheil der freien Initiative

zu lassen und die neue Ordnung der Dinge in Ungarn mit einem Ministerium zu beginnen, das sich dort auf die große nationale Majorität stützt und doch von gut dynastischen, gut österreichischen und gemäßigten Gesinnungen beseelt ist. Wie nothwendig der Ausgleich, — der befriedigende Ausgleich mit Ungarn war, — das zeigt doch in der That schon ein Blick auf die Ereignisse der letzten Zeit. — In den Kreisen des Abgeordnetenhauses ist die vermittelnde Thätigkeit der Regierung in dem luxemburgischen Konflikt, welcher so bedenklich den europäischen Frieden bedrohte, anerkannt worden."

„Wir sind Eurer Excellenz aufrichtig verpflichtet," sagte Dr. Giskra, „für Ihre energische Thätigkeit zur Beseitigung jener Gefahr, über welche Sie uns Mittheilung gemacht haben."

„Nun," rief Herr von Beust, „kann man denn glauben, daß eine vermittelnde Macht in einer solchen Frage ihren Zweck dadurch erreichen könne, daß sie in mehr oder weniger gelungenen Noten den streitenden Parteien die Vorzüge des Friedens und die Nachtheile des Krieges zu Gemüthe führt, oder vielleicht eine glückliche Formel für die Lösung der streitigen Frage aufstellt? — Nein — der Haupthebel liegt doch nur darin, daß der vermittelnde Staat ein Faktor in den Berechnungen des Krieges und Friedens ist — und wären

wir das gewesen, wenn wir eine brennende, offene innere Frage gehabt hätten?"

„Dieser Vortheil des getroffenen Ausgleichs wird auch gewiß nicht verkannt," sagte Dr. Giskra mit einer gewissen Zurückhaltung.

„Dennoch aber," rief Herr von Beust, „sehen die Deutschen scheel auf diesen Ausgleich, — sie befürchten eine prädominirende Stellung des nationalen ungarischen Elementes im Reich, — kann man denn von mir," fuhr er fort, — „von mir, dem Deutschen von Geburt und Gesinnung, voraussetzen, daß ich das deutsche Element vernachlässigen und zurückstellen könnte, — daß ich darauf verzichten würde, Oesterreich von Deutschland auch innerlich zu entfremden, — wie es äußerlich davon losgerissen ist?"

Dr. Giskra blickte einige Augenblicke schweigend zu Boden.

„Excellenz," sagte er dann, — „ich will Ihnen meine Anschauung dieser Frage offen aussprechen, — ich glaube, sie ist auch diejenige meiner Freunde und Parteigenossen. — Tiefer Schmerz erfüllt mich," sprach er mit wärmerer Betonung, „über die Trennung des vielhundertjährigen Verbandes zwischen Oesterreich und Deutschland, dieses Verbandes, der nicht ein politischer war, sondern ein nationaler, — denn wir waren Fleisch

vom Fleiſche Deutſchlands und Blut von ſeinem Blut, bevor die Fürſten des Hauſes Habsburg Könige von Ungarn wurden, — ich kann nicht ſchwer genug die Politik verurtheilen, welche den thörichten Krieg des vorigen Jahres mit ſeinen entſetzlichen Folgen herbeigeführt hat."

Herr von Beuſt ſenkte den Blick zu Boden und ſpielte leicht mit den Fingern auf der Lehne ſeines Seſſels.

„Darum," fuhr Dr. Giskra fort, „wünſche ich, daß die verhängnißvollen äußeren Folgen des unglücklichen Krieges nicht zugleich verhängnißvoll werden für die innere Entwicklung Oeſterreichs, — daß der innere Zuſammenhang mit Deutſchland, der Zuſammenhang in Fleiſch und Blut nicht ebenfalls zerriſſen, — ſondern im Gegentheil feſter und lebendiger gemacht werde durch den Geiſt der Freiheit."

Herr von Beuſt nickte mehrmals ſchweigend mit dem Kopf.

„Ich freue mich," ſagte Dr. Giskra, „über die parlamentariſchen Rechte, welche man den Ungarn gegeben, meine Partei und ich wir widerſtreben dem politiſchen Dualismus durchaus nicht, — nur halten wir es für unſere Aufgabe, bei der finanziellen Auseinanderſetzung mit Ungarn das ſchärfſte Augenmerk auf die Intereſſen

und Rechte der cisleithanischen Provinzen zu richten. Ihre Freiheiten und autonomen Rechte gönne ich den Ungarn also ohne Rückhalt — aber ich will dieselben Lebensbedingungen auch für das deutsche Oesterreich, — denn," fuhr er mit erhobener Stimme fort, — „nicht durch die Gewalt der Waffen wird Oesterreich seine Stellung in Deutschland wieder erringen, sondern durch die Gewalt des Geistes, — und wenn der deutsche Geist, der Geist wahrer Volksfreiheit mächtig durch das öffentliche Leben Oesterreichs weht, — dann — dann allein wird Oesterreich den ihm gebührenden Platz in Deutschland wieder gewinnen und keine Heeresmacht und keine Fürstenpolitik wird ihm denselben streitig machen!"

In rascher Bewegung beugte sich Herr von Beust vor und ergriff die Hand des Redenden.

„Sie sprechen aus meiner Seele!" rief er lebhaft, — „wenn wir so einig über das Ziel sind, sollten wir nicht gemeinsam die Mittel finden, es zu erreichen? — Sie haben," fuhr er fort, „im Abgeordnetenhause bereits ein ziemlich eingehendes Programm über die nächsten politischen, nationalen und volkswirthschaftlichen Aufgaben des Parlaments und der Regierung entwickelt, — würden Sie nicht geneigt sein, dieß Programm mit den Modalitäten seiner Ausführung auszuarbeiten? — ich

bin überzeugt, daß wir darin die Basis eines gemeinsamen Wirkens und Arbeitens finden werden."

„Ich bin dazu bereit," erwiederte Dr. Giskra, — „doch ist das Programm, das ich im Abgeordnetenhause in großen Zügen entwickelt habe, nicht vollständig, — es fehlt ein wesentlicher, wichtiger Punkt, den ich dort nur andeutend berührt habe und der doch der Angelpunkt alles Dessen ist, worauf nach meiner Ueberzeugung Oesterreichs Zukunft erbaut werden muß. — Sie sehen, Excellenz," fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, — „wie sehr ich geneigt bin, stets die weiteste Rücksicht auf die Schwierigkeiten zu nehmen, von welchen die Regierung sich umgeben sieht."

„Und dieser Punkt ist?" fragte Herr von Beust.

„Das Konkordat," erwiederte Dr. Giskra mit festem Tone. — „Dieser unglückselige Vertrag — der für das österreichische Volk kein Vertrag, sondern ein Gesetz ist — lähmt die Regierung in ihrem Streben nach freieren Bahnen, — er gibt den Geist des österreichischen Volkes in die Hände Roms, das heißt einer fremden Macht, das heißt einer Macht der Finsterniß und der Stagnation! Das Protestantenpatent," fuhr er fort, „dieser allerhöchste Akt, durch welchen Oesterreich mit einer finstern Vergangenheit brechen wollte, ist nicht nur nicht durchgeführt, sondern in letzterer Zeit auch in seinen

Hauptgrundsätzen verletzt! Das Recht, Volksschulen zu gründen, ist durch manche bureaukratische Mittel illusorisch gemacht, die protestantischen Gemeinden werden nach wie vor zu Beitragsleistungen für katholische Kultuszwecke angehalten, — die Praxis in Beziehung auf das Reverswesen bei gemischten Ehen erinnert an die dunkelsten Zeiten einer finstern Vergangenheit, — das versprochene Gesetz zur Regelung der interkonfessionellen Verhältnisse ist ausgeblieben, — das Religionsedikt ist im Reichsarchiv begraben — und das Alles ist die Folge dieses unglückseligen Konkordats. Man spricht jetzt so viel in Oesterreich von Intelligenz und Freiheit, — so lange das Konkordat den Geist Oesterreichs unter die Herrschaft Roms gibt, kann die Intelligenz nimmer erwachen und nimmer die Freiheit erblühen, — darum hallt es in ganz Oesterreich, im ganzen Volke wieder: das Konkordat muß aufgehoben werden, — diese Fessel muß fallen, — sonst gibt es kein Heil."

Dr. Giskra hatte bewegt und lebhaft gesprochen.

„Das, Excellenz," sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, „ist der Ausgangspunkt eines jeden Programms, das ich aufstellen könnte, und um in fester, aufrichtiger und ehrlicher Verbindung mit der Regierung zusammenzuwirken, müßte ich ihres ehrlichen, festen

und nachhaltigen Willens in dieser Richtung vergewissert sein."

„Ich bin Protestant," sagte Herr von Beust, als Dr. Giskra schwieg, — „in einem protestantischen Lande geboren und in protestantischem Geiste erzogen, — es ist darum überflüssig, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mit Allem übereinstimme, was Sie so eben gesagt, — allein eben weil ich Protestant bin, stehen mir gerade in dieser Frage besondere Schwierigkeiten entgegen. — Würde nicht," fuhr er fort, „die ganze katholische Geistlichkeit und Alles, was unter ihrem Einflusse steht, jede Initiative von mir als einen Angriff des Protestantismus gegen die katholische Kirche als solche bezeichnen, und würde nicht eine solche Auslegung gerade mir gegenüber an maßgebender Stelle — Sie wissen, wie sehr der Kaiser persönlich gläubig strenger Katholik ist — würde jene Auslegung bei ihm nicht mir gegenüber weit leichter Eingang finden, als wenn ein katholischer Oesterreicher an der Spitze der Regierung stünde, — würde es mir nicht ungleich schwerer sein, solche Auslegung zu entkräften, als einem Katholiken? — Außer dieser persönlichen Schwierigkeit liegt noch eine besondere Verwickelung der Frage darin, daß das Konkordat seiner Form nach ein völkerrechtlicher Vertrag ist."

„Bei welchem Oesterreich das gethan hat, was die

alten Römer so treffend mit dem Worte bezeichneten: ruere in servitiem!“ rief Dr. Giskra mit bitterem Tone.

„Wahr — sehr wahr,“ sagte Herr von Beust, — „allein über diesen Vertrag hinweg auf dem Boden der Gesetzgebung vorzugehen, — denn freiwillig wird Rom das Konkordat nicht aufgeben — das wird mir abermals sehr viel schwerer werden, als jedem Andern, der nicht in den Verdacht prinzipiell konfessioneller Feindschaft gegen die katholische Kirche gebracht werden könnte.“

„Und darum wollten Eure Excellenz vor dieser Aufgabe zurückstehen?“ fragte Dr. Giskra, — „all' Ihr Wirken schon in seinem Beginn zur Erfolglosigkeit verurtheilen? — denn nie kann von einer Wiedergeburt Oesterreichs die Rede sein, so lange nicht die freie Regung des Geistes von den Fesseln des Konkordats befreit ist!“

„Gewiß will ich nicht zurückstehen,“ rief Herr von Beust, „nicht die persönliche Anfeindung schreckt mich, — ich bin sie gewohnt und werde sie später dennoch genug zu tragen haben, — aber ich möchte der Sache selbst nicht neben den großen Schwierigkeiten, die sie schon an sich bietet, noch besondere Hindernisse bereiten durch meine persönliche Initiative. — Wenn aus dem Abgeordnetenhause —“

„Die Initiative wird kommen," rief Dr. Giskra, — „um so kräftiger und entschiedener, wenn man weiß, daß dadurch die Regierung, — daß Eure Excellenz dadurch unterstützt werden! — Dr. Mühlfeld — der Generalsuperintendent Schneider werden mit feurigem Eifer die Sache wieder und immer wieder zur Sprache bringen."

„Dann ist meine Aufgabe vorgezeichnet," sagte Herr von Beust, — „eine Frage, die das Abgeordnetenhaus aufnimmt und der Regierung entgegenbringt, muß ich ernsthaft erfassen. — Wir sind also," fuhr er lächelnd fort, „auch über diesen besonderen Punkt Ihres Programms völlig einig."

„Und wenn Eure Excellenz nichts weiter für Oesterreich thun, als den Geist des Volkes von der lethargischen Fessel des Konkordats zu befreien, so wird Ihr Name für immer in Oesterreich gesegnet sein."

„Sie würden nun also kein Bedenken tragen, mit mir in aufrichtiger und fester Verbindung an der Heilung des kranken Staatskörpers zu arbeiten?" fragte Herr von Beust, indem der Ausdruck ruhiger Befriedigung aus seinen klaren Augen strahlte.

„Keines," erwiederte Dr. Giskra, — „wenn Eure Excellenz das, was Sie mit mir für recht erkannt, fest und unbeirrt durchzuführen entschlossen sind."

„Das bin ich," sagte Herr von Beust. — „Ich habe," fuhr er nach einem kurzen sinnenden Schweigen fort, — „immer die stille Hoffnung gehegt, daß es mir gelingen möchte, mich nicht nur mit den liberalen Parteien — der bisherigen Opposition — zu verständigen, sondern auch die eminenten Kräfte, welche sich innerhalb dieser Parteien bisher in einer fruchtlosen Negation verzehrten, heranziehen zu können zu wirkungsvoller Thätigkeit in der Regierung. Indem ich mit Ihnen gesprochen habe," fuhr er mit verbindlicher Neigung des Hauptes fort, — „ist diese Hoffnung lebhafter als je geworden, — mehr als je wünschte ich zum Heil Oesterreichs, mich, den Fremden, den das allerhöchste Vertrauen mit so schwerer Aufgabe beehrt hat, mit den ersten und besten Geistern des Reiches zu umgeben, — sollte meine Hoffnung mich täuschen?"

„Halten Eure Excellenz es für möglich, das durchführen zu können?" fragte Dr. Giskra ein wenig erstaunt, — „ein parlamentarisches Bürgerministerium in Oesterreich?"

„Ich bin von dem freien und hohen Sinne unseres allergnädigsten Herrn so tief überzeugt, daß ich keinen Zweifel daran hege, wenn die — Bürger — das Parket des Hofes betreten wollen."

Ernst und einfach antwortete Dr. Giskra: „Ich

kenne den Ehrgeiz nicht, der nach äußerem Glanze strebt, — wohl aber denjenigen, welcher wünscht, seinem Vaterlande so kräftig und wirksam als möglich zu dienen, und wenn meine Gesinnungen und Ziele die allerhöchste Billigung finden sollten, so würde ich stets bereit sein, in die Regierung einzutreten."

„Und Ihre politischen Freunde?" fragte Herr von Beust.

„Ich glaube, daß ich unter ihnen bereite und geeignete Männer finden würde, — Herbst zum Beispiel, — doch es kommt dann noch eine Frage in Betracht," fuhr er fort, — „wie weit nämlich das Herrenhaus im Stande sein wird, sich den Forderungen der Zeit anzuschließen, — haben Eure Excellenz darüber eine Fühlung gewonnen?"

„Der Fürst Auersperg," sagte Herr von Beust, — „der erste Kavalier des Reiches, — wie man ihn nennt, — und mit Recht, ist tief durchdrungen von der Nothwendigkeit einer freieren Bewegung und sein Einfluß ist groß."

„Der Fürst hat in der That bei der Eröffnung des Herrenhauses in großen Zügen ein meisterhaft entworfenes Bild der Lage des Reiches und der Aufgaben des Reichsraths entrollt," sagte Dr. Giskra, — „wenn sein Einfluß vom Hofe unterstützt wird, so läßt sich ein

fruchtbares Zusammenwirken mit dem Herrenhause als möglich denken."

„Nun, so erfassen wir denn mit Muth und Vertrauen unsere Aufgabe, — denken Sie nach über die Männer, welche Sie um sich versammeln möchten, — ich werde nach anderer Richtung das Terrain vorbereiten, — und ich hoffe, in nicht zu langer Zeit soll dem Schooße des neugeborenen öffentlichen Lebens die neue Regierung Oesterreichs entsteigen, welcher Sie im Voraus den schönen, edlen Namen des Bürgerministeriums gegeben haben."

Dr. Giskra stand auf und drückte kräftig die dargebotene Hand des Herrn von Beust.

„Dann wird diese Stunde keine verlorene sein für mein österreichisches Vaterland," sagte er mit warmem Tone.

Herr von Beust begleitete ihn zur Thüre.

„Ich hoffe," sagte er, „es wird gelingen, mich mit diesen Männern zu umgeben und in dem Reichsrath feste Stützen zu gewinnen, — dann," flüsterte er lächelnd, — „wird der Schwerpunkt auch hier noch immer stark genug sein, um das Gegengewicht gegen Pest zu halten, und man dürfte meine Erbschaft nicht so leicht und so bald antreten, als man es vielleicht hofft. Doch jetzt zum Kaiser!" rief er, ordnete seine Papiere in ein

großes Portefeuille und zog die Glocke. „Die kleine Uniform und den Stephansorden!“ befahl er dem eintretenden Kammerdiener und begab sich in sein Toilettenzimmer.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nichts war verändert im Kabinet des Kaisers Franz Joseph seit der gewaltigen Katastrophe des vorigen Jahres, welche so mächtig das vielartige Gefüge des Kaiserstaates in seinen innersten Fugen erschüttert hatte. Da draußen war Alles anders geworden in der weiten Monarchie der Habsburger, — die Regierung, welche in verschlossener Beschränktheit und kurzsichtiger Ueberschätzung der traditionellen Macht Oesterreichs das große nationale Unglück herbeigeführt hatte, war verschwunden, in neuem autonomen Leben erhob sich die feurige ungarische Nation neben den deutschen Reichsländern des Erben der früheren Kaiser Deutschlands.

Wie vordem schon die eiserne Krone der Lombarden aus dem schimmernden Kranz der zahlreichen Diademe des Hauses Habsburg verschwunden war, so war nun auch die Königin der Adria, das stolze Venedig mit seiner reichen Vergangenheit voll lichtem Glanz und finstern Schrecken, abgetreten an das neue Reich Italien,

— ein neuer Geist der Freiheit rauschte mächtig und lebendig durch alle Lande und Völker Oesterreichs, und langsam — langsam öffnete sich immer weiter eine dunkle Kluft zwischen dem alten weihrauchduftenden und kerzenschimmernden Rom und dem neuen Oesterreich.

Das Alles war draußen vorgegangen im rasch dahinströmenden Leben des Reiches, aber hier in des Kaisers stillen Gemächern, wo alles Das entstanden war, von wo es hinausgedrungen war bis an die Grenzen des Kaiserstaates, — wo alle die Fäden zusammenliefen, wo alle Schmerzen und Hoffnungen, alles Denken, Ringen, Wollen und Streben so vielseitig und mannigfaltig in einem Brennpunkt sich vereinigte, — hier war Alles unverändert wie sonst. Der Arcièrengardist stand vor der Thüre im alten, weiten Vorzimmer, und im hellen Kabinet saß der Kaiser im grauen Soldatenüberrock vor seinem Schreibtisch, eifrig beschäftigt, die zahlreichen Papiere, welche seinen Tisch bedeckten, durchzusehen und mit Randbemerkungen zu versehen.

Nur auf des Kaisers Antlitz sah man die Spur der Zeit, welche in so kurzer Spanne so tief in die Ordnungen der politischen Welt eingegriffen hatte. Der Kaiser war nicht gealtert, — in Gesundheit und Kraft blühte sein Gesicht, aber der Schimmer stolzer Zuversicht, der es vordem erleuchtet hatte, war von demselben

gewichen, — eine stille Ergebung lag auf seinen Zügen und hätte einen schmerzlichen Eindruck machen müssen, wenn sie nicht verbunden gewesen wäre mit dem klaren, ruhigen Licht eines festen, kraftvollen Willens, eines hohen, entschlossenen Muths. Dieß kaiserliche Antlitz war in der That das ausdrucksvolle Bild des österreichischen Landes: Schmerz über den schweren, verhängnißvollen Fall — kraftvoll ruhiger Entschluß, sich von diesem Fall zu erheben zu glücklicher und heller Zukunft, — keine frohe leichtbeschwingte Hoffnung — aber ein treuer und zuversichtlicher Glaube an die Erreichung des am Ende eines langen, mühevollen Weges winkende verheißungsvolle Ziel.

Der Kaiser hatte aufmerksam ein Papier durchlesen, das er in der Hand hielt, — er warf es auf den Tisch und lehnte sich sinnend in seinem einfachen Sessel zurück.

„Die Bischöfe sehen den Sturm gegen das Konkordat kommen," sagte er, „und beschwören mich, festzuhalten an dem alten Bande, welches Oesterreich mit der Kirche und mit Rom verbindet! Es ist wahr," fuhr er sinnend fort, — „der neue Geist, der in Oesterreich erweckt worden ist, erhebt sich mächtig gegen die Herrschaft Roms, und ich sehe den Augenblick kommen, in welchem der offene Kampf ausbrechen und eine Entscheidung von

mir fordern wird, eine Entscheidung zwischen der Macht, welche vergangene Jahrhunderte hindurch die Geister beherrschte und mit der Geschichte meines Hauses und Reiches so eng verknüpft ist, — und zwischen dieser andern, neuen Macht, welche in siegreichem Flug die Herrschaft über die Geister unserer Tage erobert! — Roms Macht und Einfluß sei die wahre Grundlage der Stellung Oesterreichs — auf dieser Grundlage müsse Oesterreichs Zukunft neu erbaut werden, — so sagen sie. Aber," rief er schnell aufstehend, nach einigen schnellen Schritten durch das Zimmer, — „wo war diese Macht, als Oesterreich am Boden lag, fast zertrümmert von dem gewaltigen Anprall dieser preußischen Massen? Hat Rom und seine Macht mich geschützt vor der bittern Demüthigung dieses Prager Friedens?"

Er biß die Zähne auf einander und blickte finster zu Boden.

„Und wenn ich zurückblicke in die Geschichte Oesterreichs," sprach er weiter, „hat die große Maria Theresia, welche so fest und unerschütterlich zu Rom und seiner Herrschaft stand, darum Schlesien behalten? Rom hat seinen Bannstrahl geschleudert gegen diesen Preußenkönig mit seinem spitzen Degen und seiner scharfen Feder — aber das schöne Schlesien hat er darum doch behalten! Und waren es nicht wieder die eifrigsten Freunde Roms,

die im vorigen Jahre wie zu einem heiligen Kreuzzug zu diesem unglücklichen Kriege predigten, der mich reiche Provinzen kostet und unter dessen furchtbarer Erschütterung der Grund meines Reiches erzitterte? Ich bin gewiß ein guter Katholik," sagte er mit leiser Stimme, — „und Gott, der in die Herzen sieht, weiß, wie treu ich festhalte am heiligen Glauben meiner Väter — aber sollen die Priester ihre Hände ausstrecken nach der weltlichen Macht, — soll die Herrschaft der Kirche gegründet werden auf den Todesschlaf der Geister des Volkes?"

Er ging abermals in tiefen Gedanken auf und nieder.

„Von allen Seiten höre ich," sagte er dann stehen bleibend, die Hand leicht auf seinen Schreibtisch gestützt, — „von allen Seiten höre ich, daß die geistige Erhebung Oesterreichs, welche es ebenbürtig neben die preußische Macht in die Schranken stellen soll, nicht möglich sei, so lange das Konkordat den Geist des Volkes unter die Herrschaft der Priester gibt, — und Vieles, Vieles, was ich selbst gesehen und beobachtet habe, sagt mir, daß Wahrheit in diesen Stimmen ist, die immer mächtiger zu mir heraufdringen. — Und doch," fuhr er das Haupt neigend fort, — „der Geist des Unglaubens, der Gleichgültigkeit, des Atheismus geht finster durch

die Welt, immer mehr die Herzen loslösend von dem ewigen Mittelpunkt des Heils, von dem lichten Quell der göttlichen Gnade, — wird nicht dieser Geist des Bösen, dem schon so viel lockende Macht zu Gebote steht, immer furchtbarer die Welt umstricken, wenn der Kirche die Waffen genommen werden, mit welchen sie die Gemüther der Einfältigen gegen die Versuchungen der falschen Aufklärung vertheidigt? Ging nicht das Paradies verloren durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß?"

Er ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und stand lange da in ernstem Nachdenken.

„Aber hat denn die Kirche, um ihre Herrschaft zu erhalten, den Zwang des weltlichen Armes nöthig?" sprach er dann, — „hat sie nicht die Waffen des Geistes, um die Geister zu leiten? — und wenn sie diese Waffen nicht besitzt oder nicht zu gebrauchen versteht — kann die weltliche Macht dann ihre Herrschaft sichern?"

Er schüttelte den Kopf, wie um die widersprechend sich kreuzenden Gedanken zu verscheuchen, und trat einige Schritte zum Fenster hin, den ernsten Blick zum blauen Himmel gerichtet, der da draußen glänzte im hellen Schein der Frühlingssonne.

„Es ist wieder ein Augenblick," sagte er mit gepreßter Stimme, „in welchem ich verlangend mich sehne

nach einem rathenden Freunde, der mit hellem und kraftvollem Geiste mir zur Seite stünde, wie Metternich, — wie Kaunitz einst neben dem Thron meiner Vorfahren standen. — Und der Mann, der neben mir steht?" sagte er dann leise, — „ich bewundere seinen scharfen Verstand, sein reicher Geist leuchtet und schimmert in vielseitigen Strahlen wie die Fassetten des Diamants, — aber — aber — ist mit diesem klaren Licht auch die Härte und Festigkeit des Edelsteins verbunden? Und vor Allem in dieser Frage, die da ernst und gewichtig am Horizonte der nächsten Zukunft heraufsteigt, — ist sein Blick da unbefangen und frei genug, um den rechten Weg zu sehen? Er ist ein Fremder — ein Protestant!" sagte er dumpf, — „die Größe Oesterreichs ist für ihn eine Sache des Verstandes — eine Aufgabe der Pflicht — ein Ziel des Ehrgeizes, — aber ist sie ihm eine Sache des Herzens, ein Instinkt des Blutes? — und die Kirche, ihre Mission und ihr Recht — kann das ihm Alles ehrwürdig heilig sein, ihm, der nach seinem Glauben die Grundlage der katholischen Kirche für Irrthümer halten muß?"

Ein kurzer Schlag an der inneren Thüre ertönte.

Rasch zusammenfahrend wendete sich der Kaiser um und mit fast unwilligem Blick sah er seinen vertrauten

Kammerdiener Dub an, der die Flügel der Thüre öffnend rief:

„Die durchlauchtigste Frau Erzherzogin Sophie kaiserliche Hoheit steigen so eben die Treppe herauf."

Betroffen schlug der Kaiser die Augen nieder.

„Sollte die Lösung der Zweifel aus dem Munde der Mutter mir kommen?" flüsterte er fast unhörbar. Dann eilte er schnellen Schrittes der Erzherzogin entgegen. In der Thüre des Salons erschien bereits die edle Gestalt derselben mit den feinen, kränklich zarten Zügen, den großen sanften, ernsten und so geistvollen Augen, das Haupt von einem schwarzen Spitzentuch umwunden, in einem schweren dunkeln Gewand mit weißen Spitzen, langsam mit einer trotz ihres Alters und ihrer Kränklichkeit noch immer anmuthigen Würde einherschreitend.

Mit einer Bewegung voll ritterlicher Galanterie und kindlicher Ehrerbietung führte der Kaiser die Hand der Erzherzogin an seine Lippen und drückte einen innigen und liebevollen Kuß auf diese zarte, durchsichtig weiße Hand, während die sonst fast strenge abwehrenden Augen der hohen Frau mit einem warmen Blick voll mütterlichen Stolzes auf der schönen, kraftvollen Gestalt des kaiserlichen Sohnes ruhten.

„Meine theure Mutter erweist mir die Ehre, zu mir zu kommen," sagte Franz Joseph, indem er der

Erzherzogin den Arm reichte, um sie in sein Kabinet zu führen, — „warum hast Du Dir die Mühe des Weges gemacht und mir nicht den Befehl gesendet, zu Dir zu kommen?"

Die Erzherzogin setzte sich in einen Fauteuil, welchen der Kaiser ihr heranrollte.

„Es drängte mich, Dich schnell zu sehen, mein lieber Sohn," sagte die Dame mit ihrer klaren, aber leisen Stimme, — „ich bin unruhig und besorgt, — ich habe einen schweren, angstvollen Traum gehabt, der mir Maximilian zeigte — bleich — in weißem Gewande, mit Blutstropfen besprengt, — dreimal schlief ich wieder ein und dreimal sah ich dasselbe Bild mit traurig wehmüthigem Blick mir erscheinen. Hast Du Nachrichten von Deinem Bruder?" fragte sie, das Auge in ängstlicher Spannung auf den Kaiser gerichtet.

Das Gesicht Franz Joseph's, der vor seiner Mutter stehen geblieben war, verfinsterte sich, — düster blickte er zu Boden und sprach mit dumpfem Tone:

„Es sind keine neueren Nachrichten gekommen. — Daß Maximilian als Kaiser verloren ist, unterliegt keinem Zweifel, — für sein Leben besorge ich keine Gefahr — die Regierung der Vereinigten Staaten hat ernstliche Vorstellungen bei Juarez gemacht, und Metter-

nich ſchreibt, daß Napoleon Alles thut und thun wird, um eine tragiſche Kataſtrophe zu verhüten."

Ein Ausdruck von unbeſchreiblicher Bitterkeit erſchien auf dem Geſicht der Erzherzogin.

„Napoleon!" rief ſie die Achſeln zuckend, — „Napoleon, dieſer böſe Genius Oeſterreichs, der Italien gegen uns erhoben und unterſtützt hat, der in dem Augenblick unſeres Unglücks im vorigen Jahre nichts Anderes zu thun wußte, als uns auch unſere letzte Beſitzung auf jener Halbinſel zu entreißen, die ſo viel deutſches und öſterreichiſches Blut getrunken hat, — Napoleon, der Deinen unglücklichen Bruder mit trügeriſchen Verheißungen hinübergelockt hat über den Ozean, um dort einem franzöſiſchen Vaſallenreich den Glanz des habsburgiſchen Namens zu geben, — er, der ihn dann ſpäter heimtückiſch und verrätheriſch im Stiche ließ — er ſoll ihn retten? O mein Sohn," rief ſie ſchmerzlich, — „wenn Deinem Bruder Maximilian von Napoleon die Rettung kommen ſoll, — dann iſt er verloren!"

„Aber," ſagte der Kaiſer Franz Joſeph, unruhig einige Schritte machend und dann wieder vor ſeiner Mutter ſtehen bleibend, — „was kann ich thun, — die Macht Oeſterreichs reicht nicht über den Ozean, — wenn meine Flotte an den Küſten der Adria ſich Achtung verſchafft hat, ſo iſt ſie doch nicht im Stande, in

fernen Meeren meinem Willen Nachdruck zu geben — und Frankreich ist die einzige Macht, die hier helfen kann."

Die Erzherzogin neigte das Haupt und bedeckte seufzend die Augen mit der Hand.

„So traurig und schmerzlich für uns Alle," fuhr der Kaiser fort, „das Schicksal Maximilian's ist, — so muß man doch gestehen, daß er es selbst heraufbeschworen hat, — es hat doch wahrlich an Warnungen und Abmahnungen nicht gefehlt, daß er jenem lächerlichen Thron der Wilden fern bleiben solle, — und ich meinerseits habe es vor Allem nicht an Vorstellungen mangeln lassen, — wenn sein Ehrgeiz ihn fortriß zu jenem phantastischen Unternehmen, so kann man dessen unglücklichen Ausgang beklagen, — aber doch in der That Niemand die Schuld beimessen, als ihm selber."

Der Kaiser hatte in ruhigem und ehrerbietigem Tone gesprochen, aber ein leichtes Zittern der Stimme verrieth seine innere Erregung.

Die Erzherzogin ließ die Hand von ihrer Stirn sinken, — ihr Blick ruhte tief und ernst auf dem Kaiser.

„Mein Sohn," sprach sie langsam in fast feierlichem Tone, — „laß in dieser Stunde keine anderen Gefühle in Deinem Herzen sich regen, als die alte Liebe

für Deinen Bruder, der mein Sohn ist wie Du, — und bedenke, daß es sich dort bei der entsetzlichen Katastrophe in der weiten Ferne auch um die Ehre Oesterreichs — die Ehre des Hauses Habsburg handelt. Maximilian hat immer ein warmes und treues Herz für Oesterreich gehabt, und schmerzlich hat er sich von dem Vaterlande losgerissen, das — wie er zu glauben schien" — fügte sie in leisem Tone hinzu, „seiner Kraft keinen ausreichenden Spielraum, seiner thatendurstigen Seele nicht die Gelegenheit zu großem Wirken bot."

„Der arme Max," sagte der Kaiser traurig, — „er hat nicht zurückkehren wollen, als alle Stützen seiner Regierung brachen, als er mit seinem klaren Verstande die Unmöglichkeit, sein Werk durchzuführen, erkennen mußte, — das verstehe ich, so sehr ich es beklage, — und nun," rief er bitter, die Zähne in die Lippen drückend, — „nun ist es dahin gekommen, daß der Nachfolger der römischen Kaiser, der schon aus Deutschland vertrieben, betteln sollte bei den Mächten Europas, um das Leben seines Bruders zu retten!"

„Betteln bei Napoleon!" sagte die Erzherzogin mit strengem, fast vorwurfsvollem Blick.

„Aber was kann ich anders thun!" rief der Kaiser, — „die einzige Macht, welche einen Einfluß zu Gunsten Maximilian's ausüben kann, ist Nordamerika, — und

Dir Italien genommen, — der Dich bei Villafranca heillos bethörte —"

Der Kaiser fuhr zusammen, seine Lippen öffneten sich, doch es drang kein Wort aus denselben, — schweigend senkte er wieder das Haupt.

Die Erzherzogin fuhr, ohne diese Bewegung zu beachten, mit ruhiger Stimme fort:

„Dieser Mann, welcher unter der Maske gleißnerischer Ergebenheit den heiligen Stuhl in Rom und die Kirche ihren Feinden preisgibt, — welcher alles Unheil heraufbeschworen, das die Welt erfüllt, — er wird Dich treulos verlassen, wie er Deinen Bruder Maximilian verlassen und geopfert hat, und wenn man ihm bietet, was er verlangt, so wird er sich mit Preußen und Rußland noch lieber verbinden, als mit Dir, denn dort ist die Macht und der Erfolg, — hier aber war das Unglück und die Niederlage. Wenn er aber auch bis zum Aeußersten mit Dir geht, wenn er den Kampf aufnimmt — so wird er geschlagen werden, seine Macht wird zusammenbrechen und Oesterreich mit in den jähen Sturz herabreißen."

Der Kaiser schüttelte langsam den Kopf.

„Frankreich geschlagen?" sagte er mit ungläubigem Lächeln.

„O glaube mir, mein Sohn," erwiederte die Erz-

herzogin in ernstem, überzeugungsvollem Tone, — „die preußische Macht ist mir wohl bekannt, ich habe schon seit Jahren keine Gelegenheit versäumt, dieselbe zu beobachten in ihren verschiedenen Elementen, — sie wird Frankreich zerschmettern, wenn es zum Zusammenstoß kommt, — und wehe Oesterreich, wenn es dann auf der Seite des Besiegten steht. — Höre mich," fuhr sie fort, — „ich verlange gewiß keine plötzliche und schnelle Entscheidung, ich will nicht eingreifen in die ruhige Ueberlegung, welche in so ernsten Dingen noth thut, — — aber laß das Wort Deiner Mutter in Dein Herz gelegt sein zu ernster Prüfung! Das Heil Oesterreichs liegt nicht in dem unruhigen Streben nach Rache und Wiedereroberung des Verlorenen, — die großen mächtigen Alliirten der Vergangenheit werden auch die Zukunft des Reiches glücklich und groß machen. Wende Dich hin zu Rußland und Preußen, deren feste Verbindung doch nicht auseinander gerissen werden kann, — dort findest Du feste Stützen, dort findest Du den sichern Boden für die Wiederaufrichtung der Macht Oesterreichs."

„Aber wie könnte ich," sagte der Kaiser, — „nach Allem, was vorgefallen —"

„Glaube mir, man wird Dich dort von ganzem Herzen willkommen heißen und dem alten Alliirten ohne

dem Boden der Wirklichkeit losgelöst ist und," fügte sie mit verächtlichem Lächeln hinzu, „die großen Verhältnisse der Politik nicht kennt. O ich wußte es wohl," sagte sie mit leisem Seufzer, „daß meine Gedanken niemals mit den Spekulationen des Herrn von Beust übereinstimmen können."

„Aber," erwiederte der Kaiser mit fast schüchternem Ausdruck, „das Verhältniß zu Rußland ist in letzter Zeit schon freundlicher geworden, man könnte ihm noch mehr entgegenkommen und es scheint, daß Frankreich ebenfalls geneigt ist, die Hand zur theilweisen Aufhebung der Beschränkungen zu bieten, welche man nach dem Krimkriege Rußland am schwarzen Meer auferlegt hat, — nur sind die französischen Vorschläge so weitgehend, daß sie kaum Annahme finden können und daß ihre Ausführung selbst gefährliche Gährungen an unsern Grenzen hervorrufen dürften."

Die Erzherzogin sah den Kaiser einen Augenblick schweigend mit tief durchdringendem ernsten Blicke an.

„Mein Sohn," sagte sie dann langsam und ruhig, — „Du weißt, daß es mein fester und unumstößlicher Grundsatz ist, mich niemals in die politischen Dinge zu mischen und Dir meinen Rath aufdringen zu wollen. Da nun aber die Politik zwischen uns berührt worden ist und zwar in Bezug auf einen Punkt, der mir von

höchster Wichtigkeit für Dein Haus und Dein Reich zu sein scheint, — so will ich Dir ein= für allemal meine Ansicht darüber sagen, — nicht um sie zu diskutiren, — Du wirst sie hören, prüfen und dann handeln, wie Du es nach Deiner Ueberzeugung für recht hältst, — ich mache nicht den Anspruch, meine Meinung für die richtige angenommen und befolgt zu sehen."

Der Kaiser zog einen Sessel neben den Lehnstuhl der Erzherzogin, setzte sich und blickte mit gespannter Erwartung in das ernste Gesicht seiner Mutter.

„Ich habe," sagte diese, „wie ich stets offen Dir gegenüber ausgesprochen, den unglücklich und verfehlt kombinirten Krieg des vorigen Jahres auf das Tiefste beklagt, — wohl habe ich stets den innigen Wunsch gehabt, Oesterreich seine Stellung in Deutschland zu erhalten, — aber ich war auch überzeugt, daß dieß nur möglich sei durch ein enges und festes Bündniß mit Preußen, ein Bündniß, das jeden Konflikt unmöglich machte, — denn bei einem Konflikt war unsere Niederlage fast mit Sicherheit vorauszusehen."

Der Kaiser neigte schweigend das Haupt — finstere Falten legten sich über seine Stirn.

„Ich will nicht rückwärts blicken," fuhr die Erzherzogin fort, — „nicht beurtheilen, was geschehen ist und was hätte geschehen können. Diese unglückliche Po=

hat, — denke daran, daß wenn Dein Entschluß sich nach der Seite meiner Ansichten neigt, ich stets bereit bin, seine Ausführung auf die zarteste und vorsichtigste Weise vorzubereiten. Und was Du auch beschließen mögest," fuhr sie fort, ihre Hand sanft auf die Stirn des Kaisers legend, — „Gott segne Deine Entschließungen zum Heile Oesterreichs."

„Amen!" rief der Kaiser mit tief bewegter Stimme.

„Lebe wohl, mein Sohn, — und gedenke in brüderlicher Liebe des armen Maximilian."

Sie legte ihren Arm in den des Kaisers und verließ, von ihrem Sohne geführt, das Kabinet durch die Thüre nach den innern Gemächern.

Nach kurzer Zeit kehrte Franz Joseph zurück. In ernstem, tiefem Nachdenken stand er lange unbeweglich, die Augen zu Boden gesenkt, dann richtete er sich mit tiefem Athemzug auf und bewegte die Glocke.

„Ist der Baron Beust im Vorzimmer?" fragte er den eintretenden Kammerdiener.

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät."

„Ich erwarte ihn," sagte der Kaiser, und einige Sekunden darauf trat der Minister in der kleinen Uniform lächelnd und heiter, das dünne Haar zu beiden Seiten der Schläfen sorgfältig frisirt, in das Kabinet.

Der Kaiser ging ihm freundlich entgegen. In sei-

nem ruhigen Lächeln war keine Spur mehr von der tiefen, finstern Sorge, welche so eben noch auf seinem Antlitz gelegen hatte.

„Nun, mein lieber Minister," sagte er, Herrn von Beust die Hand reichend, — „ich bin begierig zu hören, wie weit Sie mit diesen ungarischen Krönungsangelegenheiten gekommen sind, — die Formen machen da fast ebensoviel Mühe, als die Sache selbst."

Er setzte sich vor seinen Schreibtisch und deutete Herrn von Beust einen Sessel zu seiner Seite an.

Der Minister zog mehrere Papiere aus seinem Portefeuille und sprach, dieselben überblickend: „Ich hoffe, daß nun in kürzester Frist Alles geordnet sein wird und daß die Krönung am 8. Juni stattfinden kann, — die Formen, Majestät, sind in der That von einer gewissen Wichtigkeit, da der ungarische Volksgeist mit diesen Formen überall tiefere Bedeutung verbindet, und," fügte er leicht lächelnd hinzu, — „vielleicht erleichtert die sorgfältige Erörterung der Formfragen ein wenig manche sachliche Schwierigkeit. — Zunächst, Majestät," fuhr er fort, — „wünschen die maßgebenden Kreise — und es soll darüber in geheimer Sitzung des Unterhauses Beschluß gefaßt werden — daß in Ermangelung eines Palatins nicht der judex Curiæ, sondern der Minister-

machen, — nicht bloß das Zündnadelgewehr, sondern auch die Bildung und Intelligenz des Volkes, welche den Gedanken der Regierung versteht und ausführt, — und dazu müssen alle leitenden Fäden, welche den Geist des Volkes bilden und bewegen, in der Hand der Regierung vereinigt sein, keine fremde Macht darf den Geist des Volkes beherrschen, — diesen Geist, der auch die Armeen erfüllen muß, welche ich in's Feld sende!"

„Eine fremde Macht?" fragte die Erzherzogin, indem ihr klarer Blick ruhig auf dem erregten Antlitz des Kaisers ruhte, — „ist die katholische Kirche eine fremde Macht in Oesterreich? — Mein Sohn," fuhr sie fort, — „Alles, was man Dir gesagt hat und was Du mit der reinen Begeisterung Deines warmen Herzens so lebhaft erfaßt hast, ist wahr — nur in einem Punkte sehe ich die Täuschung. Warum soll Intelligenz, Bildung und Aufklärung in Oesterreich nur erzogen und gepflegt werden können, wenn man das Volk dem Einfluß der Kirche entzieht? Um den Geist des Volkes zu erheben und zu erleuchten, soll sein Glauben untergraben und erschüttert werden?"

„Wer denkt daran?" rief der Kaiser, — „zweifelt meine gnädigste Mutter an meinem festen Glauben, an meiner tiefen, treuen Ehrfurcht gegen die Kirche? — Vor dem Altar ist mir der Priester heilig und

hochehrwürdig, — aber hierarchische Herrschsucht soll die freie Bewegung der Kräfte meines Reiches nicht hemmen."

„Ein protestantischer Grundsatz!" sagte die Erzherzogin, indem ihre feinen Lippen sich zu einem bittern Lächeln zusammenzogen. „Doch," fuhr sie fort, „lassen wir diesen Gegenstand, — Gott hat Dich berufen, dieß Reich zu regieren, und fern sei es von mir, Dir meine Ansicht aufdringen oder einen Einfluß auf Deine Entschlüsse ausüben zu wollen. Der Einfluß, den Deine Mutter ausüben will, ist der heiligste und berechtigte — es ist das Gebet zu Gott, daß er meinen Sohn erleuchten möge, das Rechte zu erkennen, und daß er seinem Streben den herrlichsten Segen der Vollendung gebe. Du wirst prüfen und entscheiden, was Du für gut und recht hältst zur inneren Erstarkung Oesterreichs. Aber," sagte sie nach einer kurzen Pause, — „ein Wort aus treuem mütterlichen Herzen möchte ich Dir sagen über die auswärtigen Beziehungen, über die Allianzen Oesterreichs, — über die Richtung, die meiner stillen Beobachtung sich zeigt, — die ein Wort von Dir vorhin mir angedeutet hat. — Mein theurer Sohn," fuhr sie mit inniger, warm belebter Stimme fort, — „ich verstehe, daß nach solchem Unglück, nach solchen Niederlagen, wie sie Oesterreich im vorigen Jahre erfahren hat,

der heiße Wunsch nach Wiedergewinn des Verlorenen — nach Rache für die erlittene Demüthigung in Deinem Herzen glüht."

Der Kaiser schwieg, finster blickte sein Auge zu Boden.

„Was menschlich natürlich ist," fuhr die Erzherzogin fort, — „ist politisch falsch — und würde schwer verhängnißvoll und verderblich für Oesterreich werden. Oesterreich ist umgeben von Italien — das nie, nie trotz aller Versuche und trotz aller Versicherungen unser Freund sein kann, — von Preußen, das seine Hand auf Deutschland legt, und von dem mächtig erstarkenden Rußland, das die Bedingungen seines Lebens zum schwarzen Meer hinabdrücken, wo seine Interessen denjenigen Oesterreichs begegnen. Preußen und Rußland müssen Oesterreichs bittere, unversöhnliche Feinde oder seine treuen Freunde und Bundesgenossen sein, — je nachdem sich Oesterreich zu ihnen stellt. Wenn wir die berechtigten Wege ihres Strebens ihnen offen lassen, so werden wir mit ihnen vereint die Welt beherrschen, wie die heilige Allianz zur Zeit Metternich's vor ihrem Willen alle Kabinette Europas sich beugen sah, — wenn Oesterreich aber jenen Mächten ein Hinderniß wird, — wenn es gar eine Politik der Rache befolgen sollte, — dann werden eines Tages jene Mächte

über das Reich der Habsburger hereinbrechen mit vernichtender Gewalt, und was sie von diesem Reiche noch übrig lassen, das wird Italien heimtückisch als willkommene Beute erfassen."

Der Kaiser blickte fortwährend in düsterem Schweigen zu Boden.

„Dein Minister hat Dir gesagt," fuhr die Erzherzogin fort, — „er wolle Rußland von Preußen trennen, — ich wiederhole Dir nochmals, mein Sohn, das ist eben so unmöglich, als es der Gedanke war, durch Depeschen und Verfassungsprojekte den deutschen Bund zu reformiren, oder durch Beschlüsse der Turner und Schützen ein augustenburgisches Herzogthum Schleswig-Holstein aufzurichten, — keine Macht wird Rußland von Preußen reißen, so lange diese Mächte nicht selbst in einer beinahe unmöglichen Verblendung ihre gegenseitigen Wege durchkreuzen, auf denen sie sich naturgemäß niemals feindlich begegnen. — Wo soll nun Oesterreich Schutz und Beistand finden gegen diese gewaltige, vom Norden und Osten herabdrohende Macht der militärisch konzentrirten Monarchieen? Du hoffst," fuhr sie etwas lebhafter fort, den Blick durchdringend auf den Kaiser gerichtet, — „Du hoffst, diesen Beistand zu finden bei Frankreich, — das heißt bei Napoleon, diesem Manne mit dem doppelten Antlitz, diesem Manne, der

Dir Italien genommen, — der Dich bei Villafranca heillos bethörte —"

Der Kaiser fuhr zusammen, seine Lippen öffneten sich, doch es drang kein Wort aus denselben, — schweigend senkte er wieder das Haupt.

Die Erzherzogin fuhr, ohne diese Bewegung zu beachten, mit ruhiger Stimme fort:

„Dieser Mann, welcher unter der Maske gleißnerischer Ergebenheit den heiligen Stuhl in Rom und die Kirche ihren Feinden preisgibt, — welcher alles Unheil heraufbeschworen, das die Welt erfüllt, — er wird Dich treulos verlassen, wie er Deinen Bruder Maximilian verlassen und geopfert hat, und wenn man ihm bietet, was er verlangt, so wird er sich mit Preußen und Rußland noch lieber verbinden, als mit Dir, denn dort ist die Macht und der Erfolg, — hier aber war das Unglück und die Niederlage. Wenn er aber auch bis zum Aeußersten mit Dir geht, wenn er den Kampf aufnimmt — so wird er geschlagen werden, seine Macht wird zusammenbrechen und Oesterreich mit in den jähen Sturz herabreißen."

Der Kaiser schüttelte langsam den Kopf.

„Frankreich geschlagen?" sagte er mit ungläubigem Lächeln.

„O glaube mir, mein Sohn," erwiederte die Erz-

herzogin in ernstem, überzeugungsvollem Tone, — „die preußische Macht ist mir wohl bekannt, ich habe schon seit Jahren keine Gelegenheit versäumt, dieselbe zu beobachten in ihren verschiedenen Elementen, — sie wird Frankreich zerschmettern, wenn es zum Zusammenstoß kommt, — und wehe Oesterreich, wenn es dann auf der Seite des Besiegten steht. — Höre mich," fuhr sie fort, — „ich verlange gewiß keine plötzliche und schnelle Entscheidung, ich will nicht eingreifen in die ruhige Ueberlegung, welche in so ernsten Dingen noth thut, — — aber laß das Wort Deiner Mutter in Dein Herz gelegt sein zu ernster Prüfung! Das Heil Oesterreichs liegt nicht in dem unruhigen Streben nach Rache und Wiedereroberung des Verlorenen, — die großen mächtigen Alliirten der Vergangenheit werden auch die Zukunft des Reiches glücklich und groß machen. Wende Dich hin zu Rußland und Preußen, deren feste Verbindung doch nicht auseinander gerissen werden kann, — dort findest Du feste Stützen, dort findest Du den sichern Boden für die Wiederaufrichtung der Macht Oesterreichs."

„Aber wie könnte ich," sagte der Kaiser, — „nach Allem, was vorgefallen —"

„Glaube mir, man wird Dich dort von ganzem Herzen willkommen heißen und dem alten Alliirten ohne

Rückhalt die Hand reichen, laß mich durch meine Schwester Elisabeth die ersten Anknüpfungen machen. Der König Wilhelm wie der Kaiser Alexander haben hohe Verehrung für sie, — und so sehr sie sich sonst von aller Politik zurückhält, so bin ich überzeugt, daß sie zu solchem Werke, das so sehr im Geiste ihres seligen Gemahls ist, gern und freudig die Hand bieten würde."

Der Kaiser war aufgestanden und ging einige Male im Zimmer auf und nieder. Ein unruhiger Kampf malte sich in seinen Zügen. Die Erzherzogin folgte prüfenden Blickes seinen Bewegungen.

„Vor Allem aber," sprach sie, als der Kaiser ihr gegenüber stehen blieb und sinnend zu ihr herab sah, — „vor Allem flieh' diesen treulosen Mann in Paris, der niemals Oesterreich Gutes bringen kann. Denke daran, mein Sohn, daß das Bündniß mit Frankreich Deinem Hause und Deinem Reiche immer verderblich gewesen ist, — denke an die unglückliche Marie Antoinette, die diesem Bündniß geopfert wurde, — denke an Marie Louise, die dasselbe Bündniß zwar nicht mit dem Leben, aber mit einer verfehlten und gebrochenen Existenz bezahlte, — finstere Schatten erheben sich zwischen Oesterreich und Frankreich und werden Unheil heraufbeschwören, wenn Du dorthin die Hand ausstreckst. Droht nicht jetzt gerade ein neues Schreckniß, von Frankreich

bereitet dem Hause Habsburg, — o," rief sie, indem ein leichtes Schluchzen ihre Stimme halb erstickte, — „ich kann die bange Angst um meinen Sohn, um Deinen Bruder nicht bannen, — eine entsetzliche Ahnung ruft mir tief in die Seele hinein, daß er als ein neues Opfer fallen werde der Politik Frankreichs, der finstern Kombinationen dieses falschen Napoleon."

Der Kaiser ergriff die Hand der Erzherzogin.

„Meine gnädigste Mutter," sagte er mit bewegter Stimme, „ich verspreche Dir, Alles anzuwenden, um eine Gefahr für das Leben Maximilian's abzuwenden, — und," fügte er langsam und nachdenklich hinzu, „ich danke Dir dafür, daß Du mir so gütig Deinen treuen Rath in der heute so schwierigen Lage des Reiches hast geben wollen, — sei überzeugt, daß Deine Worte tief in meine Brust gegraben sind, ich werde Alles ernstlich und eifrig durchdenken, — möchte mein Blick die Kraft finden, das Rechte zu erkennen."

„Wohl, mein Sohn," sagte die Erzherzogin, sich erhebend und mit ihrem Taschentuch leicht über die feuchten Augen fahrend, — „ich verlange nicht mehr — vergiß meine aus treuem und besorgtem mütterlichen Herzen kommende Mahnung nicht, — ich werde vielleicht lange nicht wieder mit Dir über diese Dinge sprechen, die zu berühren mich heute mein volles Herz hingerissen

hat, — denke daran, daß wenn Dein Entschluß sich nach der Seite meiner Ansichten neigt, ich stets bereit bin, seine Ausführung auf die zarteste und vorsichtigste Weise vorzubereiten. Und was Du auch beschließen mögest," fuhr sie fort, ihre Hand sanft auf die Stirn des Kaisers legend, — „Gott segne Deine Entschließungen zum Heile Oesterreichs."

„Amen!" rief der Kaiser mit tief bewegter Stimme.

„Lebe wohl, mein Sohn, — und gedenke in brüderlicher Liebe des armen Maximilian."

Sie legte ihren Arm in den des Kaisers und verließ, von ihrem Sohne geführt, das Kabinet durch die Thüre nach den innern Gemächern.

Nach kurzer Zeit kehrte Franz Joseph zurück. In ernstem, tiefem Nachdenken stand er lange unbeweglich, die Augen zu Boden gesenkt, dann richtete er sich mit tiefem Athemzug auf und bewegte die Glocke.

„Ist der Baron Beust im Vorzimmer?" fragte er den eintretenden Kammerdiener.

„Zu Befehl, kaiserliche Majestät."

„Ich erwarte ihn," sagte der Kaiser, und einige Sekunden darauf trat der Minister in der kleinen Uniform lächelnd und heiter, das dünne Haar zu beiden Seiten der Schläfen sorgfältig frisirt, in das Kabinet.

Der Kaiser ging ihm freundlich entgegen. In sei-

nem ruhigen Lächeln war keine Spur mehr von der tiefen, finstern Sorge, welche so eben noch auf seinem Antlitz gelegen hatte.

„Nun, mein lieber Minister," sagte er, Herrn von Beust die Hand reichend, — „ich bin begierig zu hören, wie weit Sie mit diesen ungarischen Krönungsangelegenheiten gekommen sind, — die Formen machen da fast ebensoviel Mühe, als die Sache selbst."

Er setzte sich vor seinen Schreibtisch und deutete Herrn von Beust einen Sessel zu seiner Seite an.

Der Minister zog mehrere Papiere aus seinem Portefeuille und sprach, dieselben überblickend: „Ich hoffe, daß nun in kürzester Frist Alles geordnet sein wird und daß die Krönung am 8. Juni stattfinden kann, — die Formen, Majestät, sind in der That von einer gewissen Wichtigkeit, da der ungarische Volksgeist mit diesen Formen überall tiefere Bedeutung verbindet, und," fügte er leicht lächelnd hinzu, — „vielleicht erleichtert die sorgfältige Erörterung der Formfragen ein wenig manche sachliche Schwierigkeit. — Zunächst, Majestät," fuhr er fort, — „wünschen die maßgebenden Kreise — und es soll darüber in geheimer Sitzung des Unterhauses Beschluß gefaßt werden — daß in Ermangelung eines Palatins nicht der judex Curiæ, sondern der Minister-

stät möglichst bald nach dem Besuche des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland dorthin kommen."

Der Kaiser richtete einen Augenblick schweigend den ernsten Blick auf den Minister.

„Also König Wilhelm und Kaiser Alexander gehen zusammen nach Paris?" fragte er.

„Es scheint bis jetzt so, — vielleicht werden indeß die Dispositionen noch geändert," sagte Herr von Beust mit Betonung.

„Nun," erwiederte der Kaiser, — „dann ist es ja auch noch nicht nöthig, meine Dispositionen endgültig festzustellen, — ich möchte das Resultat jener Zusammenkunft abwarten, — auch weiß ich nicht, ob es sich ziemt, Dispositionen für diese Reise zu treffen, so lange über das Schicksal meines Bruders Maximilian nicht völlig beruhigende Nachrichten da sind."

„Ich möchte mir unterthänigst erlauben," sagte Herr von Beust, „Eure Majestät besonders darauf aufmerksam zu machen, daß gerade das Unglück des Kaisers Maximilian Napoleon ganz besonders bestimmt, sich Oesterreich zu nähern, und daß er gerade im Hinblicke auf jene Katastrophe besondern Werth darauf legt, den Beweis dafür zu empfangen, daß Eure Majestät das Unglück allerhöchst Ihres Bruders nicht ihm Schuld geben. Es möchte gewiß gut sein, diese Disposition zu benutzen,

um für die Beziehungen zu Frankreich endlich eine feste Basis zu finden, um so mehr, als die Anknüpfung einer freundlicheren Verbindung mit Italien wesentlich in der Voraussetzung —"

Ein starker Schlag ertönte an der Thüre zum äußeren Vorzimmer und unmittelbar darauf trat der diensthuende Flügeladjutant, Oberstlieutenant Fürst Liechtenstein, schnell und mit erschrockener Miene in das Kabinet.

„Feldmarschalllieutenant Graf Braida," sagte der Fürst im Tone dienstlicher Meldung, „bittet Kaiserliche Majestät um allergnädigstes Gehör, um einen dringenden Auftrag des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht Kaiserliche Hoheit auszurichten."

Der Kaiser hatte sich erhoben, winkte zustimmend mit dem Kopf und blickte gespannt dem Feldmarschall-lieutenant entgegen, welcher in der kleinen Uniform, den Ausdruck schmerzlicher Erregung in Gesicht und Haltung, in die Thüre trat.

„Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden," sprach der Oberstthofmeister des Erzherzogs Albrecht, — „ich bin auf Befehl des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs in aller Eile gekommen, um Eurer Majestät ein großes Unglück zu melden!"

Das Gesicht des Kaisers zog sich schmerzlich zusammen.

„Seit lange bin ich keine andern Meldungen mehr gewöhnt!“ sagte er mit düsterem Blicke. „Sprechen Sie, welch' ein neuer Schlag ist gefallen?“

„Die Erzherzogin Mathilde,“ sagte Graf Braida tief aufathmend, — „es ist entsetzlich, Kaiserliche Majestät, — die Erzherzogin hat sich schwer verbrannt, — es scheint kaum Hoffnung zu sein, sie am Leben zu erhalten.“

„Verbrannt?“ rief der Kaiser, — „wie, — wodurch — um Gotteswillen?“

„Es ist noch nicht genau festgestellt,“ sagte der Graf, „man hörte den Hülferuf der Erzherzogin auf dem Korridor; als man hinzueilte, standen die Kleider in Flammen.“

„Und was ist geschehen — was sagen die Aerzte?“ rief der Kaiser.

„Die Erzherzogin ist entsetzlich verbrannt und ohnmächtig von den furchtbaren Schmerzen, — die Aerzte vermögen noch nichts Gewisses zu sagen, — doch scheinen sie nicht viel Hoffnung zu haben, — der Herr Erzherzog hat mich sofort abgesendet, um Kaiserlicher Majestät Nachricht von dem schrecklichen Unfall zu geben.“

„Eilen Sie zurück, mein lieber Graf," sagte der Kaiser mit bewegter Stimme, „und bringen Sie meinem Oheim den Ausdruck meiner treuesten, herzlichsten Theilnahme, meiner innigsten Wünsche, daß das äußerste Unglück vorüber gehen möge. Ich komme später selbst, um zu sehen, wie es geht."

Er neigte grüßend das Haupt — der Feldmarschallieutenant zog sich mit tiefer Verbeugung zurück.

Herr von Beust hatte schweigend in tiefer Bestürzung die ganze Szene mit angesehen.

„Welch' ein entsetzliches Unglück!" sagte er tief aufathmend. — „Erlauben Eure Majestät mir, mein tiefstes Mitgefühl ehrfurchtsvoll auszusprechen."

„Ich danke — ich danke," erwiederte der Kaiser mit milder Freundlichkeit, aber mit einer gewissen Zerstreutheit im Tone, — „wir müssen heute abbrechen, mein lieber Minister," sagte er dann, „diese Nachricht hat mich schwer erschüttert, — ich bitte Sie, für morgen den Vortrag wieder aufzunehmen, — die Sachen haben Zeit bis dahin, — nicht wahr?"

„Gewiß, Majestät," erwiederte Herr von Beust, indem er sein Portefeuille schloß, — schweigend, mit tiefer Verneigung gegen den Kaiser, der ihn ernst und freundlich grüßte, zog er sich zurück.

Lange stand Franz Joseph unbeweglich da.

„Ist das ein Wink des Himmels?“ sprach er endlich, den brennenden Blick mit dem Ausdruck banger Frage nach Oben richtend, — „will Gott selbst den Worten meiner Mutter einen so entsetzlichen Nachdruck geben? — Marie Antoinette — Marie Louise,“ fuhr er leiser fort, — „Tod und Unglück steht zwischen Frankreich und Oesterreich, — die mütterliche Ahnung sieht bereits den Leichnam Maximilian's sich aus der dunkeln Kluft erheben, die beide Mächte trennt, — und jetzt legt Gott seine schwere Hand auf das jugendliche, blühende Leben, — auf dieß Leben gerade, das bestimmt war, den wichtigsten Ring in der Kette einer neuen Verbindung zu bilden mit dem Lande, welches das Blut von Habsburg auf dem Schaffot verspritzte. O mein Gott,“ rief er laut mit schneidender Stimme, — „wer gibt mir Licht in diesem Dunkel, — wer zeigt mir den Weg, den ich gehen soll?“

Er sank wie gebrochen in seinen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hände.

Da begann weit herüber durch das Fenster hereindringend eine ferne Glocke zu läuten, hell und rein trug die klare Luft die Schwingungen des Tons in das kaiserliche Kabinet.

Der Kaiser hob leise lauschend das Haupt empor.

„Dort grüßt die irdische Welt mit ihrem letzten

heiligen Abschiedsklange ein stilles Herz, das zum ewigen Frieden eingeht nach des Lebens Kämpfen im dunkeln, bescheidenen Arbeitskreise, — und ich hier oben auf der vielbeneideten Sonnenhöhe des Lebens kann die Ruhe nicht finden im wallenden Ringen der zweifelnden und zagenden Gedanken!"

Immer ruhiger wurde sein Auge, immer friedensvoller der Ausdruck seiner Züge.

Wie unwillkürlich faltete er die Hände, und leise die Lippen bewegend sprach er:

„O mein Gott, deine Stimme redet zu uns nicht aus den prachtvollen Tempeln, nicht aus den brausenden Hymnen, — aber in reiner Klarheit bringt sie aus den Himmeln herab überall, wo ein Menschenherz in Demuth sich dir beugt und in liebevoller Einfalt wie die Kinder zu dir spricht: Hilf mir, du treuer Vater, denn ich vermag nichts ohne dich! Hilf auch mir, du ewiger Vater der Großen und der Niedrigen, und sende die Erleuchtung deines Geistes in meine Gedanken und Entschlüsse, wie dieser reine Glockenton den Gruß des himmlischen Friedens in meine ringende Seele trägt!"

In einfach gleichmäßigen Tönen klang die Glocke weiter über das brausende und wogende Wien her, — draußen ging der Gardist in gleichmäßigem Schritt auf und nieder, und in der tiefen Stille des einfachen Ge-

daten der hannöverischen Armee sind mit der ausgesprochenen Absicht nach Holland ausgewandert, dort eine Legion zu bilden, um bei dem Ausbruch eines Krieges für die Wiedereroberung Hannovers zu kämpfen."

„Ich weiß davon," sagte der Kaiser, — „der König selbst hat es mir erzählt und mir zugleich gesagt, daß er von dem raschen Unternehmen jener Offiziere, deren Treue und Hingebung ihn freudig berührt, nichts gewußt habe, und die armen Leute von Herzen beklage, welche vergeblich ihre Existenz geopfert hätten."

„Ich zweifle durchaus nicht," sagte Herr von Beust, „daß Seine Majestät persönlich dem übereilten Unternehmen jener jungen Leute vollständig ferne steht, — indeß sind bedeutende Mittel aus der Kasse des Königs zur Unterhaltung dieser sogenannten Legion angewiesen, und es gehen von Hietzing aus Befehle und Anordnungen dorthin ab, — man weiß dieß in Berlin sehr wohl, und es ist zur Erhaltung der guten Beziehungen mit Preußen, welche doch in diesem Augenblick um einer untergeordneten Frage willen nicht getrübt werden dürfen, in der That nothwendig, daß sich nicht unmittelbar neben der Residenz Eurer Majestät ein Herd von Agitationen bilde, welche sich gegen den Bestand des preußischen Staates richten, — wie derselbe," fügte er seuf-

zend hinzu, „nun einmal durch den Prager Frieden festgestellt und sanktionirt ist.“

„Der König von Hannover ist ein Opfer unserer Niederlage,“ rief der Kaiser, „und wenn auch seine politische Haltung schwankend und unsicher war, persönlich hat er ritterlich für die Sache eingestanden, die uns damals gemeinsam war, — ich habe ihm seinen Thron nicht erhalten können, — ich bin ihm wenigstens ein freies und würdiges Asyl schuldig, — Niemand kann es ihm verdenken, wenn er seinen treuen Offizieren und Soldaten Unterstützungen sendet, — und so lange seine und seiner Umgebung Handlungen nicht gegen die Gesetze Oesterreichs verstoßen, soll Niemand ihm die vollständige Freiheit seines Thuns und Lassens beschränken oder verkümmern.“

„Ich war auch weit entfernt,“ sagte Herr von Beust sich verneigend, „irgend eine solche Beschränkung zu wünschen. — Seine Majestät kann gewiß seine früheren Unterthanen, auch wenn dieselben sich mit den preußischen Gesetzen in Konflikt befinden, unterstützen, und werde jede darauf gerichtete preußische Interpellation bestimmt und würdig, — ganz der Auffassung Eurer Majestät entsprechend zu beantworten wissen, — indeß,“ fuhr er fort, „diese Beantwortung muß mir nicht unmöglich gemacht werden, wie dieß fast geschieht, wenn

die nächste Umgebung des Königs seine Beziehungen zu der Emigration in Holland des Charakters einer einfachen Unterstützung entkleidet und an diese Angelegenheit die Erörterung politischer Pläne und Hoffnungen knüpft, welche Preußen allerdings Grund zu Vorstellungen geben können. Der Polizeidirektor Strobach," sagte er, ein Papier aus seinem Portefeuille hervorziehend, „berichtet, daß in einem Friseur- und Barbierladen zu Hietzing, wo zuweilen Herren von der Umgebung des Königs sich rasiren und frisiren lassen —"

„Nun?" fragte der Kaiser.

„In diesem Friseurladen nun," sprach Herr von Beust weiter, „sollen Pläne eines künftigen Krieges, einer Insurrektion von Hannover, der Agitation im dortigen Lande mit einer Rücksichtslosigkeit und Offenherzigkeit, ja mit Nennung von Namen besprochen werden, daß es in der That ein Wunder wäre, wenn die verschiedenen preußischen Emissäre, welche sich zur Beobachtung des hannöverischen Hofes in Hietzing aufhalten, davon nichts hören sollten."

Er reichte dem Kaiser das Papier, das er in der Hand hielt.

Dieser nahm es und durchflog schnell seinen Inhalt.

„Es ist in der That beinahe unglaublich!" rief er. — „Der arme König!"

„Ein Wink," sagte Herr von Beust, „den Eure Majestät dem Könige zu geben die Gnade haben würden —"

„Nein," rief der Kaiser, stolz den Kopf emporwerfend, „das ist kein Gegenstand der Unterhaltung zwischen mir und dem König Georg, — richtiger ist es," fuhr er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung fort, — „Sie senden Strobach selbst nach Hietzing, — der König hat ihn empfangen und ist ihm sehr gnädig gesinnt, — er soll selbst dem Könige mittheilen, was er Ihnen hier berichtet hat, — der König wird verstehen, daß er das nicht ohne meine Autorisation thut, und es ist genügend, daß er davon weiß, — dann werden solche unerhörten Dinge ein Ende nehmen."

„Ich bewundere die so treffende und doch so rücksichtsvolle Entscheidung Eurer Majestät," sagte Herr von Beust, „und werde den Polizeidirektor Strobach sogleich mit der nöthigen Anweisung versehen.

„Fürst Metternich fragt an," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, ein anderes Papier aus seiner Mappe hervorziehend, — „ob Eure Majestät bereits allerhöchst Ihre bestimmten Entschlüsse in Betreff des Besuchs der pariser Ausstellung gefaßt haben, der Kaiser Napoleon hat mehrfach danach gefragt und scheint einen großen Werth darauf zu legen, daß Eure Maje-

stät möglichst bald nach dem Besuche des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland dorthin kommen."

Der Kaiser richtete einen Augenblick schweigend den ernsten Blick auf den Minister.

„Also König Wilhelm und Kaiser Alexander gehen zusammen nach Paris?" fragte er.

„Es scheint bis jetzt so, — vielleicht werden indeß die Dispositionen noch geändert," sagte Herr von Beust mit Betonung.

„Nun," erwiederte der Kaiser, — „dann ist es ja auch noch nicht nöthig, meine Dispositionen endgültig festzustellen, — ich möchte das Resultat jener Zusammenkunft abwarten, — auch weiß ich nicht, ob es sich ziemt, Dispositionen für diese Reise zu treffen, so lange über das Schicksal meines Bruders Maximilian nicht völlig beruhigende Nachrichten da sind."

„Ich möchte mir unterthänigst erlauben," sagte Herr von Beust, „Eure Majestät besonders darauf aufmerksam zu machen, daß gerade das Unglück des Kaisers Maximilian Napoleon ganz besonders bestimmt, sich Oesterreich zu nähern, und daß er gerade im Hinblicke auf jene Katastrophe besondern Werth darauf legt, den Beweis dafür zu empfangen, daß Eure Majestät das Unglück allerhöchst Ihres Bruders nicht ihm Schuld geben. Es möchte gewiß gut sein, diese Disposition zu benutzen,

um für die Beziehungen zu Frankreich endlich eine feste Basis zu finden, um so mehr, als die Anknüpfung einer freundlicheren Verbindung mit Italien wesentlich in der Voraussetzung —"

Ein starker Schlag ertönte an der Thüre zum äußeren Vorzimmer und unmittelbar darauf trat der diensthuende Flügeladjutant, Oberstlieutenant Fürst Liechtenstein, schnell und mit erschrockener Miene in das Kabinet.

„Feldmarschalllieutenant Graf Braida," sagte der Fürst im Tone dienstlicher Meldung, „bittet Kaiserliche Majestät um allergnädigstes Gehör, um einen dringenden Auftrag des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Albrecht Kaiserliche Hoheit auszurichten."

Der Kaiser hatte sich erhoben, winkte zustimmend mit dem Kopf und blickte gespannt dem Feldmarschall-lieutenant entgegen, welcher in der kleinen Uniform, den Ausdruck schmerzlicher Erregung in Gesicht und Haltung, in die Thüre trat.

„Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden," sprach der Obersthofmeister des Erzherzogs Albrecht, — „ich bin auf Befehl des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs in aller Eile gekommen, um Eurer Majestät ein großes Unglück zu melden!"

dann das Ganze mit dem dicken Leintuche, um den Schall zu dämpfen, und mit einem mächtigen Druck seiner nervigen Arme war das Schloß gesprengt.

Er stellte das Kästchen offen auf den Tisch.

Sie näherte sich ihm in schüchterner Bewegung.

„Mein Freund," sagte sie mit leiser, leicht zitternder Stimme, „ich habe kaum Worte, um Ihnen meinen Dank auszusprechen, — die Aufgabe meines Lebens soll sein, Sie glücklich zu machen, selbst wenn meine Hoffnung mich täuscht und ich das Gesuchte nicht finden sollte! — Doch nun," fuhr sie fort, die Augen in reizender Verlegenheit zu ihm aufschlagend, — „es wird mir schwer, — aber wenn Madame Raimond erwachte — uns hörte — Sie hier fände —"

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Mit einem Ausdruck voll Liebe und Glück blickte er sie an.

„Sie haben Recht," sagte er mit flüsternder Stimme, „sehen Sie nach, ob Sie das Gesuchte finden. Morgen werden Sie mir das erzählen. — Gute Nacht!"

„Noch Eins," rief sie, — „ich muß für Sie vorsichtig sein, — nehmen Sie diese Kassette fort, — Sie müssen sie zerbrechen und morgen früh die Stücke weit hinaus vor die Stadt tragen und in den Fluß werfen.

— Es muß jede Möglichkeit einer Gefahr für Sie ausgeschlossen werden."

Rasch nahm sie das Kästchen, schüttelte seinen Inhalt auf die Kissen ihres Bettes und reichte dasselbe dann dem jungen Mann. Darauf trat sie abermals dicht vor ihn hin, und indem sie ihr Gesicht dem seinen näherte, flüsterte sie:

„Gute Nacht, mein lieber George!"

Er hielt mit der einen Hand die Schatulle, legte den andern Arm um ihre Schultern und drückte schnell seinen Mund auf ihre Lippen.

Ein feuriger Strom schoß in seine Augen, — sein ganzer Körper bebte, — rasch riß er sich los, und indem er mit kaum hörbarer Stimme hauchte: „Gute Nacht!" verließ er das Zimmer und ging wie trunken mit schwankenden, unsichern Schritten hinüber nach seiner Wohnung.

Nichts war auf dem Vorplatz zu hören, Alles war dunkel, daher hatte der junge Mann, auch wenn er nicht in einem Zustande sich befunden hätte, der die Beobachtung ausschloß, nicht bemerken können, daß die Thüre zu dem Zimmer des alten tauben Herrn Martineau nicht vollständig geschlossen war, sondern etwa einen Finger breit offen stand.

Als George in seiner Wohnung verschwunden war,

„Ist das ein Wink des Himmels?“ sprach er endlich, den brennenden Blick mit dem Ausdruck banger Frage nach Oben richtend, — „will Gott selbst den Worten meiner Mutter einen so entsetzlichen Nachdruck geben? — Marie Antoinette — Marie Louise,“ fuhr er leiser fort, — „Tod und Unglück steht zwischen Frankreich und Oesterreich, — die mütterliche Ahnung sieht bereits den Leichnam Maximilian's sich aus der dunkeln Kluft erheben, die beide Mächte trennt, — und jetzt legt Gott seine schwere Hand auf das jugendliche, blühende Leben, — auf dieß Leben gerade, das bestimmt war, den wichtigsten Ring in der Kette einer neuen Verbindung zu bilden mit dem Lande, welches das Blut von Habsburg auf dem Schaffot verspritzte. O mein Gott,“ rief er laut mit schneidender Stimme, — „wer gibt mir Licht in diesem Dunkel, — wer zeigt mir den Weg, den ich gehen soll?“

Er sank wie gebrochen in seinen Lehnstuhl und stützte den Kopf in die Hände.

Da begann weit herüber durch das Fenster hereindringend eine ferne Glocke zu läuten, hell und rein trug die klare Luft die Schwingungen des Tons in das kaiserliche Kabinet.

Der Kaiser hob leise lauschend das Haupt empor.

„Dort grüßt die irdische Welt mit ihrem letzten

heiligen Abschiedsklange ein stilles Herz, das zum ewigen Frieden eingeht nach des Lebens Kämpfen im dunkeln, bescheidenen Arbeitskreise, — und ich hier oben auf der vielbeneideten Sonnenhöhe des Lebens kann die Ruhe nicht finden im wallenden Ringen der zweifelnden und zagenden Gedanken!"

Immer ruhiger wurde sein Auge, immer friedensvoller der Ausdruck seiner Züge.

Wie unwillkürlich faltete er die Hände, und leise die Lippen bewegend sprach er:

„O mein Gott, deine Stimme redet zu uns nicht aus den prachtvollen Tempeln, nicht aus den brausenden Hymnen, — aber in reiner Klarheit dringt sie aus den Himmeln herab überall, wo ein Menschenherz in Demuth sich dir beugt und in liebevoller Einfalt wie die Kinder zu dir spricht: Hilf mir, du treuer Vater, denn ich vermag nichts ohne dich! Hilf auch mir, du ewiger Vater der Großen und der Niedrigen, und sende die Erleuchtung deines Geistes in meine Gedanken und Entschlüsse, wie dieser reine Glockenton den Gruß des himmlischen Friedens in meine ringende Seele trägt!"

In einfach gleichmäßigen Tönen klang die Glocke weiter über das brausende und wogende Wien her, — draußen ging der Gardist in gleichmäßigem Schritt auf und nieder, und in der tiefen Stille des einfachen Ge-

maches betete der Kaiser um Erleuchtung zum Heil der Völker des weiten Reiches, das seine Hand zu beherrschen berufen war, immer demuthsvollere Ergebung sprach aus seinen Zügen, in immer gläubigerer Zuversicht leuchteten seine Augen, und als endlich die Glocke in lang nachhallendem Tone verklang, da erhob er sich langsam und ruhig und sprach mit festem Tone:

„Vorwärts ohne Ermatten, — je größer das Unglück, um so höher muß der Muth sein — Gott wird Oesterreich nicht verlassen!"

Dreißigstes Kapitel.

Tiefe Ruhe herrschte im stillen Quartier der Rue Mouffetard, als sich mit raschem, festem Schritte ein Mann dem Hause näherte, dessen dritten Stock Madame Raimond bewohnte. Er trug ein Paket in grober Leinwand unter dem Arm und zog mit der gewohnten Sicherheit eines Hausbewohners die Thürglocke. Der alte Schuhflicker erhob sich von seinem Bette und zog in mechanischer Ausübung seines Portierdienstes den Kordon, welcher den Riegel öffnete, indem er zugleich durch das Fenster blickte.

„Guten Abend," rief George Lefranc mit lauter Stimme, — „ich bedaure Sie gestört zu haben, aber Sie wissen, mein Metier —"

„Gute Nacht, Herr Lefranc," sagte der Alte gutmüthig, — „ich freue mich, daß Sie auch endlich zur Ruhe kommen, — gute Nacht!"

Und er schloß sein kleines Fenster, während der

junge Arbeiter mit leichtem, sicherem Schritt fast unhörbar die schon völlig dunkeln Treppen hinaufstieg.

Eben so leicht und unhörbar öffnete er die Thüre des Vorplatzes, stand einen Augenblick lauschend still und klopfte dann mit der Fingerspitze vorsichtig und fast ängstlich an die Thüre des Zimmers, welches Madame Bernard bewohnte und aus dessen Schlüsselloch noch ein heller Lichtstrahl hervordrang.

Man hörte einige schnelle Bewegungen in dem Zimmer, die Thüre öffnete sich, die junge Frau erschien und sprach lächelnd:

„Ich will sogleich meine Arbeit beenden, Madame Raimond, schelten Sie nicht —"

Ein Ausdruck des Erstaunens erschien auf ihrem Gesicht, als sie den jungen Mann erblickte, — mit einem einzigen scharfen Blick überflog sie seine Gestalt, seine von Ruß geschwärzte Kleidung, sein aufgeregtes Gesicht, — das Paket unter seinem Arm.

Dann schlug sie die Augen nieder, und indem sie einen Schritt zurücktrat, ohne jedoch die Thüre zu schließen, sagte sie mit ernster Stimme:

„Herr Lefranc, — ich hätte nicht erwartet, daß die Freundschaft und das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, Ihre Achtung vor mir vermindern sollten."

Der junge Arbeiter erröthete tief, rasch aber trat er in das Zimmer und schloß die Thüre.

„Louise," sprach er leise mit raschen Athemzügen, — „verzeihen Sie diesen Mangel an Ehrerbietung, — hören Sie mich an, — ich bringe Ihnen gute Nachricht — Etwas, was ich nur zu dieser stillen Nachtzeit Ihnen bringen kann, — nur zwei Minuten, — ich gehe sogleich wieder, und Sie werden nicht mehr an mir zweifeln."

Mit einer raschen Bewegung schlug er das grobe Leinentuch auseinander und stellte die darin verborgene kleine Kassette auf den von einer einfachen Lampe erleuchteten Tisch.

Ein Blitz sprühte aus dem Auge der jungen Frau. Sie stieß einen leisen Ausruf triumphirender Freude aus und stürzte mit einer unwillkürlichen Bewegung, wie ein Tiger auf seine Beute, nach dem Tische hin, mit beiden Händen die Kassette erfassend.

Dann holte sie tief Athem, — schloß einen Augenblick die Augen und drückte die Hände auf die Brust, wie um gewaltsam die Herrschaft über sich selbst wieder zu erlangen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, strahlte ihr Blick in sanfter Freude, sie trat zu George heran, reichte ihm die Hand und sprach mit weichem Tone:

„Verzeihung, mein lieber Freund, wenn ich Ihnen in Gedanken Unrecht that, — während Sie mir die Waffen zur Rettung meiner Ehre bringen, — und," fügte sie leicht erröthend hinzu, — „mir den Weg öffnen zu meinem Glück!"

Sie trat ganz nahe zu ihm heran und lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Louise!" rief er in erschrockenem Tone, indem ein Strom lichten Glückes aus seinem Auge sich ergoß, — „sehen Sie meine geschwärzte Blouse!"

Sie antwortete nicht, hob den Kopf ein wenig empor, ohne ihn von seiner Brust zu entfernen, und schlug die Augen mit einem Blick zu ihm auf, der ihn mit zitterndem Wonneschauer erfüllte.

Er beugte sich nieder und drückte innig, aber mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung einen Kuß auf ihre leicht geöffneten Lippen.

Einige Augenblicke blieben sie in dieser Umarmung, — dann machte sie sich sanft los, sah ihm tief in die Augen und fragte: „Wie kommen Sie, theurer Freund, zu dieser Schatulle? — welchen Gefahren haben Sie sich ausgesetzt — für mich!"

„Fragen Sie nicht," erwiederte er düster zu Boden blickend, — „wenn die Vornehmen gegen uns das ganze Uebergewicht ihrer Stellung und ihrer Mittel rücksichts-

los gebrauchen, — kann es da unrecht sein, wenn wir uns vertheidigen mit den Waffen, die uns geblieben sind, — mit der List und der Geschicklichkeit, welche die Arbeit uns gibt?"

Er schwieg einen Augenblick.

„Die Kassette ist da," rief er dann, „welche so Wichtiges für Sie enthält, lassen wir alles Andere."

„Aber," sprach sie, einen scharfen Blick auf ihn werfend, — „sind Sie sicher, daß nicht Nachforschungen Verdacht erwecken, Ihnen Gefahr bringen könnten, — ich wäre untröstlich, wenn Ihre Hingebung für mich Ihnen verderblich —"

„Seien Sie außer Sorgen," rief er in fast heiterem Tone, — „meine Wege wird man mir nicht nachgehen, — Niemand wird jemals meine Spur finden. — Doch vor Allem öffnen wir, damit Sie sehen, ob das von Ihnen Gesuchte wirklich darin enthalten ist!"

Die junge Frau eilte zu der Kassette.

Sie war verschlossen.

„Haben Sie ein eisernes Werkzeug?" fragte er.

Sie blickte umher und reichte ihm dann die Eisenstange, welche zum Schüren des Feuers in dem Kamin aufgehängt war.

Er machte mit seinem Taschenmesser einen Einschnitt in die Kassette, steckte die Eisenstange hinein, umwickelte

dann das Ganze mit dem dicken Leintuche, um den Schall zu dämpfen, und mit einem mächtigen Druck seiner nervigen Arme war das Schloß gesprengt.

Er stellte das Kästchen offen auf den Tisch.

Sie näherte sich ihm in schüchterner Bewegung.

„Mein Freund," sagte sie mit leiser, leicht zitternder Stimme, „ich habe kaum Worte, um Ihnen meinen Dank auszusprechen, — die Aufgabe meines Lebens soll sein, Sie glücklich zu machen, selbst wenn meine Hoffnung mich täuscht und ich das Gesuchte nicht finden sollte! — Doch nun," fuhr sie fort, die Augen in reizender Verlegenheit zu ihm aufschlagend, — „es wird mir schwer, — aber wenn Madame Raimond erwachte — uns hörte — Sie hier fände —"

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Mit einem Ausdruck voll Liebe und Glück blickte er sie an.

„Sie haben Recht," sagte er mit flüsternder Stimme, „sehen Sie nach, ob Sie das Gesuchte finden. Morgen werden Sie mir das erzählen. — Gute Nacht!"

„Noch Eins," rief sie, — „ich muß für Sie vorsichtig sein, — nehmen Sie diese Kassette fort, — Sie müssen sie zerbrechen und morgen früh die Stücke weit hinaus vor die Stadt tragen und in den Fluß werfen.

— Es muß jede Möglichkeit einer Gefahr für Sie ausgeschlossen werden."

Rasch nahm sie das Kästchen, schüttelte seinen Inhalt auf die Kissen ihres Bettes und reichte dasselbe dann dem jungen Mann. Darauf trat sie abermals dicht vor ihn hin, und indem sie ihr Gesicht dem seinen näherte, flüsterte sie:

„Gute Nacht, mein lieber George!"

Er hielt mit der einen Hand die Schatulle, legte den andern Arm um ihre Schultern und drückte schnell seinen Mund auf ihre Lippen.

Ein feuriger Strom schoß in seine Augen, — sein ganzer Körper bebte, — rasch riß er sich los, und indem er mit kaum hörbarer Stimme hauchte: „Gute Nacht!" verließ er das Zimmer und ging wie trunken mit schwankenden, unsichern Schritten hinüber nach seiner Wohnung.

Nichts war auf dem Vorplatz zu hören, Alles war dunkel, daher hatte der junge Mann, auch wenn er nicht in einem Zustande sich befunden hätte, der die Beobachtung ausschloß, nicht bemerken können, daß die Thüre zu dem Zimmer des alten tauben Herrn Martineau nicht vollständig geschlossen war, sondern etwa einen Finger breit offen stand.

Als George in seiner Wohnung verschwunden war,

blicken mit tonloser Stimme, „meine Flügel ausbreiten zu können zum kühnen Flug nach den Höhen des Lebens — und da hängt sich abermals diese Kette der Vergangenheit mit bleiernem Gewicht und unzerreißbar an meinen Fuß! — Ist es denn unmöglich," rief sie aufstehend mit funkelndem Auge, „dieß Gespenst der eigenen Vergangenheit zu bannen, das uns folgt und seinen Schatten drohend auf die hellen Bilder der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft wirft?!"

Sie schritt in tiefen Gedanken auf und nieder — finsteres Sinnen lag auf ihren Zügen.

Endlich blieb sie stehen, — ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen, — ein befriedigender Gedanke schien in ihrem Geist aufzutauchen.

„Vielleicht aber kann diese neue Kette, die ich da entdeckt habe," sagte sie flüsternd, „dazu dienen, jene andere zu zerreißen, welche meinen Willen und meine Bewegungen fesselt. — Zwei Kräfte kann man beherrschen, indem man die eine durch die andere bekämpfen läßt, — wohlan — ich will meiner Geschicklichkeit vertrauen! Ah, mein Herr Graf von Rivero, — vielleicht habe ich da das Mittel gefunden, mich Ihrer stolzen Herrschaft zu entziehen!"

Sie nahm das Paket vom Tische und die Goldrollen aus dem Schubfach und ließ Beides in die Tasche

ihres Kleides gleiten. Dann warf sie einen letzten Blick in dieses Zimmer, das eine Zeitlang ihre Gedanken, Erinnerungen und Zukunftsträume eingeschlossen hatte, und stieg rasch die Treppe hinab.

Freundlich grüßte sie den alten Schuhflicker in der Portierloge, verließ das Haus und schritt schnell, das Gesicht dicht mit dem kurzen dunklen Schleier verhüllt, den eleganten Stadttheilen von Paris zu.

Einige Augenblicke später stieg der alte Herr Martineau hinab. Zitternd und vorsichtig mit dem Stock vor sich hertastend, schickte er sich an, seinen kurzen, täglichen Spaziergang zu machen.

*

Still und einsylbig saßen am Abend George Lefranc und Herr Martineau bei Madame Raimond in deren kleinem Zimmer um den von der geselligen Lampe erleuchteten Tisch. Unruhig blickte die alte Frau nach der Thüre, düster starrte der junge Arbeiter vor sich, mit seinem immer gleichen, ruhigen und verbindlichen Lächeln saß der alte Mann mit der blauen Brille da.

„Unsere liebenswürdige Freundin läßt lange auf sich warten," sagte er endlich mit seiner dünnen, kränklichen Stimme.

George stand auf. Die Hände zusammenballend trat

Alles ruhig sprechen und überlegen, was zu thun ist, Sie sind ja mein Schutz und mein Rathgeber," fügte sie mit lieblichem Lächeln hinzu, — „doch jetzt vor Allem eilen Sie, die Kassette fortzubringen, — Sie versprechen mir, die Stücke in den Fluß weit vor Paris zu werfen?"

„Ich eile es zu thun," sagte er, — „möchte damit auch die traurige Vergangenheit begraben sein."

„Meine Hoffnung gehört einer glücklichen Zukunft," erwiederte sie ihm die Hand drückend.

Madame Raimond trat aus ihrem Zimmer.

„Die fleißige Jugend beschämt mich," sagte sie freundlich die jungen Leute begrüßend, — „Sie sind schon so früh auf, Herr George, nach Ihrer gestrigen Nachtarbeit, zu der Sie schon Abends aufbrechen mußten?"

„Ich habe einen nothwendigen Gang zu thun," erwiederte der junge Mann, — „und ich bin es gewöhnt, wenig zu schlafen. — Auf Wiedersehen heute Abend!" rief er, nahm ein kleines Paket aus seinem Zimmer und eilte die Treppe hinab.

„Ein vortrefflicher, braver junger Mann," rief die alte Frau, ihm nachblickend, — „er wird ein musterhafter Ehemann werden, wie es wenige gibt in unsern schlimmen Zeiten," fügte sie mit einem lächelnd forschenden Blick auf ihre junge Mietherin hinzu. „Doch,"

sagte sie, als diese wie verlegen den Kopf abwendete, — „ich muß auch ausgehen, um meine Einkäufe zu machen. — Hüten Sie das Haus, mein liebes Kind, und wenn der arme Herr Martineau etwas braucht, so haben Sie wohl die Güte, für ihn zu sorgen."

Sie nahm ihren Korb, schlug ein kleines Tuch über den Kopf und verließ ebenfalls die Wohnung, um die kleinen Bedürfnisse ihres Haushalts unter den nächsten Hallen einzukaufen.

Antonie ging in ihr Zimmer.

„So ist denn diese Fahrt in die Tiefen des Lebens beendet," sagte sie, — „glücklicherweise war es eine absichtliche und freiwillige, — ich habe den Schatz gehoben, den ich zu suchen kam, und steige wieder hinauf zur hellen Oberfläche voll Glanz und Licht, — reicher um einen Talisman, der zu Einfluß und Macht führt!"

Ein leises Klopfen ertönte an ihrer Thür und gleich darauf trat der alte Herr Martineau mit seiner Perrücke und seiner blauen Brille herein.

Mit freundlichem Lächeln ging ihm die junge Frau entgegen und fragte ihn mehr noch mit den Blicken als mit der Stimme:

„Womit kann ich Ihnen behülflich sein, mein Herr?"

Der alte Mann trat völlig in das Zimmer und

Zitternd vor banger Aufregung rief George:

„Wo war die Dame, — wo hat sie Ihnen dieß gegeben?“

„An der Ecke der Rue de Rivoli und der Rue Royale,“ erwiederte der Mann unbefangen.

„Und wohin ist die Dame gegangen?“

„Das habe ich nicht bemerkt, — sobald ich meinen Auftrag und die Bezahlung dafür erhalten, habe ich mich auf den Weg hieher gemacht.“

„Es ist also nicht lange her, daß Sie die Dame gesehen?“

„Eine halbe Stunde,“ sagte der Mann, und da George schwieg, so grüßte er höflich und stieg die Treppe wieder hinab.

Der junge Arbeiter machte eine Bewegung, als wolle er ihm nacheilen, dann aber trat er in sein Zimmer ein, zündete schnell ein Licht an und öffnete das kleine für ihn bestimmte Paket.

Es enthielt einige Goldrollen und ein beschriebenes Papier.

Hastig näherte er dasselbe dem Licht und las:

„Mein theurer Freund!

Als ich meine Wohnung heute verließ, begegnete ich in der Nähe meines Hauses meinem Oheim, von dem ich Ihnen gesprochen. Er hatte meine Spur, ich weiß

nicht wie, gefunden und verlangt meine sofortige Rückkehr zu ihm, da meine persönliche Anwesenheit für Familienakte, die mit Erbschaftsangelegenheiten zusammenhängen, nothwendig ist. Er hat als Stellvertreter meines Vaters Macht über mich, — auch wage ich nicht durch Widerstand Aufsehen zu erregen, — besonders aus Rücksicht auf die Verhältnisse, welche Sie kennen. Ich folge ihm also, — nicht auf lange, — beunruhigen Sie sich nicht und suchen Sie mich nicht, — ich kehre bald zurück — zu meinem Freunde. — Ich hatte den Inhalt der Gabe Ihrer Freundschaft mit mir genommen, um ihn in Sicherheit zu haben, — es befand sich darunter auch dasjenige, was ich Ihnen hierbei sende, — verwenden Sie es zu einem guten Zweck.

Auf Wiedersehen

Ihre Freundin Louise."

Lange blickte der junge Mann starr und still auf diese augenscheinlich in großer Eile auf das Papier geworfenen Zeilen.

„Warum gerade heute?" flüsterte er, — „heute, nachdem sie jene Briefe erhalten, — nachdem ich für sie —"

Er sprang auf und preßte beide Hände gegen die Stirn.

„Welches Dunkel umgibt so plötzlich den hellen

Lichtkreis meiner Hoffnungen!“ rief er mit tiefschmerzlichem Ausdruck.

Langsam ließ er die Hände sinken und neigte gedankenvoll den Kopf.

„Was wäre die Liebe,“ sprach er, — „ohne Vertrauen? — und ich liebe sie, — o ich liebe sie so sehr! — Also will ich auch an sie glauben, — mein Vertrauen soll nicht erschüttert werden!“

Seine Züge nahmen den Ausdruck eines ruhigen, festen Entschlusses an, — mit einem gewissen widerwilligen Schauder ergriff er die Goldrollen und schloß sie in das Schubfach des einfachen Tisches. Dann nahm er den für Madame Raimond bestimmten Brief und kehrte in das Zimmer der alten Frau zurück.

„Wir können ohne Sorge um Madame Bernard sein,“ sagte er mit festem, zuversichtlichem Tone, — „sie hat unvermuthet einen Verwandten getroffen, mit dem sie sogleich und ohne Vorbereitung hat abreisen müssen. Binnen Kurzem wird sie zurückkehren. Ein Bote brachte mir so eben die Nachricht und diesen Brief für Sie.“

Er übergab der alten Frau das Schreiben.

Diese setzte ihre Brille auf und durchflog den kurzen Inhalt.

„Nun,“ sagte sie dann, — „es thut mir sehr leid, daß sie einige Zeit fort ist, — ich begreife nicht, wie

das Alles so gekommen ist, — ich werde ihre Sachen, wie sie bittet, gut aufbewahren, — bis zum Ende des Monats hat sie Alles pünktlich vorausbezahlt, — das gute Kind. — Sie müssen sich ein wenig in der Geduld üben, Herr George," sagte sie freundlich lächelnd.

„Unserer Freundin ist nichts Unangenehmes begegnet?" fragte Herr Martineau in seiner bescheidenen, verbindlichen Weise.

Madame Raimond schüttelte den Kopf.

Dann trennte sich der kleine Kreis still und traurig. Bis zum Morgen saß George in seinem Zimmer — immer und immer wieder las er die wenigen Zeilen und rief vor seinem inneren Blick das Bild der Geliebten herauf, mit aller Kraft des Willens es immer wieder rein und klar heraushebend aus den Nebeln des Zweifels, welche es verdunkeln wollten.

haben, diesen für Sie gewiß nicht anziehenden Ort zu verlassen."

Antonie hatte ihre vollständige Ruhe wieder gewonnen. Mit einer leichten Neigung des Kopfes gab sie das Zeichen ihres Einverständnisses. Der Fremde stand auf, nachdem er die Kopieen in die Tasche seines Rockes gesteckt hatte.

„Unser Geschäft ist beendet, Madame," sagte er, „und ich will Sie keinen Augenblick länger aufhalten, — erlauben Sie mir indeß, Ihnen noch einen Rath zu geben."

Antonie sah ihn erwartungsvoll an.

„Sie beschäftigen sich mit politischen Dingen," fuhr er fort, — „und — wie ich soeben gesehen habe, mit großem Geschick und Erfolg; dagegen ist nun an sich gar nichts zu erinnern; — sollten Sie jedoch bei dieser Beschäftigung falsche Wege einschlagen, so wird man Sie warnen, — beachten Sie solche Warnung, vielleicht wird sie Ihnen durch mich kommen, vielleicht auf anderem Wege, — hüten Sie sich, derselben entgegen zu handeln, denn die Folgen würden schwer auf die Marchesa Pallanzoni — und Madame Balzer zurückfallen."

Antonie neigte schweigend den Kopf.

Der Unbekannte zog ein Blatt Papier aus der Tasche und reichte es der jungen Frau.

„Hier, Madame," sagte er, „ist eine Adresse, — bedürfen Sie einer Aufklärung, — eines Rathes, — so schreiben Sie zwei Worte an diese Adresse und Sie werden befriedigende Antwort erhalten."

Antonie blickte auf das Papier und las:

„Mademoiselle Pierrine Chamart, Couturière, Boulevard du Temple 13."

Sie lächelte.

„Vielleicht wird man zuweilen von Ihrer Geschicklichkeit einen Dienst wünschen," fuhr der Mann fort, — „man wird sich an Sie wenden und für jeden geleisteten Dienst sich bei jeder Gelegenheit erkenntlich beweisen."

Mit einem scharfen Blick, in welchem ein schneller Blitz aufleuchtete, neigte sie zustimmend den Kopf.

„So habe ich mich nur noch der Frau Marchesa ehrerbietigst zu empfehlen," sagte der Fremde in ruhigem Tone und ohne jeden Anklang von Ironie, — dann setzte er seine blaue Brille wieder auf, — in wenig Augenblicken war seine feste und gerade Gestalt zu kränklicher Gebrechlichkeit zusammengesunken und langsam die Thüre öffnend ging er über den Vorplatz nach seinem Zimmer hin.

Antonie blieb auf ihrem Stuhle sitzen und blickte wie träumend vor sich nieder.

„Ich hatte geglaubt," sagte sie nach einigen Augen-

blicken mit tonloser Stimme, „meine Flügel ausbreiten zu können zum kühnen Flug nach den Höhen des Lebens — und da hängt sich abermals diese Kette der Vergangenheit mit bleiernem Gewicht und unzerreißbar an meinen Fuß! — Ist es denn unmöglich," rief sie aufstehend mit funkelndem Auge, „dieß Gespenst der eigenen Vergangenheit zu bannen, das uns folgt und seinen Schatten drohend auf die hellen Bilder der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft wirft?!"

Sie schritt in tiefen Gedanken auf und nieder — finsteres Sinnen lag auf ihren Zügen.

Endlich blieb sie stehen, — ein feines Lächeln spielte um ihre Lippen, — ein befriedigender Gedanke schien in ihrem Geist aufzutauchen.

„Vielleicht aber kann diese neue Kette, die ich da entdeckt habe," sagte sie flüsternd, „dazu dienen, jene andere zu zerreißen, welche meinen Willen und meine Bewegungen fesselt. — Zwei Kräfte kann man beherrschen, indem man die eine durch die andere bekämpfen läßt, — wohlan — ich will meiner Geschicklichkeit vertrauen! Ah, mein Herr Graf von Rivero, — vielleicht habe ich da das Mittel gefunden, mich Ihrer stolzen Herrschaft zu entziehen!"

Sie nahm das Paket vom Tische und die Goldrollen aus dem Schubfach und ließ Beides in die Tasche

ihres Kleides gleiten. Dann warf sie einen letzten Blick in dieses Zimmer, das eine Zeitlang ihre Gedanken, Erinnerungen und Zukunftsträume eingeschlossen hatte, und stieg rasch die Treppe hinab.

Freundlich grüßte sie den alten Schuhflicker in der Portierloge, verließ das Haus und schritt schnell, das Gesicht dicht mit dem kurzen dunklen Schleier verhüllt, den eleganten Stadttheilen von Paris zu.

Einige Augenblicke später stieg der alte Herr Martineau hinab. Zitternd und vorsichtig mit dem Stock vor sich hertastend, schickte er sich an, seinen kurzen, täglichen Spaziergang zu machen.

*

Still und einsylbig saßen am Abend George Lefranc und Herr Martineau bei Madame Raimond in deren kleinem Zimmer um den von der geselligen Lampe erleuchteten Tisch. Unruhig blickte die alte Frau nach der Thüre, düster starrte der junge Arbeiter vor sich, mit seinem immer gleichen, ruhigen und verbindlichen Lächeln saß der alte Mann mit der blauen Brille da.

„Unsere liebenswürdige Freundin läßt lange auf sich warten," sagte er endlich mit seiner dünnen, kränklichen Stimme.

George stand auf. Die Hände zusammenballend trat

er an das Fenster und blickte schweigend in die tiefer und tiefer herabsinkende Nacht hinaus.

„Ich begreife das nicht," sagte Madame Raimond, — „sie ist Vormittags ausgegangen und ist doch sonst niemals Abends fortgeblieben, — mein Gott, sollte es möglich sein, daß ihr ein Unglück zugestoßen wäre?"

Mit rascher Wendung trat George in das Zimmer zurück. Eine unsägliche Angst sprach aus seinen groß geöffneten Augen, — seine Lippen bebten, Leichenblässe lag auf seinen Zügen.

„Haben Sie eine Idee, wohin sie gegangen sein kann, Madame Raimond?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Nein, nicht im geringsten," sagte die alte Frau, — „seit sie hier ist, ging sie nur aus, um ihre Arbeiten fortzutragen, — wie ich glaube in die Nähe der Boulevards."

„Man müßte sie suchen!" rief der junge Mann.

„Was könnte das helfen?" fragte Madame Raimond, — „wie wollte man sie in diesem großen Paris finden, wenn ihr wirklich etwas widerfahren wäre, — und wenn das nicht der Fall ist — was der Himmel gebe — so wird sie kommen."

„Es ist wahr," sagte George leise, — „während man auf den Straßen umherliefe, würde sie kommen."

Und wie überwältigt von seiner Unruhe und Aufregung verließ er das Zimmer, um in der Einsamkeit Ruhe und Fassung zu suchen diesem unerklärlichen Ausbleiben Derjenigen gegenüber, an welche sich sein Herz mit allen seinen Lebensfasern festgerankt hatte.

Mitleidig sah ihm die alte Frau nach.

„Der arme junge Mensch," sagte sie vor sich hin, — „er liebt sie so sehr, — wie entsetzlich, wenn ihr ein Unglück begegnet sein sollte!"

George war auf den Vorplatz getreten und schritt nach seinem Zimmer hin.

Leise öffnete sich die äußere Thüre.

George eilte von froher Hoffnung durchschauert rasch derselben zu.

Ein Mann in der Tracht der öffentlichen Dienstmänner trat ein.

„Herr George Lefranc?" fragte er.

George nickte erstaunt und enttäuscht mit dem Kopf.

„Eine Dame," sagte der Mann, „hat mir dieß Paket für Herrn George Lefranc — allein für ihn — gegeben, — und diesen Brief für Madame Raimond, — die ja wohl auch hier wohnt."

Er reichte dem jungen Arbeiter ein kleines, ziemlich schweres Paket und einen Brief.

Zitternd vor banger Aufregung rief George:

„Wo war die Dame, — wo hat sie Ihnen dieß gegeben?"

„An der Ecke der Rue de Rivoli und der Rue Royale," erwiederte der Mann unbefangen.

„Und wohin ist die Dame gegangen?"

„Das habe ich nicht bemerkt, — sobald ich meinen Auftrag und die Bezahlung dafür erhalten, habe ich mich auf den Weg hieher gemacht."

„Es ist also nicht lange her, daß Sie die Dame gesehen?"

„Eine halbe Stunde," sagte der Mann, und da George schwieg, so grüßte er höflich und stieg die Treppe wieder hinab.

Der junge Arbeiter machte eine Bewegung, als wolle er ihm nacheilen, dann aber trat er in sein Zimmer ein, zündete schnell ein Licht an und öffnete das kleine für ihn bestimmte Paket.

Es enthielt einige Goldrollen und ein beschriebenes Papier.

Hastig näherte er dasselbe dem Licht und las:

„Mein theurer Freund!

Als ich meine Wohnung heute verließ, begegnete ich in der Nähe meines Hauses meinem Oheim, von dem ich Ihnen gesprochen. Er hatte meine Spur, ich weiß

nicht wie, gefunden und verlangt meine sofortige Rückkehr zu ihm, da meine persönliche Anwesenheit für Familienakte, die mit Erbschaftsangelegenheiten zusammenhängen, nothwendig ist. Er hat als Stellvertreter meines Vaters Macht über mich, — auch wage ich nicht durch Widerstand Aufsehen zu erregen, — besonders aus Rücksicht auf die Verhältnisse, welche Sie kennen. Ich folge ihm also, — nicht auf lange, — beunruhigen Sie sich nicht und suchen Sie mich nicht, — ich kehre bald zurück — zu meinem Freunde. — Ich hatte den Inhalt der Gabe Ihrer Freundschaft mit mir genommen, um ihn in Sicherheit zu haben, — es befand sich darunter auch dasjenige, was ich Ihnen hierbei sende, — verwenden Sie es zu einem guten Zweck.

Auf Wiedersehen

Ihre Freundin Louise."

Lange blickte der junge Mann starr und still auf diese augenscheinlich in großer Eile auf das Papier geworfenen Zeilen.

„Warum gerade heute?" flüsterte er, — „heute, nachdem sie jene Briefe erhalten, — nachdem ich für sie —"

Er sprang auf und preßte beide Hände gegen die Stirn.

„Welches Dunkel umgibt so plötzlich den hellen

Lichtkreis meiner Hoffnungen!“ rief er mit tiefschmerzlichem Ausdruck.

Langsam ließ er die Hände sinken und neigte gedankenvoll den Kopf.

„Was wäre die Liebe,“ sprach er, — „ohne Vertrauen? — und ich liebe sie, — o ich liebe sie so sehr! — Also will ich auch an sie glauben, — mein Vertrauen soll nicht erschüttert werden!“

Seine Züge nahmen den Ausdruck eines ruhigen, festen Entschlusses an, — mit einem gewissen widerwilligen Schauder ergriff er die Goldrollen und schloß sie in das Schubfach des einfachen Tisches. Dann nahm er den für Madame Raimond bestimmten Brief und kehrte in das Zimmer der alten Frau zurück.

„Wir können ohne Sorge um Madame Bernard sein,“ sagte er mit festem, zuversichtlichem Tone, — „sie hat unvermuthet einen Verwandten getroffen, mit dem sie sogleich und ohne Vorbereitung hat abreisen müssen. Binnen Kurzem wird sie zurückkehren. Ein Bote brachte mir so eben die Nachricht und diesen Brief für Sie.“

Er übergab der alten Frau das Schreiben.

Diese setzte ihre Brille auf und durchflog den kurzen Inhalt.

„Nun,“ sagte sie dann, — „es thut mir sehr leid, daß sie einige Zeit fort ist, — ich begreife nicht, wie

das Alles so gekommen ist, — ich werde ihre Sachen, wie sie bittet, gut aufbewahren, — bis zum Ende des Monats hat sie Alles pünktlich vorausbezahlt, — das gute Kind. — Sie müssen sich ein wenig in der Geduld üben, Herr George," sagte sie freundlich lächelnd.

„Unserer Freundin ist nichts Unangenehmes begegnet?" fragte Herr Martineau in seiner bescheidenen, verbindlichen Weise.

Madame Raimond schüttelte den Kopf.

Dann trennte sich der kleine Kreis still und traurig. Bis zum Morgen saß George in seinem Zimmer — immer und immer wieder las er die wenigen Zeilen und rief vor seinem inneren Blick das Bild der Geliebten herauf, mit aller Kraft des Willens es immer wieder rein und klar heraushebend aus den Nebeln des Zweifels, welche es verdunkeln wollten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein zahlreiches und äußerst gewähltes Publikum hatte sich am Nachmittage des 5. Juni 1867 auf dem Nordbahnhofe zu Paris versammelt. Der Bahnhof selbst war festlich dekorirt, auf den rings umher erbauten Tribünen sah man das diplomatische Korps mit den Damen und eine große Zahl von Personen der ersten Gesellschaft. Der Perron war vollständig freigehalten. Sergeants de ville mit ihren dreieckigen Hüten, langen Fracks und spitzen Degen hielten überall den Andrang des großen Publikums zurück, welches sich in dichter Masse versammelt hatte und an den Ausgängen des Bahnhofs herandrängend den ganzen Platz erfüllte.

Man erwartete die Ankunft des Königs Wilhelm von Preußen, dessen Besuch der großen Weltausstellung lange zweifelhaft gewesen war, und der nun doch kam, um hier in Paris mit seinem kaiserlichen Neffen, dem Selbstherrscher aller Reußen, zusammenzutreffen. Ein unruhiges Wogen ging durch die dichte Menge, und

über dieser ganzen gedrängten Menschenmasse schwebte jenes unbestimmbare brausende, bald anschwellende, bald leiser verwehende Geräusch, welches aus einer ruhig wartenden Menschenmenge hervorsteigt wie die fernher tönende Stimme des Meeres, — der erste Anfang jenes tobenden, vernichtend daherrollenden Donners, welcher dem Zorn der im Sturm aufwallenden Fluten wie der furchtbaren Erhebung der wild bewegten Volksmassen vorhergeht.

Die Pariser waren in sehr gemischter und ziemlich unklarer Stimmung dem fürstlichen Gaste gegenüber, welcher kommen sollte, um die Wunder der Ausstellung zu sehen, um den Kaiser und die französische Nation zu besuchen.

Das französische Volk hatte den Preußen gegenüber sehr verschiedenartige und sehr getheilte Empfindungen. Die ältesten Traditionen waren freundlicher Natur — Fréderic le Grand ist den Franzosen trotz Roßbach eine sympathische Erscheinung, zu welcher sie voll hoher Bewunderung aufblicken, und welche sie wegen seiner äußerlich französischen Richtung und seiner Protektion Voltaire's ein wenig zu den Ihrigen zählen, — die Erinnerungen von 1813 sind zwar nicht freundlicher Natur, aber der Zorn der Besiegten hat allmälig in der langen Reihe von Jahren der Achtung vor den Siegern Platz ge-

macht, — dagegen war aber in allen Herzen, aufgeregt und genährt durch die Reden in der Kammer, durch die Artikel in den Journalen, eine gewisse feindliche Stimmung gegen den Sieger von Sadowa vorhanden, der, ohne Frankreich, diese erste schiedsrichterliche Macht Europas, zu fragen, die politischen Verhältnisse der Welt so tiefgreifend verändert hatte und sich anschickte, dieß zerstückelte, ohnmächtige Deutschland, auf welches man mit einer Art von mitleidiger Ironie herabzublicken gewohnt war, zu einer geeinigten großen Nation an den Grenzen Frankreichs zusammenzufügen.

Dieß war in den Augen der Pariser eine arge Vermessenheit von Seiten des Herrschers eines halbbarbarischen Volks, wie diese Preußen ja nach Allem sein mußten, was man über sie hörte, — eine Vermessenheit, über welche Frankreich früher oder später sein endgültiges, entscheidendes Wort sprechen müßte und würde.

Aber auch mit diesem Gefühl der Verstimmung mischte sich wieder eine gewisse achtungsvolle Bewunderung, — man war hoch gespannt, diesen König zu sehen, der in sieben Tagen die österreichische Macht zertrümmert, diese Macht, welche in einem schweren und fast zweifelhaften Siege zu überwinden Frankreich bei Solferino so viele Mühe gekostet hatte. Voll hoher Empfänglich-

keit für die Würdigung militärischer Eigenschaften konnten sich die Franzosen trotz aller Deduktionen der Presse, trotz aller Reden in den Klubs und den Kammern eines sympathischen Gefühls für diesen Soldatenkönig nicht erwehren, der im vorgerückten Greisenalter mit jugendlicher Frische und unbeugsamer Kraft seine Armee selbst auf das Schlachtfeld und zum Siege geführt hatte und der alle Mühen und Anstrengungen des Feldzuges mit seinen Soldaten getheilt hatte. Wie mußte er aussehen, dieser König der Schlachten, mit dem Degen von Sadowa an der Seite, von dem man so viel gesehen und gelesen hatte? — Und dann sollte ja mit ihm jener merkwürdige Mann kommen — der Graf Bismarck, in dessen feiner und kühner Staatskunst der Kaiser seinen Meister gefunden hatte, der Kaiser, dessen Kombinationen und politische Berechnungen damals für die Pariser noch von dem Nimbus einer Art von Vorsehung umgeben waren — und fest hielt Jeder auf seinem Platze aus trotz der drängenden Enge, um die tête de Bismarck zu sehen, — dieses Bismarck — „qui avait roulé l'Empereur," wie man sich ganz leise zuflüsterte.

Gerüchte hatten die Luft erfüllt in den letzten Tagen von Verabredungen, die mit dem Kaiser von Rußland stattgefunden hätten, um eine Verständigung mit den nordischen Mächten herbeizuführen, und wenn auch

die Verstimmung über den so plötzlichen umwälzenden Erfolg von Sadowa groß war, so freute man sich doch über jene Gerüchte, und in den innern Gedanken der meisten Pariser hätte man den Wunsch finden können, trotz aller Erregung der Presse und der öffentlichen Meinung, daß es doch viel besser wäre, wenn Frankreich mit dem siegreichen Deutschland und dem mächtigen Rußland sich vereinigen würde, als wenn es gezwungen würde, den schweren Kampf gegen die behelmten preußischen Bataillone aufzunehmen.

Ueber alle diese wechselnden Stimmungen und Anschauungen dominirte aber das in dem guten französischen Publikum stets vorherrschende Gefühl gastfreundlicher Höflichkeit. Mochte dieser König von Preußen das französische Prestige schwer erschüttert haben, mochte man in ihm vielleicht den Gegner in künftigen Kämpfen erblicken — er kam hieher als Gast an den Herd Frankreichs, er kam zu dem Rendezvous, welches die französische Nation der Industrie der Welt eröffnete, — er kam, um den Glanz des kaiserlichen Paris zu bewundern, — man wollte ihm keine bemerkbaren Beweise von Sympathie geben, — aber er sollte die Höflichkeit und Artigkeit finden, welche man dem Gaste schuldete, und wer es hätte wagen wollen, irgend eine feindliche Demonstration zu machen, irgend einen kränkenden Ruf

auszustoßen, den würde diese erwartungsvolle Menge niedergeschlagen und den an den Straßenecken postirten Beamten der Sicherheitspolizei ausgeliefert haben.

In der Nähe des Einganges zum Bahnhofe standen zwei Personen und ließen ihre Blicke mit dem Ausdruck finsterer Geringschätzung über die dichtgedrängte Menge gleiten.

Der eine dieser Männer, eine magere, starkknochige Gestalt in einem zugeknöpften Ueberrock, trug auf seinem Gesicht, das auf ein Alter von vierzig bis fünfzig Jahren schließen ließ, die tief eingedrückten Spuren eines von mächtigen Leidenschaften bewegten und zerrissenen Lebens. Seine Haltung und der Schnitt seines Bartes gaben ihm etwas Militärisches, in den finster glühenden Augen, welche unter der schmalen, scharf geschnittenen Stirn hervorblickten, lag, wenn man ihrem Blicke begegnete, eine Welt von düstern Gedanken, eine unergründliche Tiefe von Haß, Tücke und Verschlagenheit. Es war der frühere französische Kapitän Cluseret, der in Algier gedient, dann unter Garibaldi in Sizilien und Neapel, unter Fremont in den Vereinigten Staaten gefochten hatte, und der nun, nachdem er von den Feniern in New-York zum General der fenischen Republik ernannt war, sich in England aufhielt, um dort als militärischer Führer der Fenier zu studiren, wie London

der die Honneurs der Truppen mit dem preußischen militärischen Gruß erwiederte, während er mit tiefem Ernst und gedankenvoll sinnendem Ausdruck seinen Blick über diese versammelte Menge und über die Häuserreihen des vor ihm sich öffnenden Boulevard Magenta schweifen ließ.

In der Menge hörte man mehrfach die Worte: Quelle bonne figure! als der König vorüberfuhr, und dann richtete sich die ganze Aufmerksamkeit auf das Gefolge, um in den nächsten Wagen den Grafen Bismarck zu entdecken, was jedoch den Meisten nicht gelang, da sie in dem weißen Kürassier den vielberühmten und gefürchteten Staatsmann am wenigsten suchten.

Die Wagen hatten das Ende der Truppenaufstellung erreicht und fuhren in raschem Trabe den in der Mitte freigehaltenen Boulevard entlang, dessen beide Seiten dicht mit Menschen besetzt waren.

„Sie haben vorhin Ideen ausgesprochen," sagte Cluseret zu Raoul Rigault, indem Beide dem Zuge der Menge folgten, die nach der Stadt zurückwogte, — „Ideen, in welchen — Sie verzeihen — viel von jenem jugendlichen Zukunftsvertrauen enthalten ist, das man mit den Jahren mehr und mehr verliert, welche aber doch zwei Dinge enthalten, ohne die nichts in der Welt ausgeführt werden kann — das feste Ziel und die rück-

sichtslos entschlossene Handlung. Wie aber halten Sie es für möglich, zu jenem Ziel zu gelangen, jene Handlung vorzubereiten? Bei dieser trägen Willenlosigkeit der Massen, bei dieser solidarisch verbundenen Macht der Autokraten?"

„Solidarisch verbunden?" sagte Raoul Rigault lächelnd, — „ja wenn sie das wären, dann hätten wir schwere Arbeit, — aber sehen Sie," fuhr er lebhaft fort, — „darin liegt ja gerade unsere nächste Aufgabe, daß wir eine Verbindung unserer mächtigen Gegner verhindern müssen."

Er schwieg einen Augenblick und führte den fenischen General nach einer stilleren Straße, in welcher sie von dem Gedränge weniger belästigt waren und welche sie nach den alten Boulevards zurückführte.

„Ich weiß," sagte er dann mit Betonung, — „wir sind über solche Dinge gut unterrichtet, — man hat seine Verbindungen in der Presse und der Polizei und man hat ein wenig Kombinationstalent, — ich weiß, daß dieser träumerische Imperator, welcher das Leben Cäsar's schreibt, damit man die vergleichende Parallele zwischen dem großen Tyrannen Roms und seinem kleinen Zerrbilde ziehe, — daß er daran arbeitet, eine Verständigung, eine feste Allianz mit den zwei nordischen Mächten zu begründen, deren Beherrscher jetzt hier sind,

ſelben düſtern Tone weiter, „auf die Gefahr hin, mich in Unannehmlichkeiten mit der Polizei zu verwickeln, um die Stimmung hier gerade während der Zuſammenkunft der drei größten und gefährlichſten Militärautokraten der Welt zu beobachten, dieſer Zuſammenkunft, die eine furchtbare Drohung für alle unſere Pläne und Hoffnungen einſchließt, — ich hoffte, daß dieſe Gelegenheit ein günſtiges Terrain ſchaffen ſollte, um eine feſte, geſchloſſene Verbindung herzuſtellen mit jener Organiſation, welche in Amerika und England die große kommuniſtiſche Republik vorbereitet — und was finde ich? Ueberall Freude, faſt Stolz über den flimmernden Theaterglanz, den dieſe Souveräne hier zur Schau ſtellen, — und was noch ſchlimmer iſt, Freude über die Ausſicht auf den allgemeinen Weltfrieden, deſſen Grundlagen man in der Zuſammenkunft der drei Autokraten erblickt. — Ihre Arbeiter machen Friedensdemonſtrationen," rief er mit zitternden Lippen, — „Friedensdemonſtrationen! — als ob nicht der Friede die ewige Kette wäre, welche das Volk in die Gewalt der Machthaber ſchmiedet!"

Eine Bewegung wogte durch die Maſſen. Man ſah die wehenden Fähnchen an den Lanzenſpitzen einer Abtheilung von Gardelanciers erſcheinen, welche dem kaiſerlichen Galawagen mit den grüngoldenen Piqueurs

voranritten. In dem offenen Wagen saß der Kaiser Napoleon in der großen Generalsuniform mit dem breiten Orangeband des preußischen schwarzen Adlerordens. Ihm zur Seite saß der Prinz Joachim Murat. Eine zahlreiche Reihe von Hofwagen folgte, in welchen sich die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere des Kaisers befanden. Der Kaiser fuhr langsam durch die bis zum Anfang des Boulevard Magenta reichende Aufstellung der Gardetruppen, stieg dann aus und begab sich auf den Perron. Hier erwarteten ihn die Marschälle, sowie die Botschafter. Der tief ernste, fast leidende Ausdruck, welchen das Gesicht des etwas vornüber gebeugt im Wagen sitzenden Kaisers gezeigt hatte, verschwand, — mit heiterer Artigkeit grüßte er die Damen auf den Tribünen und begann sich dann mit den Anwesenden zu unterhalten.

„Wenn ein entschlossener Mann in dieser ganzen Masse wäre," sagte Cluseret, der mit Blicken voll brennenden Hasses die Anfahrt des Kaisers mit angesehen hatte, „wie leicht wäre es für eine feste Hand und ein sicheres Auge, hier die zwei größten Feinde unserer Zukunftshoffnungen auf einmal zu vernichten! Die unverständige Menge würde die Führung verlieren, die Zügel würden zu Boden fallen — und vielleicht würde es uns gelingen, sie aufzunehmen."

Raoul Rigault sah ihn mit einem gewissen überlegenen Lächeln an, indem sein großes, etwas hervortretendes Auge sich mit einem kalten Glanz erfüllte.

„Mein General," sagte er, „das Mittel, welches Sie da eben andeuten und von welchem man wohl schon öfter gesprochen hat, würde seinen Zweck nicht erreichen. Erstens ist es schon an sich unsicher — sollten wir die Zukunft auf die zufällige Chance setzen, welche in dem Drucke eines Fingers und in dem richtigen Augenmaß eines Blickes liegt? Aber — selbst diese Chance des Zufalls zu unsern Gunsten angenommen, — was würden wir gewinnen können? Sie glauben, daß die Zügel zu Boden fallen würden und daß wir sie ergreifen könnten? — Ich glaube das nicht," fuhr er mit einem leichten Seitenblick nach den beiden zweifelhaften Damen fort, welche seine Augensprache zu erwiedern begonnen hatten, — „die Hände sind vollkommen bereit, welche die Zügel aufnehmen würden, — die Personen würden wechseln, — die Sache würde dieselbe bleiben."

„Immerhin würde die Verwirrung uns Spielraum geben," sagte Cluseret, „und man muß jede Gelegenheit herbeiführen, — eine wird sich doch einmal benutzen lassen!"

„Sehen Sie, mein General," fuhr Raoul Rigault fort, — „diese Souveräne mit allem ihrem Anschein von

Macht und Herrschaft sind nicht unsere eigentlichen und wahren Feinde, denn ihre Macht ruht nicht in ihnen selbst — sie ruht nur in den Werkzeugen, durch welche sie dieselbe ausüben. Diese Werkzeuge, das sind ihre Generale, ihre Minister, ihre hohen Beamten, — welche mehr von den Fäden der Herrschaft in Händen halten, als die Kaiser und Könige selbst, — ihre Werkzeuge das sind ferner die Priester und die Bischöfe, die diese schwarze Armee kommandiren, — das sind aber vor Allem jene Besitzer des Kapitals, die Industriellen, die Fabrikanten, welche liberale Phrasen im Munde führen und doch stets die autokratische Fürstenherrschaft stützen, damit sie unter ihrem Schutz die Peitsche über die weißen Sklaven der Arbeit schwingen können, — ihre Werkzeuge sind auch die Advokaten, welche von der Freiheit sprechen, aber von dem Besitz und dem Streit über Mein und Dein leben, welche aus den verschlungenen Stollengängen der alten Gesetze Geld zu Tage fördern. — Was würde es uns helfen," fuhr er fort, seinen Arm in den Cluseret's legend, — „wenn wir die Fürsten vernichteten und alle jene Werkzeuge ihrer Gewalt bestehen ließen? Nein, mein General," sagte er lebhaft, aber die Stimme zu leiserem Tone dämpfend, — „die Werkzeuge müssen wir zerstören, — die Fundamente der alten Gesellschaft

als Schreckbild für die Bourgeoisie ausbeuten möchte, — ganz im Stillen unsere Organisation zu formen. Lassen Sie immerhin diese Internationale ihre utopischen milchfrommen Grundsätze proklamiren, — um so besser — das räumt uns viele Hindernisse hinweg, — wir haben unsere Leute darin, — ihr Losungswort ist: warten und schweigen. Innerhalb der sichtbaren wird eine unsichtbare Organisation gebildet — die Fäden gezogen, das Netz geknüpft, und wenn der Augenblick kommt, wird die organisirte Macht in unsern Händen sein. — Tolain — Fribourg — die braven Schwärmer," sagte er mit mitleidigem Tone, — „lassen Sie sie träumen und predigen, — sie sind die Fahne, welcher die schwankende, unklare Masse folgt, und welche uns deckt mit ihrer unschädlichen, verwaschenen Farbe. — Wir haben Varlin — vielleicht Bourdon, — und bei der vorschreitenden Entwickelung der Sache werden Jene verschwinden, und die Massen, einmal organisirt und an die leitende Führung gewöhnt, werden uns folgen, wie sie ihnen folgten."

„In der That," sagte Cluseret, — „ich fange an, Sie zu bewundern, — was ich anfangs, ich gestehe es, für die unklare Idee eines jugendlichen Kopfes hielt, — erscheint mir jetzt immer mehr als ein wohlgefügter, richtiger Plan."

Raoul Rigault lächelte geschmeichelt.

Ein großer, magerer Mann mit scharfem, blassem Gesicht voll tiefer Leidenschaftlichkeit, mit unstät blickenden, fast fieberhaft glänzenden Augen ging an ihnen vorüber und grüßte Herrn Rigault, der seinen Gruß mit einer gewissen Vertraulichkeit erwiederte.

„Wer war das?" fragte Cluseret, der betroffen von dem eigenthümlichen Ausdruck dieses Gesichts dem Vorübereilenden nachgeblickt hatte.

„Einer, der für uns arbeiten wird, — den man als éclaireur, — wenn Sie wollen als Mauerbrecher gebrauchen wird, um die ersten Breschen in das scheinbar so gewaltige Bollwerk dieses kaiserlichen Gesellschaftsgebäudes zu stoßen, — der Vicomte von Rochefort!"

„Vicomte von Rochefort?" sagte Cluseret mit fragendem Tone, als suche er in seinen Erinnerungen nach diesem Namen.

„Ein früherer Beamter der Seinepräfektur," sagte Raoul Rigault, — „er ist mehr oder weniger ruinirt und fand in seiner Carrière keine Befriedigung für den Ehrgeiz, der ihn verzehrt wie ein hitziges Fieber, er sucht nach einem Weg, diese krankhaft gereizte Gier nach Größe und Berühmtheit zu befriedigen, — wir ziehen ihn heran, — noch schwebt er zwischen Himmel und Hölle, — aber er ist uns verfallen. — Er wird nie-

mals von Herzen zu den Unsern gehören — aber um so besser wirken, — er ist eine Karikatur des Catilina und träumt sich einen Mirabeau, — aber einmal losgelassen, einmal auf die Bahn gedrängt wird ihn sein ehrgeiziger Wahnsinn unermüdlich und unversöhnlich machen, er wird einen unerhörten Lärm erregen, ohne die eigentlichen Fäden zu kompromittiren. Solche Leute sind immer sehr nützlich — man hat keine Verpflichtungen gegen sie." —

Sie waren auf dem Boulevard Montmartre angekommen.

„Treten wir einen Augenblick in das Café de Madrid," sagte Raoul Rigault, — „ich sehe dort Delescluze, — er ist zuverlässig, es wird Sie interessiren, sich mit ihm zu unterhalten."

Sie traten in die offenen Räume des Café de Madrid. An einem Tische saß ein alter, dunkel gekleideter Mann mit strengem, kaltem Gesicht, dessen Erscheinung an einen Professor erinnern konnte.

„Herr Delescluze — General Cluseret," sagte Raoul Rigault vorstellend, und während der Feniergeneral sich neben den unbeugsamen und kalten kommunistischen Theoretiker niedersetzte, wendete sich Raoul Rigault, mit einer gewissen Koketterie sein Glas in das Auge werfend, zu einem Tisch in der Nähe, an welchem

jene zweifelhaften Damen, welche ihm in einiger Entfernung gefolgt waren, so eben Platz genommen hatten.

Als Cluseret und sein jugendlicher Begleiter in das Café de Madrid traten, gingen an ihnen zwei Herren von vornehmster Eleganz vorüber, welche, von den äußersten Boulevards kommend, nach den eleganteren Stadttheilen hinabschlenderten.

Es war der Graf Rivero und der junge Herr von Grabenow.

„Sie waren also auf der Tribüne und haben die Ankunft des Königs gesehen?“ fragte Herr von Grabenow, — „ich habe es leider versäumt, mir einen Platz zu verschaffen, — wie war der Empfang?“

„Sehr herzlich,“ sagte der Graf, — „der Kaiser war von äußerster Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, — der König ernst und still, — ich muß Ihnen sagen,“ fuhr er fort, „daß ich wahrhaft betroffen war von der prächtigen Erscheinung Ihres Monarchen, — welch' eine herrliche fürstliche Gestalt — welch' ein mildes und schönes Antlitz!“

„Ich habe die Herrschaften nur auf dem Boulevard Magenta vorüberfahren sehen,“ sagte Herr von Grabenow, — „ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich es mich machte, hier im fremden Lande meinen König und die preußischen Uniformen zu sehen. Sie wissen,“ fuhr

der die Honneurs der Truppen mit dem preußiſchen militäriſchen Gruß erwiederte, während er mit tiefem Ernſt und gedankenvoll ſinnendem Ausdruck ſeinen Blick über dieſe verſammelte Menge und über die Häuſerreihen des vor ihm ſich öffnenden Boulevard Magenta ſchweifen ließ.

In der Menge hörte man mehrfach die Worte: Quelle bonne figure! als der König vorüberfuhr, und dann richtete ſich die ganze Aufmerkſamkeit auf das Gefolge, um in den nächſten Wagen den Grafen Bismarck zu entdecken, was jedoch den Meiſten nicht gelang, da ſie in dem weißen Küraſſier den vielberühmten und gefürchteten Staatsmann am wenigſten ſuchten.

Die Wagen hatten das Ende der Truppenaufſtellung erreicht und fuhren in raſchem Trabe den in der Mitte freigehaltenen Boulevard entlang, deſſen beide Seiten dicht mit Menſchen beſetzt waren.

„Sie haben vorhin Ideen ausgeſprochen," ſagte Cluſeret zu Raoul Rigault, indem Beide dem Zuge der Menge folgten, die nach der Stadt zurückwogte, — „Ideen, in welchen — Sie verzeihen — viel von jenem jugendlichen Zukunftsvertrauen enthalten iſt, das man mit den Jahren mehr und mehr verliert, welche aber doch zwei Dinge enthalten, ohne die nichts in der Welt ausgeführt werden kann — das feſte Ziel und die rück-

sichtslos entschlossene Handlung. Wie aber halten Sie es für möglich, zu jenem Ziel zu gelangen, jene Handlung vorzubereiten? Bei dieser trägen Willenlosigkeit der Massen, bei dieser solidarisch verbundenen Macht der Autokraten?"

„Solidarisch verbunden?" sagte Raoul Rigault lächelnd, — „ja wenn sie das wären, dann hätten wir schwere Arbeit, — aber sehen Sie," fuhr er lebhaft fort, — „darin liegt ja gerade unsere nächste Aufgabe, daß wir eine Verbindung unserer mächtigen Gegner verhindern müssen."

Er schwieg einen Augenblick und führte den fenischen General nach einer stilleren Straße, in welcher sie von dem Gedränge weniger belästigt waren und welche sie nach den alten Boulevards zurückführte.

„Ich weiß," sagte er dann mit Betonung, — „wir sind über solche Dinge gut unterrichtet, — man hat seine Verbindungen in der Presse und der Polizei und man hat ein wenig Kombinationstalent, — ich weiß, daß dieser träumerische Imperator, welcher das Leben Cäsar's schreibt, damit man die vergleichende Parallele zwischen dem großen Tyrannen Roms und seinem kleinen Zerrbilde ziehe, — daß er daran arbeitet, eine Verständigung, eine feste Allianz mit den zwei nordischen Mächten zu begründen, deren Beherrscher jetzt hier sind,

— er hofft noch immer, von diesem preußischen Minister eine Kompensation zu erhalten, welche den Schein des französischen Prestige rettet und welche ihm erlaubt, seine Pläne von dem Nationalgefühl Frankreichs angenommen und ratifizirt zu sehen. — Aber das darf nicht geschehen — und wird nicht geschehen!" rief er mit zuversichtlichem Tone.

„Aber wie das verhindern?" fragte Cluseret.

Raoul Rigault schwieg einen Augenblick.

„Haben Sie neben uns den Ruf gehört: ‚Vive l'Empereur d'Allemagne'?" fragte er dann.

„Ja — und ich habe mich darüber geärgert, — wie ist es möglich, daß aus dem französischen Volk heraus ein Ruf ertönen kann, der den preußischen Ehrgeiz zu bestärken scheint?"

„Dieser Ruf," sagte Raoul Rigault, „war viel werth für unsere Sache und wohl überlegt, man wird ihn in den Journalen widerhallen lassen, und er wird der Anfang einer fortwährenden Propaganda zur Erregung des Nationalgefühls und der nationalen Eitelkeit sein, — dieses Gängelbandes," fügte er mit verächtlichem Lächeln hinzu, — „an welchem man die kindische Menge noch immer leiten kann, und das wir dann später vernichten werden, wenn wir erst die neue menschl-

liche Gesellschaft an die Stelle der veralteten lächerlichen Nationalitäten gesetzt haben werden."

Cluseret hörte mit wachsender Aufmerksamkeit zu.

„Diese Propaganda," fuhr Raoul Rigault fort, „wird den Kaiser zwingen, immerfort wieder seine Kompensationsforderungen zu stellen, — die ihm Herr von Bismarck," sagte er lachend, „niemals gewähren wird, — und dadurch wird eine Verständigung mit diesem preußischen Minister unmöglich. Das ist der erste Schritt — denn," rief er mit überzeugtem Tone, „dieser feudale Cavour in Deutschland das ist unser wahrer und ernster Gegner, — er hat die festbegründete Macht in Händen und den Willen, sie zu gebrauchen, — er hat den Geist, die Ideen zu erfassen, mit welchen man das Volk lenkt und unsern Händen entzieht; mit ihm vor Allem darf sich Herr Napoleon nicht verbinden, — er muß isolirt bleiben in Frankreich, er muß unsern Händen vorbehalten bleiben!" sagte er mit einem Lächeln voll Haß und kaltem Hohn.

„Und weiter?" fragte Cluseret.

„Weiter? — Nun — in kurzer Zeit wird dieß Spiel dahin führen, daß in den Händen dieser kaiserlichen Regierung das nationale Prestige vollständig in den Schlamm sinkt, und dann wird diese flitterglänzende Barake zusammenbrechen wie eine morsche Ruine, —

Kissen, und aus diesem so schönen, so jugendlichen und doch so tief traurigen Gesicht blickten die dunkeln, tiefen Augen schwärmerisch und müde wie in weite Fernen hinaus.

Bei dem Eintritt ihres Freundes erschien ein glückliches Lächeln auf ihren Lippen, ein Strahl unendlicher Zärtlichkeit leuchtete ihm aus ihren Augen entgegen, ohne daß indeß der ganze Ausdruck tief schmerzlicher Trauer von ihren Zügen verschwand.

Herr von Grabenow küßte zärtlich die Hände seiner Geliebten, welche sie ihm, halb sich aufrichtend, entgegenstreckte, und setzte sich auf ein Tabouret neben sie.

„Wieder trübe Gedanken, meine süße Julia?" sagte er mit weichem Tone, seine Blicke voll tiefen Gefühls in ihre Augen tauchend, indem es fast wie ein Vorwurf in seiner Stimme klang.

„Ich habe Dich erwartet," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, — „Du weißt, Licht und Sonnenschein ist nur bei mir, wenn Du hier bist!"

„Theurer Engel," rief er entzückt, — „so verscheuche jetzt wenigstens alle schwarzen Gedanken, denn jetzt bin ich bei Dir, um Dich heute gar nicht mehr zu verlassen, — und ich bin so heiter und glücklich, — wir müssen uns heute einen besonders schönen Tag machen!"

„In der That, Du siehst so freudig und strahlend aus," sagte sie, das schöne, freie Gesicht des jungen Mannes mit den Blicken liebkosend, — „was ist Dir Schönes widerfahren?"

„Ich habe meinen König gesehen!" rief Herr von Grabenow mit leuchtenden Augen, — „ich war auf dem Nordbahnhofe, wo der König von Preußen ankam! Du weißt nicht," fuhr er fort, „meine süße Geliebte, — was das heißt für einen Sohn meines Vaterlandes — seinen König zu sehen — hier im fremden Lande!"

Sie sah gedankenvoll zu ihm auf, ein leichter Seufzer quoll aus ihren Lippen.

„Sieh'," fuhr er fort, — „dort oben in meiner Heimat fehlt jener sonnige Schimmer Deines Vaterlandes, — es ist nicht die Schönheit des Himmels, des Landes, der blütenreichen Haine, welche unsere Herzen an das Vaterland kettet, — das Land ist ernst, die Wälder düster, der Himmel kühl und ohne Farbenzauber, — aber was uns durchdringt, erfüllt von Jugend an, das ist der Gedanke eines zu gemeinsamer hoher Arbeit vereinigten Volkes, das in geschlossenen Gliedern, in fester Phalanx sich emporarbeitet unter den Nationen, — das in willigem Gehorsam dem Kommandowort seiner Regenten folgt, — denn dieß Kommandowort heißt immer und immer, heute wie in der Geschichte der Ver-

gangenheit: Vorwärts — aufwärts zum Licht! Und ich denke mir," fuhr er mit leiserer Stimme fort, — „der Strahl des Lichtes fällt wohlthuender in die Herzen herab, wenn man sich zu ihm heraufgearbeitet hat durch harte und ernste Kämpfe, als wenn er von selbst uns leuchtet in ruhiger Unthätigkeit. Diese ganze gemeinsame Arbeit, dieß emporstrebende Ringen unseres Volkes aber verkörpert sich für uns in unsern Königen — und darum erblicken wir in ihnen nicht nur den Herrscher, der unser Herr ist, sondern den Priester, der am Altar des Volkes die reine, immer heller erstrahlende Flamme des Volksgeistes erhält und behütet."

Er hatte lebhaft aus seinem Innern heraus gesprochen. — Julia sah ihn mit träumerischem Blick an, — verstand sie die patriotisch-monarchische Gefühlsaufwallung dieses Sohnes der fernen altpreußischen Küstenlande? Ihre Blicke leuchteten von inniger Theilnahme, — verstand sie ihn nicht — so fühlte sie doch, daß ein großes, edles und starkes Gefühl ihn erfüllte, und sie war stolz auf dieß Gefühl im Herzen ihres Geliebten, der so anders war als alle die jungen Leute der flüchtig dahinspielenden Welt, die sie kannte, — der unter der glatten, eleganten Oberfläche so wunderbare Tiefen voll geheimnißvoll anklingender Poesie in sich verschloß.

Dann ließ sie die Augenlider mit den dunkel schat-

tenden Wimpern herabsinken und flüsterte, indem ein tiefer Athemzug ihre Brust bewegte:

„Eine Heimat — ein Vaterland, — o mein Gott!"

Und ein glänzender Thränentropfen erschien am Rande ihrer fast geschlossenen Augen.

Langsam beugte sich der junge Mann zu ihr hinüber und trank diesen Tropfen mit seinen Lippen.

Sie richtete sich schnell empor, schlang ihre Arme um seinen Hals und ließ ihren Kopf einige Augenblicke schweigend auf seiner Schulter ruhen.

Dann drängte sie sanft ihren Geliebten zurück, setzte sich ihm gegenüber und sprach, indem sie ihn mit großen, ernsten Blicken ansah:

„Ich habe eine Bitte an Dich!"

„Endlich," rief er glücklich, — „endlich einmal! So lange habe ich vergebens darauf gehofft, einen Wunsch von Dir zu hören, — möchte er mir recht schwer zu erfüllen sein, — damit ich mir doch ein kleines Verdienst um meine süße Julia erwerben kann!"

„Es ist eine ernste Bitte, — eine sehr wichtige für mich," sagte sie in fast feierlichem Tone, „und bevor ich sie ausspreche, mußt Du mir schwören, sie zu erfüllen!"

„Schwören?" rief er betroffen, — „zweifelst Du daran? — wenn es in meiner Macht steht —"

mals von Herzen zu den Unsern gehören — aber um so besser wirken, — er ist eine Karikatur des Catilina und träumt sich einen Mirabeau, — aber einmal losgelassen, einmal auf die Bahn gedrängt wird ihn sein ehrgeiziger Wahnsinn unermüdlich und unversöhnlich machen, er wird einen unerhörten Lärm erregen, ohne die eigentlichen Fäden zu kompromittiren. Solche Leute sind immer sehr nützlich — man hat keine Verpflichtungen gegen sie." —

Sie waren auf dem Boulevard Montmartre angekommen.

„Treten wir einen Augenblick in das Café de Madrid," sagte Raoul Rigault, — „ich sehe dort Delescluze, — er ist zuverlässig, es wird Sie interessiren, sich mit ihm zu unterhalten."

Sie traten in die offenen Räume des Café de Madrid. An einem Tische saß ein alter, dunkel gekleideter Mann mit strengem, kaltem Gesicht, dessen Erscheinung an einen Professor erinnern konnte.

„Herr Delescluze — General Cluseret," sagte Raoul Rigault vorstellend, und während der Feniergeneral sich neben den unbeugsamen und kalten kommunistischen Theoretiker niedersetzte, wendete sich Raoul Rigault, mit einer gewissen Koketterie sein Glas in das Auge werfend, zu einem Tisch in der Nähe, an welchem

jene zweifelhaften Damen, welche ihm in einiger Entfernung gefolgt waren, so eben Platz genommen hatten.

Als Cluseret und sein jugendlicher Begleiter in das Café de Madrid traten, gingen an ihnen zwei Herren von vornehmster Eleganz vorüber, welche, von den äußersten Boulevards kommend, nach den eleganteren Stadttheilen hinabschlenderten.

Es war der Graf Rivero und der junge Herr von Grabenow.

„Sie waren also auf der Tribüne und haben die Ankunft des Königs gesehen?“ fragte Herr von Grabenow, — „ich habe es leider versäumt, mir einen Platz zu verschaffen, — wie war der Empfang?“

„Sehr herzlich,“ sagte der Graf, — „der Kaiser war von äußerster Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, — der König ernst und still, — ich muß Ihnen sagen,“ fuhr er fort, „daß ich wahrhaft betroffen war von der prächtigen Erscheinung Ihres Monarchen, — welch' eine herrliche fürstliche Gestalt — welch' ein mildes und schönes Antlitz!“

„Ich habe die Herrschaften nur auf dem Boulevard Magenta vorüberfahren sehen,“ sagte Herr von Grabenow, — „ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich es mich machte, hier im fremden Lande meinen König und die preußischen Uniformen zu sehen. Sie wissen,“ fuhr

er fort, — „bei uns in meiner Heimat ist die Monarchie eine heilige Tradition, — ein Glaube —“

„Das ist der Segen der legitimen alten Monarchie,“ sagte der Graf langsam, -- „und selten ist mir ihre Bedeutung so klar geworden als in dem Augenblick, da ich diese beiden mächtigen Herrscher neben einander sah, — den Imperator in der Lichtwolke seiner Herrlichkeit, welche dahinschwebt über den finster gähnenden Abgründen, — und den König, der in einfacher Ruhe auf dem festen Felsengrunde des Throns, den seine Vorfahren aus der Geschichte ihres Volkes heraus aufgerichtet haben —“

„Der Rocher de bronze,“ sagte Herr von Grabenow mit freudigem Lächeln.

Ernst blickte der Graf vor sich hin.

„Gehen Sie mit zum Klub?“ fragte er dann.

„Ich habe einen Besuch zu machen,“ erwiederte Herr von Grabenow mit einem leichten Anklang von Verlegenheit, — „ich werde später vielleicht dorthin kommen.“

„Auf Wiedersehen also,“ sagte der Graf, dem jungen Manne lächelnd die Hand drückend, und während sich dieser nach der Seite der Rue Notredame de Lorette wendete, ging er langsam dem Boulevard des Italiens zu, umringt von der bunten, lachenden und plaudernden

Menge, welche theils von dem Nordbahnhofe und den Gegenden, welche der kaiserliche Cortège passirt hatte, zurückkehrte, theils hinauszog zu dem so wunderbar veränderten Marsfelde, welches die Blüte der Kunst und Industrie der Welt vereinigte und auf welchem die Völker aller Länder vor den Augen der Pariser defilirten.

Sie waren stolz und glücklich die Pariser über all' diesen vereinigten Glanz, welcher Paris abermals zum bewunderten und beneideten Mittelpunkte der Welt machte, — sie waren stolz und glücklich, daß die beiden mächtigsten Herrscher Europas hier am Hofe des Kaisers weilten, und unerschöpflich waren die politischen Konjekturen, welche sie an diese Anwesenheit knüpften, — alle aber liefen darauf hinaus, daß nun eine Aera des Friedens, des Glanzes und des Wohlstandes beginne, deren schönste und reichste Blüten Paris, das große, das ewige Paris, schmücken würden.

Und während der König von Preußen in die Tuilerieen einfuhr, wo er von der Kaiserin, umgeben von dem schimmernden Hofstaat, an der großen Treppe empfangen wurde, um dann in dem mit verschwenderischer Pracht geschmückten Pavillon Massan seine Wohnung zu nehmen, während das Palais Elysée erfüllt war von dem Glanz der Anwesenheit des russischen Kaisers, — während die Pariser hinaufblickten zu diesen lichtstrah-

lenden Höhen, auf denen die Götter der Erde die Schicksale von drei gewaltigen Weltreichen in ihren Händen hielten — da saßen in dem unscheinbaren Café de Madrid die finstern Apostel einer blutigen, furchtbaren Zukunftslehre in leisem Gespräch zusammen und beriethen die dunkeln, verborgenen Minengänge, welche die tiefen Fundamente des Staates und der Gesellschaft unterhöhlen sollten, um demnächst in entsetzlichem Zusammensturz die Vergangenheit zu begraben und das Chaos herzustellen für die neue Schöpfung der Zukunft.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als Herr von Grabenow sich von dem Grafen Rivero getrennt hatte, eilte er schnell über die dichtbelebten Trottoirs hin nach dem von dem Maler Romano bewohnten Hause in der Straße Notredame de Lorette.

Schnell stieg er die Treppen hinauf und eilte, als auf seinen ungeduldigen Glockenzug die Bonne die Thüre geöffnet, in den Salon seiner Geliebten.

Die schöne Julia lag auf ihrer Chaiselongue, von Blumen umgeben. Ein weiter dunkler Morgenrock, von zwei schweren Seidenquasten zusammengehalten, umfloß ihre schlanke Gestalt, weite Aermel hingen bis über die Handgelenke herab und in den auf dem Schooß leicht gefalteten Händen hielt sie einen einfachen Rosenkranz von schwarzen Perlen mit einem kleinen Kreuz von Ebenholz. Um ihr glattgescheiteltes Haar schlang sich ein schwarzes Spitzentuch, das blasse Gesicht mit dem Ausdruck schmerzlicher Ergebung lehnte rückwärts an den

Kissen, und aus diesem so schönen, so jugendlichen und doch so tief traurigen Gesicht blickten die dunkeln, tiefen Augen schwärmerisch und müde wie in weite Fernen hinaus.

Bei dem Eintritt ihres Freundes erschien ein glückliches Lächeln auf ihren Lippen, ein Strahl unendlicher Zärtlichkeit leuchtete ihm aus ihren Augen entgegen, ohne daß indeß der ganze Ausdruck tief schmerzlicher Trauer von ihren Zügen verschwand.

Herr von Grabenow küßte zärtlich die Hände seiner Geliebten, welche sie ihm, halb sich aufrichtend, entgegenstreckte, und setzte sich auf ein Tabouret neben sie.

„Wieder trübe Gedanken, meine süße Julia?" sagte er mit weichem Tone, seine Blicke voll tiefen Gefühls in ihre Augen tauchend, indem es fast wie ein Vorwurf in seiner Stimme klang.

„Ich habe Dich erwartet," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, — „Du weißt, Licht und Sonnenschein ist nur bei mir, wenn Du hier bist!"

„Theurer Engel," rief er entzückt, — „so verscheuche jetzt wenigstens alle schwarzen Gedanken, denn jetzt bin ich bei Dir, um Dich heute gar nicht mehr zu verlassen, — und ich bin so heiter und glücklich, — wir müssen uns heute einen besonders schönen Tag machen!"

„In der That, Du siehst so freudig und strahlend aus," sagte sie, das schöne, freie Gesicht des jungen Mannes mit den Blicken liebkosend, — „was ist Dir Schönes widerfahren?"

„Ich habe meinen König gesehen!" rief Herr von Grabenow mit leuchtenden Augen, — „ich war auf dem Nordbahnhofe, wo der König von Preußen ankam! Du weißt nicht," fuhr er fort, „meine süße Geliebte, — was das heißt für einen Sohn meines Vaterlandes — seinen König zu sehen — hier im fremden Lande!"

Sie sah gedankenvoll zu ihm auf, ein leichter Seufzer quoll aus ihren Lippen.

„Sieh'," fuhr er fort, — „dort oben in meiner Heimat fehlt jener sonnige Schimmer Deines Vaterlandes, — es ist nicht die Schönheit des Himmels, des Landes, der blütenreichen Haine, welche unsere Herzen an das Vaterland kettet, — das Land ist ernst, die Wälder düster, der Himmel kühl und ohne Farbenzauber, — aber was uns durchdringt, erfüllt von Jugend an, das ist der Gedanke eines zu gemeinsamer hoher Arbeit vereinigten Volkes, das in geschlossenen Gliedern, in fester Phalanx sich emporarbeitet unter den Nationen, — das in willigem Gehorsam dem Kommandowort seiner Regenten folgt, — denn dieß Kommandowort heißt immer und immer, heute wie in der Geschichte der Ver-

gangenheit: Vorwärts — aufwärts zum Licht! Und ich denke mir," fuhr er mit leiserer Stimme fort, — „der Strahl des Lichtes fällt wohlthuender in die Herzen herab, wenn man sich zu ihm heraufgearbeitet hat durch harte und ernste Kämpfe, als wenn er von selbst uns leuchtet in ruhiger Unthätigkeit. Diese ganze gemeinsame Arbeit, dieß emporstrebende Ringen unseres Volkes aber verkörpert sich für uns in unsern Königen — und darum erblicken wir in ihnen nicht nur den Herrscher, der unser Herr ist, sondern den Priester, der am Altar des Volkes die reine, immer heller erstrahlende Flamme des Volksgeistes erhält und behütet."

Er hatte lebhaft aus seinem Innern heraus gesprochen. — Julia sah ihn mit träumerischem Blick an, — verstand sie die patriotisch-monarchische Gefühlsaufwallung dieses Sohnes der fernen altpreußischen Küstenlande? Ihre Blicke leuchteten von inniger Theilnahme, — verstand sie ihn nicht — so fühlte sie doch, daß ein großes, edles und starkes Gefühl ihn erfüllte, und sie war stolz auf dieß Gefühl im Herzen ihres Geliebten, der so anders war als alle die jungen Leute der flüchtig dahinspielenden Welt, die sie kannte, — der unter der glatten, eleganten Oberfläche so wunderbare Tiefen voll geheimnißvoll anklingender Poesie in sich verschloß.

Dann ließ sie die Augenlider mit den dunkel schat-

tenden Wimpern herabsinken und flüsterte, indem ein tiefer Athemzug ihre Brust bewegte:

„Eine Heimat — ein Vaterland, — o mein Gott!"

Und ein glänzender Thränentropfen erschien am Rande ihrer fast geschlossenen Augen.

Langsam beugte sich der junge Mann zu ihr hinüber und trank diesen Tropfen mit seinen Lippen.

Sie richtete sich schnell empor, schlang ihre Arme um seinen Hals und ließ ihren Kopf einige Augenblicke schweigend auf seiner Schulter ruhen.

Dann drängte sie sanft ihren Geliebten zurück, setzte sich ihm gegenüber und sprach, indem sie ihn mit großen, ernsten Blicken ansah:

„Ich habe eine Bitte an Dich!"

„Endlich," rief er glücklich, — „endlich einmal! So lange habe ich vergebens darauf gehofft, einen Wunsch von Dir zu hören, — möchte er mir recht schwer zu erfüllen sein, — damit ich mir doch ein kleines Verdienst um meine süße Julia erwerben kann!"

„Es ist eine ernste Bitte, — eine sehr wichtige für mich," sagte sie in fast feierlichem Tone, „und bevor ich sie ausspreche, mußt Du mir schwören, sie zu erfüllen!"

„Schwören?" rief er betroffen, — „zweifelst Du daran? — wenn es in meiner Macht steht —"

„Es steht in Deiner Macht!“

„So schwöre ich,“ rief er, „bei Deinen Augen, — bei Deinem Herzen, daß —“

„Das genügt nicht!“ sagte sie ernst, — „meine Augen sind ein vergängliches Ding — und mein Herz —“ Sie seufzte tief und schmerzlich.

„Julia!“ rief er vorwurfsvoll.

„Du sprachst vorhin,“ sagte sie wie einem plötzlichen Gedanken folgend, — „von dem Heiligthum Deines Volkes, — von Deinem König, — schwöre mir bei Deinem Könige!“

„Aber mein Gott,“ rief er, — „dieser feierliche Ernst, — was kann —“

„Schwöre mir,“ sagte sie, ihm ihre Hand hinreichend, — „ich bitte Dich darum!“ fügte sie mit liebevollem Blick hinzu.

Herr von Grabenow stand auf, legte seine Hand in die ihrige und sprach mit fester Stimme:

„Ich schwöre bei meinem Könige, Deine Bitte zu erfüllen!“

„So höre mich an,“ sagte Julia mit einer gewissen Anstrengung, — „aber ohne Einwand und Unterbrechung!“

Der junge Mann setzte sich ihr wieder gegenüber, gespannte Erwartung lag auf seinen Zügen.

„Ich will und kann bei meiner Mutter nicht bleiben," fuhr Julia mit leiser Stimme, aber im Tone fester Entschlossenheit fort, — „was bisher wie eine dunkle Ahnung in mir ruhte, ist mir plötzlich zu entsetzlicher Klarheit geworden, — sie will mich auf Wege führen, die ich nicht gehen will und kann, ohne dem ewigen Verderben zu verfallen, und auf welche ich doch Schritt für Schritt gedrängt werden würde, wenn ich mich diesem täglichen, langsam umstrickenden Einfluß nicht ein- für allemal entziehe. Meine erste Bitte ist also die, daß Du mich sofort hier fortnimmst, — heute, morgen, so schnell als möglich!"

„Meine theure Julia," rief Herr von Grabenow, — „in wenigen Tagen soll eine Wohnung für Dich bereit sein, — ausgestattet mit allem —"

„Ganz einfach und anspruchslos," unterbrach sie ihn, — „aber fern von hier — und Niemand darf wissen, wo ich bin; — mein armer Vater!" sagte sie schmerzlich, — „ich werde ihm später Alles mittheilen, — er wird traurig sein, — aber er wird die Nothwendigkeit begreifen. — Ich will," fuhr sie dann mit einem liebevollen Blick auf den jungen Mann fort, — „ich will leben und athmen im Genuß meiner Liebe, — so lange Du hier bist, — es ist ja schon eine große Gnade des Himmels, daß er diese reiche Lichtflut von Liebe in

mein dunkles und einsames Leben hinabströmen läßt, — sie verlöscht alle trüben Erinnerungen der Vergangenheit, — sie wird meine Seele in Zukunft erleuchten, bis sie zur ewigen Klarheit emporsteigt!"

Er ergriff in tiefer Bewegung ihre Hand, sie drängte ihn sanft von sich und hielt mit leicht abwehrender Hand das Wort zurück, welches auf seinen Lippen zu schweben schien.

„Aber kein Dunkel," fuhr sie fort, „soll später dieses Licht in meiner Seele verhüllen, kein irdisches Bild soll in meinem Herzen leben nach dieser Liebe, die, was auch die Welt sagen mag, so rein ist wie die frisch erschlossene Blume des Waldes, wie die Quelle, die am einsamen Felsenhang dem Schooß der Erde entspringt, — dem Dienst des Himmels soll mein Leben geweiht sein, nachdem die Erde ihm das Edelste und Höchste gegeben, was sie zu bieten hat!"

„Julia!" rief er erschrocken.

„Darum," fuhr sie fort, ohne auf seinen Ausruf zu achten, „darum bitte ich Dich, wenn der Augenblick kommt, daß Du in Deine Heimat zurückkehrst, — daß Du mich in das Kloster führst, — nicht in ein Kloster der träumenden, unthätigen Beschaulichkeit, sondern in ein Kloster der barmherzigen, werkthätigen Liebe, — ich bitte Dich, daß, nachdem wir Abschied von einander ge-

nommen haben im heißen Schlagen der Herzen aneinander, unser letzter Abschied stattfinde am Sprachgitter des Klosters, — dann wird der Segen des Himmels auf diesem Abschied ruhen, — und wenn in unserer Liebe Sünde war, so wird dieser Abschied die Sünde abwaschen von unseren Seelen, — ich werde in heiligem Beruf, gestärkt durch meine Erinnerung, Trost und Glück finden, — ich werde für Dich beten — und meine Gebete werden erhört werden, — und Du wirst freundlich und ruhig an mich zurückdenken, — denn Diejenige, die Du geliebt hast, wird rein und treu bleiben für ewig und kein irdischer Kummer, keine irdische Unruhe wird das Herz bekümmern, das so heiß für Dich schlug, — und," fügte sie hinzu, indem ihre Stimme leise zitterte, — „nie für Dich zu schlagen aufhören wird, bis es für immer still steht."

Er sprang auf und ging mit raschen Schritten durch das Zimmer.

„Julia," rief er in schmerzlichem Tone, — „es ist unmöglich, — es kann nicht sein, Du vergißt, welche Hoffnungen —"

„Du hast geschworen," sagte sie ernst und ruhig, — „Du hast bei Deinem Könige geschworen, — willst Du Deinen Schwur brechen?"

„Höre mich, Julia," rief er, — „höre —"

„Willst Du Deinen Schwur brechen?" fragte sie in demselben Tone.

Er stand schweigend in mächtigem innerem Kampfe vor ihr.

„Es sei," sagte er endlich, — „es soll geschehen, wie Du es willst, — aber unter einer Bedingung —"

Sie sah ihn fragend mit dem Ausdruck sanften Vorwurfs an.

„Unter der Bedingung," rief er, „daß ich Dir vor der Ausführung dieses finstern Entschlusses —"

„Finster?" fragte sie, — „würde der Weg, der mir in der Welt zu gehen offen bliebe, ein hellerer sein?"

„Daß Du mir erlaubst," fuhr er, ohne auf ihren Einwurf zu achten, fort, „zuvor Dir noch einmal Alles zu sagen, was mein Herz, meine Liebe, meine Hoffnung mir eingeben werden, um Dich auf andere Gedanken zu bringen."

„Wozu?" sagte sie sanft. „Dich und mich noch einmal quälen? — Doch — es sei," fuhr sie fort, — „ich bin des Sieges auch in diesem Kampfe gewiß."

Er blickte trübe und traurig zu Boden, voll tiefer Liebe ruhte ihr klarer Blick auf ihm.

Dann aber trat der Ausdruck ruhiger Heiterkeit auf ihre Züge, sie schüttelte leicht den Kopf, wie um alle Wolken zu verscheuchen, die auf ihrer Stirn lager-

ten, und mit einem Lächeln voll kindlicher Fröhlichkeit sagte sie, zu ihm herantretend und ihre beiden Hände um seinen Arm faltend:

„Nun aber, mein Freund, — da wir die Zukunft geordnet haben, wollen wir an die Gegenwart denken, — die Gegenwart, die so schön ist und die ich noch mit vollen Zügen genießen will!"

Er bog ihren Kopf zu sich heran und drückte einen Kuß auf ihre weiße Stirn.

„Ich wollte Dir vorschlagen, nach der Ausstellung zu gehen, — Du hast Dich bis jetzt nicht dazu entschließen können, — und doch ist so viel Schönes und Wunderbares dort zu sehen, — ich hatte gehofft, Dich dort zu erheitern, — nun hast Du mich ganz traurig gemacht!" fügte er mit bewegter Stimme hinzu.

„Du aber hast mich glücklich gemacht durch Dein Versprechen," sagte sie mit anmuthigem Lächeln, „und ich will auch von ganzem Herzen heiter sein und mich der Wunder der Weltausstellung freuen, — werden wir dort diniren?"

„So war es mein Plan," sagte er, „es ist ein vortrefflicher russischer Restaurant da, welcher eine vorzügliche und höchst originelle Küche führt, deren nationale Gerichte mich ein wenig an meine Heimat erinnern, — ich habe meinen Wagen hieher bestellt, — da

ist er schon," sagte er zum Fenster tretend und einen Blick auf die Straße werfend.

„Ich bin sogleich bereit," rief sie fröhlich, — „meine Toilette soll nicht viel Zeit in Anspruch nehmen."

Mit kindlich liebevollem Ausdruck trat sie zu ihm heran und reichte ihm ihre frischen rosigen Lippen, auf welche er mit inniger Zärtlichkeit einen Kuß drückte.

Dann eilte sie zur Thüre ihres Schlafzimmers, nachdem sie eine kleine, hellklingende Glocke bewegt hatte, um ihre Dienerin zu rufen.

Herr von Grabenow blickte ihr sinnend nach und als ihre schlanke und schmiegsame Gestalt hinter der dunklen Portière verschwunden war, ließ er sich langsam in einen Fauteuil sinken.

„Es darf nicht sein," sagte er leise, — „dieses junge, frische Leben voll Liebe und Poesie darf nicht in den Mauern eines Klosters verwelken! Freilich — besser wäre es, als daß sie hier allein bliebe in dieser Welt voll Elend und Laster, — allein — schutzlos — schlimmer als allein, in den Händen einer solchen Mutter! — Und kann ich sie mit mir nehmen," sagte er nach langem Nachdenken mit dumpfer Stimme, „kann ich ihr den Platz an meiner Seite geben, — dessen ihr Herz, ihre reine Seele so sehr würdig ist? Kann ich sie hinführen in meine Heimat — zu meiner Mutter, der die

alte strenge Sitte das Höchste ist auf Erden, — zu meinem Vater mit seinem unbeugsamen Stolz auf die Ehre eines makellosen Namens?"

Er stand auf. Hoher, entschlossener Muth leuchtete aus seinem Auge.

„Und doch soll und muß es geschehen," rief er, — „ich kann und will sie nicht verlieren, — ich will für sie gegen alle Vorurtheile kämpfen, — denn sie ist des Kampfes werth!"

Julia erschien wieder, ein graues kurzes Seidenkleid umschloß knapp ihre zierliche Gestalt, ein Fichu Marie Antoinette, diese neue Erfindung der Kaiserin Eugenie, war um ihre Schultern geschlungen, und von dem kleinen einfachen Hut hing über ihr Gesicht ein weißer Schleier herab, dessen eingestickte Arabesken trotz des leichten Gewebes ihre Züge fast ganz verbargen.

„Ich bin fertig," rief sie fröhlich, — „und nun laß uns schnell hinaus in diese heitere, lachende Welt, — die so licht und schön ist!"

Sie nahm seinen Arm; Beide eilten mit dem elastischen Schritt der Jugend die Treppe hinab, stiegen in das unten wartende Coupé des Herrn von Grabenow und fuhren schnell durch die belebten Straßen über die Place de la Concorde am Quai d'Orsay hin nach dem

mit feenhafter Großartigkeit und Schnelligkeit zum Ausstellungsplan verwandelten Marsfelde.

Es war ein wunderbar schöner Anblick, dieses weite Feld, auf welchem sich der Kunstfleiß, der Reichthum und das bunte Spiegelbild des nationalen Lebens aller Völker der Erde vereinigten.

Hoch und weit erhob sich in der Mitte der gewaltige Rundbau mit seinen im Sonnenlicht funkelnden Glasflächen, in welchem die eigentliche Ausstellung sich befand und welcher umweht war von den hochragenden Fahnen aller Nationen. Um diesen Mittelbau her lagen weite Wiesenflächen, von Bächen durchrieselt, dichte Boskets und hohe schattige Baumgruppen, von denen man nicht begriff, wie sie auf die dürre Fläche des Marsfeldes gebracht seien und dort erhalten werden könnten. Dazwischen ragten die Kuppeln der Leuchtthürme hoch empor, — schlanke Minarets zeichneten sich am Himmel ab, man sah leichte Schweizerhäuser, den schweren Bau des egyptischen Palasts — und über all' der so bunten, so wechselvollen Szenerie schwebte der große ballon captif, welcher in Intervallen von einer halben Stunde weit hinauf in die Lüfte stieg und an starkem, drahtgewundenem Seil durch die Kraft einer Dampfmaschine wieder herabgezogen wurde. Hinter dem Ausstellungsfelde erhob sich die mächtige vergoldete Kuppel

des Doms der Invaliden, umringt von diesem ganzen ungeheuren Paris bis zu dem schon in bläulich dämmernder Ferne aufsteigenden Montmartre.

Der Wagen hielt an dem großen, mit den grüngoldenen Farben des Kaisers drapirten Haupteingang gegenüber dem Pont de Jéan mit seinen Pferdegruppen.

Herr von Grabenow und Julia stiegen aus, — der Wagen suchte seinen Platz in der langen Reihe von Equipagen, welche vor dem Eingange hielten, denn nur zu Fuß durfte man das Innere der Ausstellung betreten, und die Souveräne allein hatten das übrigens auch von ihnen sehr selten in Anspruch genommene Recht, in den Raum hineinzufahren.

„Wie schön!“ rief Julia, indem sie mit ihrem Blick das weite, farbenreiche Bild der Ausstellung und des dahinter liegenden Paris umfaßte und dann ihr Auge hinauf richtete nach den jenseits der Jenabrücke zum Trocadero emporsteigenden mächtigen Steintreppen.

„Ja, es ist schön,“ sagte Herr von Grabenow, erfreut über das kindliche Erstaunen des jungen Mädchens, — „es ist kaum möglich, etwas Schöneres und Großartigeres zu sehen, und ich glaube kaum, daß in einer anderen Stadt der Welt Aehnliches so voll Leben und Reiz hergestellt werden könnte, — und doch,“ fuhr er

mit trübem Tone fort, — „will es mir jedesmal hier an diesem Eingange wie mit schmerzlicher Beklemmung das Herz zusammenschnüren, wenn ich diese Jenabrücke sehe, die mich an den tiefen Fall meines Vaterlandes erinnert. Unser großer Marschall Blücher," sagte er halb scherzend, halb ernst, — „wollte die Brücke in die Luft sprengen und ersuchte Herrn von Talleyrand, sich vorher darauf zu setzen, — vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte es gethan, — die Franzosen hätten dann nicht dieses Denkmal unseres Unglücks vor Augen, das ihnen immer von Neuem die Zuversicht gibt, uns meistern zu können."

„Pfui!" rief Julia scherzend, — „ihr Deutsche seid doch alle ein wenig Barbaren, — laß die Politik und die Vergangenheit, — genießen wir die Gegenwart — so lange sie dauert," flüsterte sie fast unhörbar mit tiefem, schnell zurückgedrängtem Seufzer.

Und sich an seinen Arm schmiegend trat sie mit ihm an den Tourniquet, um die Billets zum Eintritt zu lösen.

Als sie soeben durch den Seiteneingang eingetreten waren, fuhr rasch eine leichte, elegante Equipage auf das große Portal zu. In dem offenen, von zwei zierlichen Pferden gezogenen Wagen saß eine Dame in sehr einfacher, aber eleganter Toilette. Die Züge ihres

schönen, heiter lächelnden Gesichts trugen nicht mehr den Ausdruck der frischen Jugend, ohne jedoch eine Spur von den zerstörenden Einflüssen des Alters zu zeigen, blitzend und sprühend von Geist und Muthwillen blickten ihre Augen unter dem kleinen Hütchen mit weißer Feder hervor.

Rasch trat einer der am Eingange postirten Sergents de Ville den Pferden, deren Köpfe sich fast schon unter dem grüngoldenen Baldachin befanden, entgegen, und mit jenem schnellen und unbedingten Gehorsam, welchen in Paris in ruhigen Zeiten stets die Organe der öffentlichen Sicherheitspolizei finden, parirte der in würdevoller Ruhe auf seinem Bock sitzende Kutscher die Pferde.

Der Wagen stand unter dem Portal und neugierig blickte die Dame mit etwas übermüthig herausfordernden Blick den Beamten an, der an den Schlag tretend mit höflicher Bestimmtheit sprach:

„Man passirt nicht, Madame!"

„Und warum nicht?" fragte sie.

„Nur der Kaiser und die fremden Fürsten haben das Recht, mit ihrem Wagen in den innern Raum zu fahren."

Ein Blitz von schalkhafter Laune sprühte aus den Augen der Dame, sie maß den Polizeibeamten mit festem

Blick von oben bis unten und rief in hochmüthig sicherem Tone: „Wohlan, mein Herr, — ich bin die Großherzogin von Gerolstein.“

Erstaunt — fast erschrocken trat der Sergent de Bille vom Wagenschlage zurück, und dann in dienstlicher Haltung stehen bleibend nahm er seinen Hut ab.

„Allez,“ rief die Dame, sich in die Kissen zurücklehnend, und in raschem Trabe fuhr der Wagen die große Allee hinauf dem Rundgebäude der Ausstellung zu.

„Unbezahlbar!“ rief Herr von Grabenow.

„Wer war das?“ fragte Julia erstaunt.

„Mademoiselle Hortense Schneider, Großherzogin von Gerolstein und Königin des Variététheaters,“ sagte Herr von Grabenow lachend, — „eine Souveränin, deren Rang und Herrschaft so anerkannt ist, daß der Kaiser Alexander schon von Köln aus sich eine Loge bestellt hat, um sie zu bewundern.“

Julia lächelte. Dann sah sie mit langem, träumerischem Blick dem schon fern dahinrollenden Wagen der kecken Sängerin nach.

„Das ist das glänzende Ende des Weges, den man mich zu gehen zwingen will,“ sagte sie leise, — „wenn man es erreicht, — aber welche Stufen führen zu dieser zweifelhaften Höhe! — ich würde sie nicht übersteigen.“

Und wie um der sich vor ihr öffnenden Gedankenreihe zu entfliehen, zog sie in schnellem Schritt ihren Freund nach dem Innern der Ausstellung hin.

Sie hatten einen Rundgang durch die Räume des Glasbaues gemacht, — sie hatten alle diese so treu nachgeahmten Niederlassungen des eigenthümlich nationalen Lebens aller Völker durchflogen, welche diesen weiten Plan erfüllten und jedem Fremden einen Platz boten, der ihn mit der Erinnerung an die Heimat begrüßte, und waren endlich in den russischen Restaurant getreten, wo sie sich in einer Ecke des eleganten Salons zu einem Diner à la Russe mit verschiedenen Uchas, gepreßtem Kaviar und allen jenen eigenthümlichen, aber vortrefflichen russischen Gerichten niederließen, welche ihnen von den Kellnern in der nationalen Kleidung von schwarzem Sammt und rother Seide servirt wurden.

Immer mehr war der trübe, träumerische Ernst Julia's den bunten, heitern Eindrücken der wundersam vielgestaltigen Bilder gewichen, in kindlich heiterem Geplauder saß sie neben ihrem Geliebten, der sie mit entzückten Blicken betrachtete, und als sie einen Kelch jenes leichten Weins der Champagne geschlürft hatte, der an den nationalen Tafeln Rußlands eben so heimisch ist, wie in dem schönen Lande seiner Entstehung, — da funkelten ihre Augen von froher Lebenslust, — sie athmete

mit vollen Zügen die berauschende Luft der Gegenwart, die graue Vergangenheit vergessend und die langsam heraufziehenden dunkeln Wolken der Zukunft.

Der Abend war herabgesunken und dieser ganze Park mit allen seinen Wundern begann sich theils in Schatten zu hüllen, theils mit hellen Gasflammen zu erleuchten.

„Laß uns," sagte Herr von Grabenow, „bevor wir zurückkehren, noch ein ganz außergewöhnliches Schauspiel aufsuchen, — das chinesische Theater — man sieht dort höchst originelle Pantomimen und akrobatische Kunststücke — es ist in der That merkwürdig."

„Laß uns gehen," erwiederte Julia heiter, — „wir müssen heute den Tag vollkommen benützen, — morgen gehört der Zukunft, „fügte sie ernster hinzu.

„Morgen werde ich für Deine Wohnung sorgen," sagte Herr von Grabenow, ihr den Sonnenschirm und die Handschuhe reichend, — „denn den ersten Theil Deiner Bitte, Dich von Deinen jetzigen Umgebungen zu trennen, erfülle ich mit wahrer Freude."

Der junge Mann hatte dieß in der heiteren Erregung gesprochen, in welche ihn der froh verlebte Tag versetzt, — Julia schien durch die Erinnerung an ihr Gespräch vom Morgen peinlich berührt. Ihr Auge senkte

sich zu Boden, als sie den feinen Schleier über ihr Gesicht herabzog.

„Wozu jetzt der Schleier?“ sagte Herr von Grabenow scherzend, — „laß mir den Anblick Deines lieben Gesichts — das Publikum sieht Dich in diesem Halbdunkel doch nicht.“

Er ergriff scherzend den Schleier und wollte ihn über den Hut zurückschlagen.

„Nein — nein,“ rief sie lebhaft und hielt das zarte Gewebe fest.

Er zog sogleich die Hand zurück und bat mit einem Blick um Verzeihung, — sie bemerkte nicht, daß der Schleier sich an der einen Seite gelöst hatte und nur noch leicht von einer Blume ihres Hutes gehalten wurde, — legte ihren Arm in den seinigen und Beide traten aus der etwas dumpfen Atmosphäre des Restaurants in die freie, würzig laue Abendluft hinaus.

Sie hatten kaum einige Schritte gethan, als der junge Mann den Arm seiner Geliebten lebhaft erbeben fühlte.

„Sieh' da — da,“ flüsterte sie, den Kopf zu ihm erhebend, — „jener Mann, dem wir vor einiger Zeit begegnet, — er kommt hieher, — o wie sein Blick mich erfaßt!“

Herrn von Grabenow's Auge folgte der Richtung

ihres unwillkürlich erhobenen Sonnenschirms und sah wenige Schritte vor sich den Grafen Rivero, der langsam daher geschritten kam und ihn bereits bemerkt haben mußte, denn er blickte lächelnd und mit einer gewissen harmlosen Neugier auf das junge Mädchen an seinem Arm.

Herr von Grabenow fühlte eine leichte Regung eifersüchtigen Mißbehagens und freute sich jetzt, den verhüllenden Schleier nicht von dem Gesichte Julia's entfernt zu haben.

Der Graf trat heran und begrüßte den jungen Mann, indem er zugleich mit der feinsten Artigkeit den Hut abnahm und sich vor Julia verbeugte, die seinen Gruß mit einer leichten Neigung des Kopfes erwiederte.

„Ich habe Sie vergeblich auf dem Klub erwartet," sagte Graf Rivero, — „und habe nach dem Diner einen kleinen Ausflug hieher gemacht. Welche Chance, daß ich Sie hier treffe! — ich darf mir kaum die Frage erlauben, ob ich Sie begleiten darf, — ich muß fürchten, zu stören."

Herr von Grabenow wendete sich wie unschlüssig zu Julia und der Graf richtete mit ruhiger Höflichkeit den Blick erwartungsvoll auf das verschleierte Gesicht des jungen Mädchens. Herr von Grabenow fühlte ein leichtes Zittern ihrer Hand.

„Wir wollen nach dem chinesischen Theater gehen," sagte sie mit einer durch Verlegenheit gedämpften Stimme, — „und ich möchte kein Hinderniß sein."

Der Graf stutzte beim Klange dieser Stimme, da der italienische Accent seinem Ohr nicht entgehen konnte.

Herr von Grabenow sagte mit vollkommenster Höflichkeit: „Es wird uns also eine Freude sein, wenn Sie uns begleiten wollen, Herr Graf."

In leichter Plauderei schritten sie weiter. Der Graf Rivero ging zur Seite des jungen Mannes, und obwohl er eine ganz allgemeine Konversation führte, so richtete er doch öfter seine Bemerkungen mehr oder weniger direkt an die junge Dame und veranlaßte sie zu einzelnen kurzen Antworten, bei denen jedesmal ein Ausdruck auf seinem Gesicht erschien, als suche er eine in seinem Innern heraufsteigende Erinnerung festzuhalten.

Sie nahmen ihre Plätze auf den Stühlen des kleinen chinesischen Theaters hinter dem großen Pavillon des Reiches der Mitte. Die Vorstellung hatte begonnen — man sah diese eigenthümlichen Gestalten auf der kleinen mit bunten Lampen verzierten Bühne ihre grotesken Pantomimen aufführen, von welchen man wenig begreifen konnte und welche ein wenig an die bur-

lesken Szenen der kleinen, so beliebten Polichineltheater erinnerten.

Julia saß still und schweigend da, sie hatte ihren Arm in dem des Herrn von Grabenow gelassen und schmiegte sich in der Dunkelheit des Zuschauerraums innig an den jungen Mann an, der zuweilen sanft ihre Hand drückte, — der Graf blickte aufmerksam auf das originelle Schauspiel, aber sein Blick schien nach innen gekehrt und immer lag jener Ausdruck auf seinem Gesicht, als suche er tief und tiefer in seinen Erinnerungen.

Plötzlich trat eine Gesellschaft in lauter Unterhaltung und heiterem Lachen in den Raum.

Es waren mehrere elegante Herren des Jockeyklubs mit einigen Damen jener zweifelhaften Welt des moralischen Halbdunkels, welche hier einen kleinen Streifzug durch die pikanten Abwechselungen der Ausstellung unternommen hatten. Man sah unter ihnen den Herzog von Hamilton, den Vicomte von Valmory, welchen Julia in der Soirée bei Madame de l'Estrada gesehen hatte, — auch Madame Pamela's schwarz umzeichnete Augen glänzten in dem Strahl der bunten Lampions.

Herr von Grabenow machte eine Bewegung, um aufzustehen.

„Laß uns gehen," flüsterte er Julien zu, — „es sind Bekannte, denen ich nicht begegnen möchte."

Julia erhob sich, — doch gerade diese Bewegung lenkte die Aufmerksamkeit auf sie und ihren Begleiter, der sogleich von den Herren erkannt wurde.

„Ah," rief der Herzog von Hamilton, — „da ist Herr von Grabenow, den man so selten sieht, — man muß also hieher kommen in diesen abgelegenen chinesischen Winkel der Ausstellung, um Sie zu finden! — Doch da ist auch zugleich die Erklärung für diese Zurückgezogenheit," — er verneigte sich lächelnd gegen Julia, — „ein solches Einsiedlerleben zu Zweien ist zu verstehen."

Er wendete sich grüßend zum Grafen Rivero, während die andern Herren den Herrn von Grabenow umringten und Madame Pamela neugierig forschende Blicke auf den Schleier warf, der das Gesicht Julia's verdeckte.

„Wir waren im Begriffe, aufzubrechen," sagte Herr von Grabenow, — „ich muß früh zurückkehren —"

„Aber warum verhüllt Ihre schöne Begleiterin so neidisch ihr Gesicht?" rief der Herzog von Hamilton, — „das ist nicht recht, — schöne Frauen und Blumen müssen alle Blicke erfreuen!"

Julia schmiegte sich ängstlich an ihren Freund, der

in ziemlich kaltem Tone erwiederte: „Madame ist nicht ganz wohl und scheut die kühle Abendluft."

„Sie ist es — ich wette darauf," sagte Madame Pamela zu ihrem Begleiter, — „die Coiffure, — der Wuchs — es ist die kleine Italienerin."

Der Graf Rivero trat an Julia's Seite, wie um sie vor der Annäherung der Gesellschaft zu decken, und Herr von Grabenow schickte sich an fortzugehen — seine ernste Miene bewies, daß er nicht geneigt sei, weitere Scherze gut aufzunehmen.

In diesem Augenblick schloß die Vorstellung, das ganze Publikum verließ seine Sitze und drängte nach den Ausgängen zu.

Die Gruppe, welche sich um Herrn von Grabenow gebildet hatte, wurde einen Augenblick dicht umdrängt, — da — ohne daß man bemerken konnte, aus welcher Veranlassung — löste sich der Schleier von Julia's Hut und fiel zu ihren Füßen nieder, — im Lichte der Lampions sah man ihr in tiefem Erröthen erglühendes Gesicht.

„Ich hatte Recht," sagte Madame Pamela, — ein leiser Ausruf der Ueberraschung entfuhr dem Vicomte von Valmory.

Der Graf Rivero starrte das entschleierte Gesicht des jungen Mädchens mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. Seine großen dunkeln Augen erweiterten sich

und schienen dieß so plötzlich vor ihm erscheinende Bild in allen seinen Zügen erfassen zu wollen, — dann — dieß Alles war das Werk einer Sekunde — bückte er sich schnell, hob den Schleier auf und befestigte ihn mit einer Bewegung voll überlegener Autorität wieder auf dem Hut.

„Es ist spät, man wird die Ausgänge schließen," sagte er dann in festem Tone, — „lassen Sie uns gehen."

Mit ruhiger, aber sehr bestimmt abwehrender Höflichkeit grüßte er die übrige Gesellschaft und schritt Herrn von Grabenow und Julia voran, einen Weg durch das Publikum bahnend.

Die Andern machten keinen Versuch, ihnen zu folgen.

„Da haben wir die kleine Prüde," rief Madame Pamela lachend, — „welche bei dieser guten Marquise de l'Estrada so stolz war!"

„Dieser verteufelte Grabenow hat einen vortrefflichen Geschmack," sagte der Herzog von Hamilton, — „wo in aller Welt hat er nur das gefunden? — Wohlan," rief er dann heiter, — „der Abend ist angebrochen, — was sagen Sie zu einem kleinen Souper im Café Anglais?"

„Einverstanden — einverstanden!" rief man allgemein.

„De longs soupers — de joyeuses chansons,“ trällerte Madame Pamela, und laut lachend und plaudernd machte sich diese ganze Gesellschaft voll sprudelnder Lebenslust auf den Weg nach Paris, um in den glänzenden Salons des Café Anglais bis zum Morgen in rauschendem, herzlosem Jubel Geld, Zeit und Gesundheit zu verschwenden, diese drei Dinge, welche die Jugend so wenig achtet und welche sich später so hart und unerbittlich für die ihnen bewiesene Verachtung rächen.

Fast schweigend waren Herr von Grabenow, Julia und der Graf Rivero zum Ausgange gelangt.

Von einem der dort wartenden Dienstmänner gerufen, erschien das Coupé des Herrn von Grabenow, der, sich von dem Grafen mit herzlichem Händedruck verabschiedend, schnell einstieg.

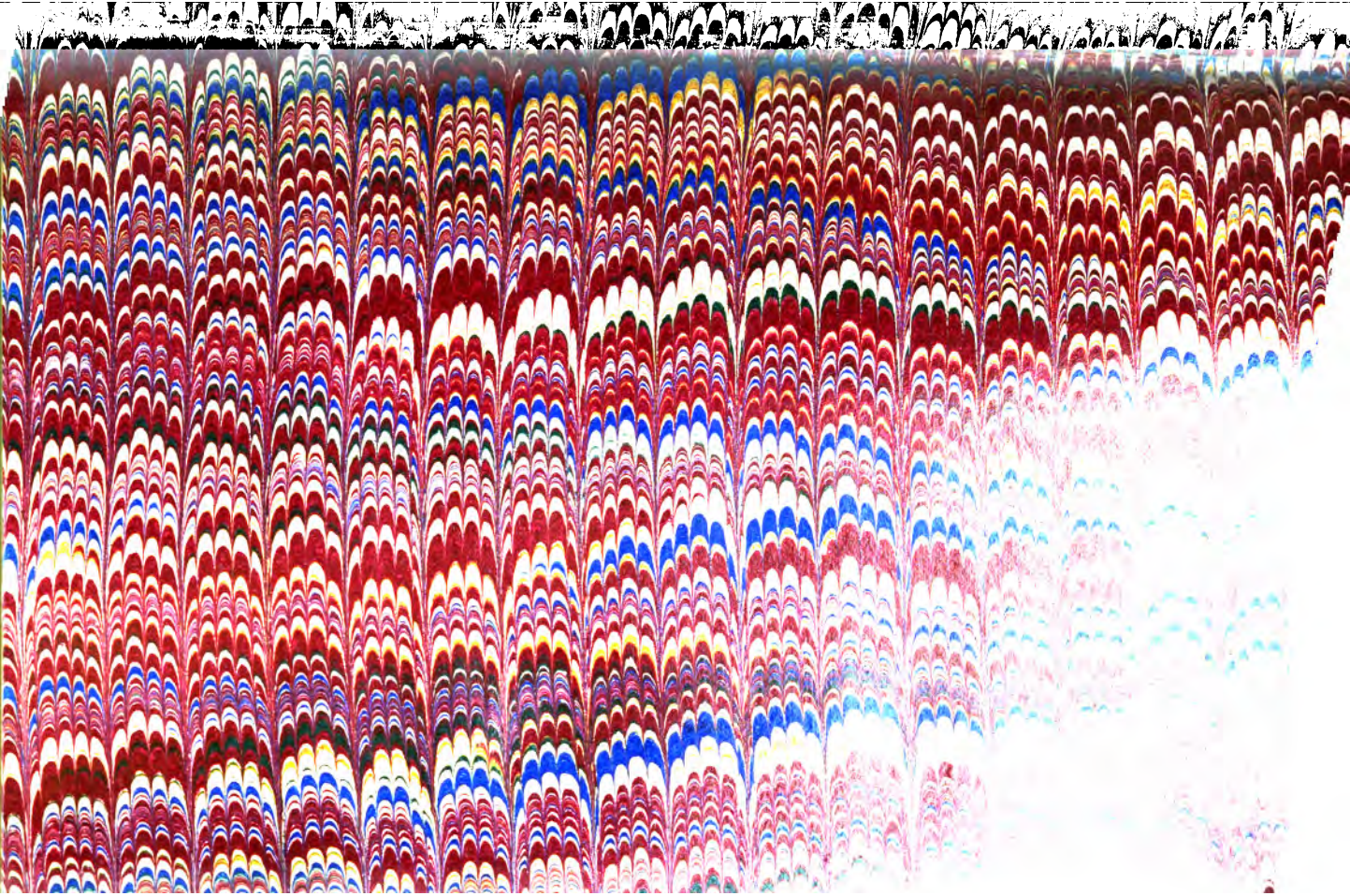
Der Graf Rivero ließ auf einer kleinen goldenen Pfeife, die er aus seiner Tasche zog, einen feinen, aber durchdringenden Pfiff ertönen.

In demselben Augenblick verließ seine leichte Viktoria die bereits sehr wenig zahlreich gewordene Reihe der Equipagen und hielt an seiner Seite.

„Du siehst jenes Coupé, welches soeben dort in der Dunkelheit verschwindet,“ sagte der Graf zu seinem Kutscher, — „Du wirst es nicht aus den Augen verlieren, und wenn es hält, zwanzig Schritte davon halten.“

Er schwang sich leicht in den Wagen. Pfeilschnell schoß auf einen leichten Zungenschlag des Kutschers das ungeduldig schnaubende Pferd dahin und hatte in wenigen Augenblicken das Coupé des Herrn von Grabenow erreicht, dem nun der Wagen des Grafen in gleichmäßiger Bewegung folgte.

Als Herr von Grabenow mit Julia vor dem Hause der Rue Notredame de Lorette ausstieg und sie hinaufführte, hielt der Wagen des Grafen in geringer Entfernung im Schatten der Häuser.

Der Graf stieg schnell aus und langsam auf dem Trottoir hingehend blickte er scharf nach der über der Hausthüre angebrachten Nummer. Dann kehrte er zu seinem Wagen zurück, stieg ein und rief dem Kutscher zu: „Nach Hause!“

„Wäre es möglich,“ sagte er in tiefer Bewegung, — „daß hier das finstere Räthsel meines Lebens sich löste? — Eine schmerzliche Lösung freilich, — aber immer ein hohes Glück im Vergleich mit der schwülen, entsetzlichen Dunkelheit, die mich bisher umgab, — denn ich werde die Macht haben, zu sühnen und gut zu machen, was die Sünde an einem unschuldigen Leben verbrochen.“